

# Niederdeutsches Wort

BEITRÄGE ZUR NIEDERDEUTSCHEN PHILOGIE

begründet von  
WILLIAM FOERSTE †

herausgegeben von  
JAN GOOSSENS

Band 18  
1978



ASCENDORFF · MÜNSTER

Das NIEDERDEUTSCHE WORT wird veröffentlicht von der Kommission für Mundart- und Namenforschung des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe unter Mitarbeit der Niederdeutschen Abteilung des Germanistischen Instituts der Universität Münster.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in einem Band.

Herausgeber: Prof. Dr. JAN GOOSSENS  
Redaktionelle Arbeiten: Dr. GUNTER MÜLLER

Magdalenenstr. 5, 4400 Münster

Copyright © 1979 by Kommission für Mundart- und Namenforschung  
Westfalen, Magdalenenstraße 5, 4400 Münster

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks, der fotomechanischen oder tontechnischen Wiedergabe und der Übersetzung. Ohne schriftliche Zustimmung des Verlages ist es auch nicht gestattet, aus diesem urheberrechtlich geschützten Werk einzelne Textabschnitte, Zeichnungen oder Bilder mittels aller Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien zu verbreiten und zu vervielfältigen. Ausgenommen sind die in den §§ 53 und 54 URG genannten Sonderfälle.

Printed in Germany

Aschendorffsche Buchdruckerei, Münster Westfalen, 1979

ISSN 0078-0545

Inhalt des 18. Bandes (1978)

Hartmut BECKERS	Mittelniederdeutsche Literatur - Versuch einer Bestandsauf- nahme (II) .....	1
Maurits GYSSELING	Zu einigen Grundlagen des Alt- niederländischen .....	48
Willy PIJNENBURG	Ahd. <i>chumft</i> , mnd. <i>kumpst</i> , anl. <i>cuomst</i> .....	64
Ulrich SCHEUERMANN	Die Sprachkarte im Dienste des Dialektwörterbuches .....	70
Günter HÖKE	Zur westfälischen Artikelflexion. Die Verteilung der Fügungen <i>to'm</i> , <i>to'n</i> , <i>to't</i> (Präposition + Artikel im Dat. Sg. neutr.) .....	91
C. VAN BREE	Syntaktische Gegensätze im Nieder- ländischen (und Niederdeutschen) ....	100
Gunter MÜLLER	Bericht über die rechnerunter- stützte Bearbeitung der west- fälischen Toponymie in Münster: Die Flurnamen (I) .....	136
Irmgard SIMON	Zur Veröffentlichung nieder- deutscher Sprichwortsammlungen .....	171



Hartmut Beckers, Münster

MITTELNIEDERDEUTSCHE LITERATUR - VERSUCH EINER  
BESTANDSAUFNAHME (II)\*

3. *Didaktisch-satirische Literatur*

3.1. *Tierdichtung (Fabeln und Tierepos)*

Herausragende Leistungen innerhalb der didaktisch-satirischen Literatur erbrachten mnd. Dichter insbesondere auf dem Gebiet der Tierdichtung, und zwar sowohl in der Gattung der Fabel als auch in der des Tierepos<sup>1</sup>.

3.1.1. *Wolfenbütteler Äsop (Gerhard von Minden)*

Die beiden wichtigsten Denkmäler der mnd. Fabeldichtung sind zwei in engem genetischem Zusammenhang stehende Textsammlungen, die nach den neuzeitlichen Aufbewahrungsorten ihrer jeweils einzigen vollständigen Handschriften als *Wolfenbütteler Äsop*<sup>2</sup> und als *Magdeburger Äsop*<sup>3</sup> bezeichnet werden, obwohl sie aufgrund ihrer Sprache mit hoher Wahrscheinlichkeit beide in Westfalen entstanden sind. Die Identität des Verfassers des *Wolfenbütteler Äsop*, der älteren der beiden Sammlungen, ihre Entstehungszeit und ihre ursprüngliche Sprachform bilden ein Geflecht von Fragen, das von der Forschung bis heute noch nicht befriedigend gelöst werden konnte<sup>4</sup>.

---

\* Teil I (Kapitel 1 und 2) in NdW 17 (1977) 1-58.

- 1 Zur Abgrenzung der beiden Gattungen vgl. K. GRUBMÜLLER, *Meister Esopus. Untersuchungen zur Geschichte und Funktion der Fabel im Mittelalter* (Münchner Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, 56), Zürich München 1977, passim, bes. S.40 (mit Angabe der älteren Literatur).
- 2 Ausgabe: A. LEITZMANN, *Die Fabeln Gerhards von Minden*, Halle 1898.
- 3 Ausgabe (mit mißleitendem Titel!): W. SEELMANN, *Gerhard von Minden* (Niederdeutsche Denkmäler, 2), Bremen 1878.
- 4 Wichtigste Literatur zum *Wolfenbütteler Äsop*: R. SPRENGER, *Zum Niederdeutschen Aesopus*, Nd.Jb. 13 (1887) 69-74; ders., *Zur Kritik und Erklärung des Wolfenbütteler Aesopus*, Nd.Jb. 24 (1898)

Überliefert ist der *Magdeburger Äsop* außer in einem kurzen mnd. Bruchstück von rund 1400 nur in einer einzigen vollständigen Handschrift aus der Mitte oder der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts; diese Hs. weist jedoch nicht niederdt., sondern einen von vielen hyperkorrekten Formen durchsetzten nordwestmitteldt. Lautstand auf<sup>5</sup>. Da nun im Prolog des jüngeren Fabelwerkes, des *Magdeburger Äsop*, gesagt wird, daß der älteste bekannte Verfasser einer deutschen Fabeldichtung ein gewisser Dekan Gerhard von Minden gewesen sei, der um 1370 gedichtet habe, und da sich weiterhin zeigen läßt, daß der *Magdeburger Äsop* auf weite Strecken als eine Art Modernisierung des *Wolfenbütteler Äsop* anzusehen ist, identifiziert man den ohne Verfassernennung überlieferten *Wolfenbütteler Äsop* seit dem Ende des 19. Jahrhunderts gemeinhin mit dem Werk jenes im Prolog der jüngeren Sammlung genannten Mindener Dekans Gerhard. Problematisch ist dabei nur, daß ein Mindener Dekan dieses Namens für die in der Handschrift angegebene Zeit (1370) historisch nicht nachweisbar ist, sondern nur ein Jahrhundert früher, nämlich in den Jahren 1260 bis 1278. Der Herausgeber des *Wolfenbütteler Äsop*, Albert Leitzmann, glaubte deswegen annehmen zu müssen, daß der Schreiber der Handschrift des *Magdeburger Äsop* sich geirrt bzw. ganz einfach verschrieben habe, daß also als Entstehungsjahr des älteren Fabelwerks nicht 1370, sondern 1270 anzusehen sei. Aufgrund einer grammatischen

---

129-139; G. CORDES, *Gerhard von Minden*, in: *Neue Deutsche Biographie* 6 (1964) 272-273; B. KRATZ, *Maulesel und Maus auf der Suche nach einer Braut*, Nd.Jb. 91 (1968) 87-92; G. SCHÜTZE, *Gesellschaftskritische Tendenzen in deutschen Tierfabeln des 13. bis 15. Jahrhunderts* (Europäische Hochschulschriften, III 24), Bern Frankfurt a.M. 1973, S.27f. und passim; L. WOLFF, *Zum zeitlichen Ansatz der Äsopdichtung Gerhards von Minden*, Nd.Jb. 97 (1974) 113-115; GRUBMÜLLER (wie Anm.1) S.375ff. und 412.

5 Vgl. die ausführliche Beschreibung und die Angaben im Lesartenapparat der Ausgabe LEITZMANNs (wie Anm.2). - Zur Sprache des mnd. Fragments von rund 1400 vgl. dessen Abdruck durch F. KEINZ, *Bruchstück einer niederdeutschen Fabelsammlung*, Germania 31 (1885) 89-93.

Untersuchung der Sprache, vor allem der Reime des *Wolfenbütteler Äsop*, kam er weiter zu dem Schluß, daß das Werk ursprünglich in mnd. Sprache geschrieben worden sei. In seiner Ausgabe hat er infolgedessen versucht, dem als Ganzes nur in einem spätmittelalterlichen hyperkorrekten Nordwestmitteldeutsch überlieferten Text eine frühmnd. Sprachform zurückzugeben, wie sie seiner Meinung nach um 1270 in der am Nordostrand Westfalens gelegenen Bischofsstadt Minden geschrieben worden sei. Unter dem Einfluß von Gustav Roethes Abhandlung über die Sprache des *Sachsenspiegels* und der übrigen Werke der niederdt. Dichter des 13. Jahrhunderts<sup>6</sup> haben spätere Forscher darauf hingewiesen, daß um 1270 mit einer Fabeldichtung in mnd. Sprache noch nicht gerechnet werden dürfe: wolle man bei dem um diese Zeit bezeugten Mindener Dekan Gerhard als Verfasser bleiben, dann könne dieser das Werk nur in hoch- (genauer: mittel-)deutscher Sprachform, also ähnlich wie in der späten Wolfenbütteler Handschrift tatsächlich überliefert, geschrieben haben; wenn man dem Verfasser hingegen die im Fragment von 1400 vorliegende niederdeutsche Sprachgestalt zuerkennen wolle, dann müsse die Zeitangabe 1370 der Magdeburger Handschrift akzeptiert werden<sup>7</sup>. Die Frage ist unlängst von Ludwig Wolff<sup>8</sup> unter Berücksichtigung aller bis dahin vorgebrachten Argumente noch einmal zusammenfassend erörtert worden; Wolff ist dabei von seiner früheren skeptischeren Haltung abgerückt und hat sich mit Entschiedenheit sowohl für Leitzmanns Frühdatierung um 1270 als auch für eine von Anfang an niederdt. Sprachgestalt der Dichtung, die zur west-

6 G. ROETHE, *Die Reimvorreden des Sachsenspiegels* (Abh. d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist.Kl., N.F.II, Nr.8), Berlin 1899.

7 Vgl. C. BORCHLING, [Bespr. von LEITZMANN (wie Anm.2)], *Göttinger Gelehrte Anzeigen* (1900) 292-315; L. WOLFF, *Gerhard von Minden*, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters (Verfasserlexikon)*, 1. Aufl., hrsg. v. W. STAMMLER, Bd. 2 (1936) Sp.23-26.

8 WOLFF (wie Anm.4) S.113-115.

fälischen (und nicht zur ostfälischen, dem Hochdeutschen gegenüber offeneren) Literaturprovinz gehöre, ausgesprochen. Die jüngste Stellungnahme zur Datierungsfrage des *Wolfenbütteler Äsop* plädiert demgegenüber wieder mit nicht minderer Entschiedenheit für die Spätdatierung um 1370: in seiner Gattungsmonographie zur mittelalterlichen deutschen Fabeldichtung weist Klaus Grubmüller<sup>9</sup> darauf hin, daß eine umfangreiche Fabeldichtung wie der *Wolfenbütteler Äsop* um 1270 nicht nur innerhalb der sich eben erst zaghaft entfaltenden mnd. Literatur, sondern auch bei Berücksichtigung der Gesamtentwicklung der mittelalterlichen deutschen Fabelliteratur völlig isoliert dastünde. Eine endgültige Lösung des Fragenknäuels um Verfasserschaft, Entstehungszeit und ursprüngliche Sprachform des *Wolfenbütteler Äsop* wird man also erst von einer eingehenden, alle Aspekte der Überlieferungs-, Gattungs- und Sprachgeschichte berücksichtigenden Spezialuntersuchung erwarten dürfen<sup>10</sup>.

Stofflich stellt der *Wolfenbütteler Äsop* sich als ein teilweise (vor allem am Anfang) etwas unbeholfen wirkender Versuch dar, 125 ausgewählte Erzählungen (überwiegend Tierfabeln, daneben aber auch einige moralisierende Schwänke mit menschlichem Personal) aus der lateinischen Prosa des *Romulus*-Corpus in deutsche Verse umzugießen. Der inhaltliche Anschluß an die lat. Quelle ist durchweg recht eng und wird erst gegen Ende der Sammlung etwas freier. Dementsprechend

9 GRUBMÜLLER (wie Anm.1) S.376, Anm.8, und S.412, Anm.4.

10 Außer Betracht bleiben bei der Erörterung der Frage nach der Identität des Fabeldichters Gerhard von Minden mit dem gleichnamigen, um 1270 bezeugten Domdechanten kann wohl ein gewisser Gerhardus de Minda O.P., der *super metaphysicam* und *super ecclesiasten* geschrieben haben soll und um 1277 urkundlich bezeugt ist. STRAUCH identifizierte diesen Gerhard von Minden O.P. zuversichtlich mit einem "meister Gerhard", von dem einige volkssprachige Predigten in einer ripuarischen Sammelhandschrift überliefert sind: Ph. STRAUCH, *Kölner Klosterpredigten des 13. Jahrhunderts*, Nd.Jb. 37 (1911) 21-48, dort S.29; vgl. auch Th. KÄEPELI, *Scriptores ordinis praedicatorum medii aevi*, Bd.2, Roma 1975, S.30 (Nr.1268) und S.39 (Nr.1288f.).

wandelt sich die Erzählweise erst allmählich von anfänglicher schmuckloser Knappheit zu etwas größerer Einläßlichkeit und Fülle<sup>11</sup>. Gegen Ende der Sammlung, wo sich der Verfasser seiner endlich zum Durchbruch gekommenen Erzählfreude überlassen hat und nun auch selbständigere poetische Gestaltungskraft verrät, sind ihm einige ansprechende Stücke mit gekonnter Detailschilderung gelungen; genannt seien der Schwank vom Arzt wider Willen (Nr.99) oder die prachtvolle Fabel vom Kampf der vierfüßigen Tiere gegen die Insekten (Nr.115), die ohne Zweifel den Glanzpunkt der Sammlung bildet. Die moralische Lehre der einzelnen Stücke wird jeweils kurz und prägnant in zwei abschließenden Verspaaren gegeben, wobei der Dichter nicht selten die Griffigkeit und Eingängigkeit sprichwörtlicher Formulierungen erreicht.

### 3.1.2. *Magdeburger Äsop*

Zu Beginn des 15. Jahrhunderts unternahm es ein namentlich nicht bekannter westfälischer Landsmann Gerhards von Minden, das Werk seines Vorgängers einer umfassenden Neubearbeitung zu unterziehen<sup>12</sup>. Dieser anonyme Neudichter, der seiner Sprache nach zu schließen ein gutes Stück weiter westlich beheimatet gewesen sein dürfte als der Mindener Dekan, muß damals schon in hohem Alter gestanden haben, da er erwähnt, daß er vor rund 50 Jahren als junger Mann einen deutschen Fürsten an den dänischen Königshof begleitet habe. Aus ver-

---

11 CORDES (wie Anm.4) Sp.273 rechnet neuerdings mit der Möglichkeit, daß die extreme Knappheit der Schilderungen im Anfangsteil auf sekundäre Kürzungen durch den Schreiber der späten Wolfenbütteler Handschrift zurückgehn könnte.

12 Ausgabe: SEELMANN (wie Anm.3). - Literatur: R. SPRENGER, *Zu "Gerhard von Minden"* [d.i. *Magdeburger Äsop*], Nd.Jb. 4 (1878) 98-104 und 5 (1879) 188; E. DAMKÖHLER, *Zu Gerhard von Minden* [d.i. *Magdeburger Äsop*], Nd.Jb. 13 (1887) 75-81 und 16 (1890) 139-144; W. SEELMANN, *König Waldemar Atterdags Erlebnis bei Pseudogerhard* [d.i. *Magdeburger Äsop*], Nd.Jb. 53 (1927) 49-57; A. LEITZMANN, *Studien zum Magdeburger Äsop*, Nd.Jb. 69/70 (1943/47) 56-66; SCHÜTZE (wie Anm.4) S.30-32 und passim; GRUBMÜLLER (wie Anm.1) S.420f.

schiedenen Anspielungen auf geschichtliche Ereignisse der Jahre 1397-1402, die sich an verschiedenen Stellen des Textes finden, hat Wilhelm Seelmann die Zeit um 1405 als wahrscheinlichen Abfassungstermin des nur in einer ostfälischen Handschrift aus dem späten 15. Jahrhundert erhaltenen jüngeren mnd. Fabelwerks ermittelt.

Der Verfasser des *Magdeburger Äsop* war ein gelehrter und literaturkundiger Mann, der bei seiner Neubearbeitung der älteren Dichtung mehrere lat. Fabelsammlungen zu Rate zog und auch in der höfischen Dichtung des deutschen Südens bewandert war, wie ein Freidanks Namen nennendes Zitat aus dessen Spruchdichtung sowie terminologische Anleihen bei verschiedenen anderen Werken erweisen. Wie Gerhard von Minden gehörte auch er zweifellos dem geistlichen Stand an; gewisse Indizien sprechen dafür, daß er vielleicht Schloßkaplan der Grafen von Hoya war<sup>13</sup>. Sein Fabelwerk unterscheidet sich von dem seines Vorgängers vor allem durch größere Breite und Behaglichkeit des Erzählens. Das manifestiert sich nicht nur in der reizvollen Ausmalung vieler Einzelheiten der Handlung, sondern auch in der Ausführlichkeit der moralischen Nutzenwendungen der Fabeln und der vereinzelt dazwischen eingeflochtenen Schwankgeschichten. Waren die Sinndeutungen im *Wolfenbütteler Äsop* in je zwei Verspaaren prägnant formulierte allgemeine Lebensweisheiten, so sind sie hier breiter angelegte, auf jeweils ganz bestimmte Lebenssituationen (vor allem auf solche des rechtlich-sozialen Bereichs) bezogene Belehrungen. Dabei erweist sich der Dichter mit dem ritterlich-höfischen Leben nicht weniger vertraut als mit dem bäuerlichen. Angenehm berührt sein leidenschaftliches Eintreten für Recht und Gerechtigkeit,

---

13 Zu dieser von SEELMANN (wie Anm.12) ausgesprochenen und von WOLFF (wie Anm.4) aufgegriffenen Vermutung paßt, daß ein Bibliothekskatalog der Grafen von Hoya aus dem 15.Jh. eine (leider verschollene) Sammelhandschrift verzeichnet, die u.a. einen deutschen *Ysopum* (Äsop) enthielt. Vgl. dazu H. BECKERS, *Desse boke de horn den greve van der Hoien vnde sint altomale dudesk*, NdW 16 (1976) 126-143, dort S.134.

auch und gerade für das Recht des einfachen Mannes dem Landesfürsten gegenüber. Andererseits warnt er aber die Bauern davor, sich aus ihrem angeborenen Stand herausheben zu wollen. Eine gewisse Enge der Gesinnung drückt sich in seiner Warnung vor unbedachter Liebe und seiner häufigen Klage über die Zankhaftigkeit, Verlogenheit und Untreue der Frauen aus.

### 3.1.3. *Magdeburger Prosa-Äsop*

Ungeklärt ist bisher, ob und inwieweit eine um 1492 in Magdeburg gedruckte niederdeutsche Fabelsammlung in Prosa, der sog. *Magdeburger Prosa-Äsop*<sup>14</sup>, Einflüsse einer der beiden älteren Fabeldichtungen verarbeitet hat. Der Druck ist zwar im wesentlichen eine unselbständige Leistung, da er in den Erzählteilen der Fabeln meist eine ziemlich wörtliche Übertragung der um 1475 von dem schwäbischen Humanisten Johann Steinhöwel verfaßten Äsop-Bearbeitung darstellt. In Einzelzügen aber, besonders in den der traditionellen moralischen Nutzenanwendung jeder Fabel eigens hinzugefügten Erklärungen des geistlichen Sinns, weicht der niederdeutsche Text von Steinhöwel ab und geht eigene Wege, wobei er Anregungen der älteren niederdeutschen (auch der niederländischen?) Fabelliteratur zu verwerten scheint. Nähere Untersuchungen zur Entstehungs- und Wirkungsgeschichte des *Magdeburger Prosa-Äsop* fehlen noch ganz. Mitheranzuziehen bei der Klärung dieser Probleme wären wohl auch die noch unedierten niederdeutschen Übersetzungen der Auslegungen einer lateinischen Fabelsammlung (*Romulus-Äsop* und *Avian*) in einer 1434 im Zisterzienserkloster Ruhe in

---

14 Vgl. C. BORCHLING - B. CLAUSSEN, *Niederdeutsche Bibliographie. Gesamtverzeichnis der niederdeutschen Drucke bis zum Jahre 1800*, Neumünster 1931-57, Bd.1, Nr. 215 und 216. (Das Werk von BORCHLING - CLAUSSEN wird i.f. abgekürzt zitiert als BC). - Eine moderne Ausgabe des *Magdeburger Prosa-Äsop* fehlt bisher; an Literatur ist lediglich zu nennen: Chr. L. KÜSTER, *Illustrierte Aesop-Ausgaben des 15. und 16. Jahrhunderts*, Diss. Hamburg 1970, S.50 u. 190.

Schleswig-Holstein geschriebenen Sammelhandschrift (Kopenhagen, Kgl. Bibl., cod. GKS 1978)<sup>15</sup>. (Zu den beiden isoliert überlieferten Versfabeln vom Wolf, der Mönch werden will, sowie vom Fuchs und vom Hahn s.u. Abschnitt 3.1.5.).

#### 3.1.4. *Tiersprüche und Vogelparlamente*

Was sich an Kleinformen didaktischer Tierdichtung innerhalb der mnd. Überlieferung findet, gehört im wesentlichen zwei dem Bereich der Allegorese entstammenden Texttypen an: den sog. Tiersprüchen und den sog. Vogelparlamenten. Bei den in einer Handschrift des späten 15. Jahrhunderts überlieferten *Tiersprüchen* werden 36 Tugenden und Laster durch jeweils ein Reimpaar, das einem charakteristischen Tier in den Mund gelegt wird, erläutert (vgl. den Anfang: *Audacia eyn wiltsyn: Stridgherich dove ik in mynen synne Ik achte noch ende doch anbeghynne*)<sup>16</sup>. Die gelehrt-geistlicher Tradition entstammenden Verse waren vermutlich ursprünglich als Erläuterungen zu allegorischen Bilddarstellungen gedacht.

Reicher bezeugt als die Tiersprüche sind die sog. *Vogelparlamente* oder *Vogelsprachen*<sup>17</sup>. Auch bei ihnen handelt es sich um lehrhafte Sprüche, die zunächst wohl als textliche Erläuterungen für eine große allegorische Bildkomposition gedacht waren: von ihrem König zu einem allgemeinen Reichstag herbeigerufen, erteilen die einzelnen Vögel Ratschläge verschiedener Art. Die überlieferten Texte, die W. Seelmann zufolge sämtlich auf ein verlorenes Original des 14. Jahr-

15 Vgl. dazu GRUBMÜLLER (wie Anm.1) S.416, Anm.26a.

16 Ausgabe: W. STAMMLER, *Mittelniederdeutsche Tiersprüche*, Nd.Jb. 45 (1919) 31-35.

17 Ausgabe: F. BUITENRUST HETTEMA, *Reimsprüche der Vögel*, Nd.Jb. 11 (1885) 171-173; W. SEELMANN, *Die Vogelsprachen (Vogelparlamente) der mittelalterlichen Litteratur*, Nd.Jb. 14 (1888) 101-147. - Literatur: I. MEINERS, *Vogelsprachen*, PBB (Tübingen) 91 (1969) 313-334.

hunderts zurückgehn, ordnen sich in zwei Gruppen; in der einen, vertreten durch zwei Handschriften des 15./16. Jahrhunderts und einen Druck von rund 1500 (BC 348), sprechen die Vögel moralische Wahrheiten von allgemeiner Gültigkeit aus; in der anderen, vertreten durch eine Handschrift des 15. Jahrhunderts und zwei Drucke um 1590 (BC 2444 und 2445), sind die Vögel speziell als Ratgeber ihres Königs gedacht, dem sie je nach ihrer Natur gute oder verwerfliche Ratschläge erteilen. Der älteste Textzeuge der letztgenannten Gruppe ist literarhistorisch auch dadurch wichtig, daß in ihm bereits der Fuchs mit dem Namen *Reynecke* genannt wird und somit die Kenntnis der sich mit seinem Namen verbindenden Tiersage in Niederdeutschland schon für das 14./15. Jahrhundert bezeugt wird.

### 3.1.5. *Das Tierepos Reinke de Vos und verwandte Texte*

Während die soeben erwähnten Tiersprüche und Vogelparlamente als zwar reizvolle, aber doch eher Randphänomene darstellende Entwicklungen innerhalb der mnd. Tierdichtung anzusehen sind, haben wir es bei einer leider nur fragmentarisch erhaltenen Reimfabel vom reuigen Wolf, der Mönch werden will<sup>18</sup>, mit einem Text zu tun, der in wichtigeren literarhistorischen Zusammenhängen steht. Dieses isoliert mitten in einer theologischen Sammelhandschrift aus dem späten 14. und frühen 15. Jahrhundert überlieferte Gedicht mutet nämlich schon wie ein leiser Vorklang des ganz zu Ende des 15. Jahrhunderts, nämlich 1498 in Lübeck gedruckten großen Tierepos von *Reinke de Vos* an.

Diese Lübecker *Reinke de Vos*-Dichtung von 1498 stellt nicht nur das bedeutendste Erzeugnis der mnd. Tierdichtung und einen der Glanzpunkte der gesamten mnd. Literatur dar; sie ist darüberhinaus das einzige größere mnd. Dichtwerk, das den Untergang der mnd. Schriftsprache zu Ende des 16. Jahrhunderts überdauert hat und noch im 17. und 18. Jahr-

---

18 Abdruck in C. BORCHLING, *Mnd. Handschriften in Wolfenbüttel und einigen benachbarten Bibliotheken. Dritter Reisebericht* (Nachrichten v.d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. 1902, Beiheft), Göttingen 1902, S.259-260.

hundert sowohl in originalem Wortlaut als auch in überarbeiteter Form gedruckt und gelesen wurde<sup>19</sup>. Seit 1544 ist sie außerdem mehrfach ins Hochdeutsche<sup>20</sup> sowie seit 1555 ins Dänische und weiterhin auch ins Schwedische übertragen worden<sup>21</sup>. Von besonderer Wichtigkeit für die spätere deutsche Literatur sollte Gottscheds 1782 erschienene Prosaübersetzung des Lübecker Originaltextes von 1498 werden; sie nämlich bildet die Grundlage für Goethes Hexameter-Neubearbeitung des Stoffs vom Jahre 1794, deren Sichtweise und Auslegungshorizont übrigens bereits durch den nahezu gleichzeitig erschienenen Aufsatz Herders über *Reineke Fuchs* vorweggenommen wurde.

Schon diese knappen Hinweise dürften deutlich gemacht haben, daß sich die mnd. *Reinke*-Dichtung von 1498<sup>22</sup> durch eine ganz ungewöhnlich breite und lang anhaltende Wirkung auszeichnete. Ihrerseits steht sie aber bereits ebenfalls in einer weit zurückreichenden literarischen Tradition, deren Anfänge sich bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgen lassen und deren geographischer Ausgangspunkt das Gebiet beiderseits der germanisch-romanischen Sprachgrenze in Flandern und Nordfrankreich war. Von den Niederlanden aus ostwärts wandernd, muß die sich um die Zentralgestalten von Fuchs, Wolf und Löwe rankende Tierepik auch in Niederdeutschland schon viele Jahrzehnte vor dem Erscheinen des Lübecker Drucks von 1498 bekannt geworden sein.

Für diese Annahme zeugen neben einer Reihe bildlicher Darstellungen auf Plastiken und Stickereien auch mehrere literarische Anspielungen. Genannt worden war bereits das Vorkommen des Fuchsnamens *Reynecke* in der ältesten Version der mnd. *Vogelsprachen* (s.u. 3.1.4.). Dazu kommen zwei Stellen aus dem *Sündenspiegel* Joseps, einem vor 1450 verfaßten geistlichen Lehrgedicht: in einem darin eingeschalteten schwankhaften Märchenrätsel erscheint *Reyneke* in der Rolle eines listig-verschlagenen

- 
- 19 Vgl. H. MENKE, *Ars vitae aulicae oder descriptio mundi perversi? Grundzüge einer Rezeptions- und Wirkungsgeschichte des Erzählthemas vom Reineke Fuchs*, Nd.Jb. 98/99 (1975/76) 94-136.
- 20 Vgl. Ch. SCHEFFLER, *Die deutsche spätmittelalterliche Reineke-Fuchs-Dichtung und ihre Bearbeitungen bis in die Neuzeit*, in: *Aspects of the Medieval Animal Epic. Proceedings of the International Conference Louvain 1972*, ed. by E. ROMBAUTS - A. WELKENHUYSEN, Leuven 1975, S.85-104.
- 21 Vgl. H. H. MUNSKE, *Die skandinavischen Reineke-Fuchs-Übersetzungen*, Nd.Jb. 93 (1970) 36-53.
- 22 Maßgebliche Ausgabe jetzt: *Reinke de Vos, Lübeck 1498*. Nachdruck des einzig vollständig erhaltenen Exemplars. [Mit einem Nachwort von T. SODMANN], Hamburg 1976.

Mönches, der dem König unlösbar scheinende Rätsselfragen beantwortet (V.1714 ff.), und an anderer Stelle (V.5662 f.) stellt der Autor listige Frauen sentenzhaft in die bedenkliche Nachbarschaft des Fuchses (*De vrouwen, de de konnet listige rede, dar is gerne Reyneke vos mede*)<sup>23</sup>. Schließlich besitzen wir aus Lübeck selbst eine Nachricht vom Jahre 1447, wonach dort damals ein Fastnachtsspiel aufgeführt wurde, das davon handelte, "wie der Löwe vom Thron gestoßen wurde"<sup>24</sup>. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß wir es hier mit einer (leider verlorenen) dramatischen Gestaltung einer Episode aus der Tradition der Löwe-Fuchs-Tierepik zu tun haben. Zusammengenommen machen alle diese Belege hinreichend deutlich, daß der Lübecker Dichter des *Reinke de Vos* von 1498 beim niederdeutschen Publikum bereits gewisse Vorkenntnisse des von ihm behandelten Stoffes voraussetzen durfte.

Die unmittelbare Vorlage des Lübecker Drucks war, wie aus dem Prolog hervorgeht, eine spät-mnl. Dichtung, die wohl um 1460 von *Hinrek van Alckmer* (Heinrich von Alkmaar), einem Vertreter des burgundisch gesinnten Beamtenadels im Stift Utrecht, verfaßt worden war<sup>25</sup>.

Vor Heinrich von Alkmaar hatte es in niederländischer Sprache bereits wenigstens zwei, wenn nicht sogar drei poetische Gestaltungen der Geschichte vom listigen Fuchs und seinen Kämpfen gegen andere Vertreter des Tierstaates gegeben: zunächst die um 1270 von dem flämischen *clerc* Willem van Hulsterloo verfaßte, das ältere Werk eines sonst unbekanntem Dichters Arnout benützende Dichtung *Vanden vos Reinaerde* (sog. *Reinaert I*), sodann um 1380 die Stofflich wesentlich erweiterte anonyme *Reinaerts Historie* (sog. *Reinaert II*). Nicht nur dem Umfang nach, sondern vor allem stilistisch und intentional unterscheiden sich bereits *Reinaert I* und *Reinaert II* erheblich: war das ältere Werk Willems eine in höflicher Grundhaltung geschriebene, eher scherzhaft-humorvolle als bitterernst gemeinte Parodie auf heldenepische Verrätersagen vom Typ des *Karel ende Elegast*, so handelte es sich bei dem jüngeren anonymen Werk um eine von bürgerlichem Geist geprägte, die Welt von Hof, Adel und Geistlichkeit mit schneidender Schärfe attackierende Satire. Um 1460 hatte der burgundische Hofbeamte Heinrich von Alkmaar den tra-

23 Vgl. *Joseps Sundenspiegel. Eine niederdeutsche Lehrdichtung des 15. Jahrhunderts*. Kommentierte Textausgabe von Eva SCHÜTZ (Niederdeutsche Studien, 19) Köln Wien 1973, S.106ff. und 209; s. auch MENKE (wie Anm.19) S.103.

24 Vgl. MENKE (wie Anm.19) S.103 mit Anm.29.

25 Zur Vorlagenfrage des *Reynke de Vos* vgl. allgemein W. KROGMANN, *Die Vorlage des 'Reynke de Vos'*, Nd.Jb. 87 (1964) 29-56 sowie besonders W. FOERSTE, *Von Reinaerts Historie zum Reinke de Vos*, in: *Münstersche Beiträge zur niederdeutschen Philologie* (Niederdeutsche Studien, 6) Köln Graz 1960, S.105-146; speziell zum Werk Heinrichs von Alkmaar K. HEEROMA, *Henric van Alckmaer. Versuch einer Würdigung*, Nd.Jb. 93 (1970) 16-35.

ditionellen Stoff dann einer erneuten Bearbeitung in formaler und inhaltlicher Hinsicht unterworfen: die einzelnen Episoden der Fuchsgeschichte zu vier thematischen Großgruppen ("Büchern") neu arrangierend und innerhalb dieser vier Bücher jeder der in Versform gehaltenen Erzähleinheiten eine den Sinn erläuternde Prosaauslegung hinzufügend, hatte er sein Werk unmißverständlich als eine an die Adresse des burgundischen Landesfürsten gerichtete politische Lehrdichtung konzipiert, in der Interessen des mit dem Landesfürsten paktierenden Neu- (d.h. Beamten-)Adels vertreten und die diesen entgegengesetzten Interessen des Altadels als dem Staatswohl abträglich entlarvt werden sollten. Es muß allerdings angemerkt werden, daß Heinrichs Werk direkt nur durch die Fragmente eines Druckes von 1487 (D) bezeugt ist; Aufbau und Intention seines Werkes lassen sich aber durch einen Vergleich der Lübecker mnd. Bearbeitung von 1498 (R) mit diesen Fragmenten sowie vor allem mit einem Antwerpener Prosavolksbuch (H), das eine Kontamination einer Prosaauflösung des Erzähltextes von *Reinaert II* mit Prolog und Moralisationen aus Heinrich von Alkmaar darstellt, hinlänglich deutlich herausarbeiten.

Bei der Gegenüberstellung von D/H einerseits und R andererseits zeigt sich nun sehr deutlich, daß der Lübecker Bearbeiter bei vergleichsweise geringfügigen Eingriffen in den äußeren Ablauf der Erzählung dem Werk im ganzen eine völlig veränderte Sinndeutung gegeben hat: aus dem praktisch-gesellschaftspolitisch bezogenen Lehrstück des Utrechter Beamtenadligen, aus einem rein innerweltlich orientierten satirisch-didaktischen Fürstenspiegel also, ist unter seinen Händen ein religiös bestimmtes Werk, ein von seelsorgerischer Bestürzung über den moralischen Niedergang der Welt bestimmter satirisch-didaktischer Sündenspiegel geworden. Wie die Forschung der letzten Jahre immer deutlicher herausgearbeitet hat, muß dieser namentlich unbekannte Lübecker Bearbeiter zum Kreis jener am Ende des 15. Jahrhunderts in Lübeck tätigen religiösen Erbauungsschriftsteller aus dem Franziskanerkloster St. Katherina gehört haben, deren erstaunlich vielgestaltige literarische Erzeugnisse in der sog. Mohnkopfpresse gedruckt worden sind<sup>26</sup>. Es scheint überdies so gut wie sicher zu sein, daß es kein anderer als der Bearbeiter des *Reinke de Vos* von 1498 war,

---

26 Vgl. dazu zuletzt SODMANN (wie Anm.22) S.III-VI; Nachweis der wichtigsten älteren Literatur ebd. S.XXIVf.

von dem auch die ein Jahr zuvor erschienene mnd. Version von Sebastian Brants *Narrenschiff* stammt (s.u. 3.2.5.). Möglicherweise hat ihn letztere Arbeit sogar dazu angeregt, die, wie oben angedeutet wurde, auch in Niederdeutschland schon geraume Zeit bekannten Geschichten rund um die Gestalten von Fuchs, Wolf und Löwe "als ein Konterfei der Narrenwelt aufzufassen, die ganz aufs Diesseits gerichtet ist, ohne ans Seelenheil zu denken"<sup>27</sup>. Denn der Tierstaat König Nobels, wie er ihn bei Heinrich von Alkmaar dargestellt fand, war primär gekennzeichnet durch die Auseinandersetzungen zwischen dem dreiste Gewalttätigkeit und nimmersatte Habgier verkörpernden Wolf (als Bild des macht-lüsternen Altadels) und dem aufgrund seiner Schläue und Gerissenheit seinen Vorteil wahren und schließlich auch den König für sich gewinnenden Fuchs (als Sinnbild des idealen Hofbeamten). Ein solcher Tierstaat aber mußte dem Lübecker Franziskaner als Zerrbild eines jeglicher sittlichen Fundierung ermangelnden menschlichen Gemeinwesens erscheinen. In der durch den Fuchs repräsentierten Klugheit der Kinder dieser Welt vermochte er, gemäß den Worten des Apostels Paulus, nur Torheit vor Gott zu erblicken (IV,10,2). In seiner Interpretation des Tierepos konnte es folglich nicht darum gehen, füchsische Klugheit zu lehren, sondern wahre Weisheit: die Weisheit nämlich, *dat quade to myden vnde de dögede to leren*, wie es im Epilog mit ebenso einfachen wie klaren Worten programmatisch ausgedrückt wird. Um diesen neuen *syn* des Tierepos deutlich werden zu lassen, brauchte der Lübecker Bearbeiter am vordergründigen Erzählinhalt, so wie er bei Heinrich von Alkmaar dargestellt war, nicht sonderlich viel zu ändern; ändern mußte er hingegen die von jenem in der Vorrede und in den den

---

27 FOERSTE (wie Anm.25) S.130. - An neueren Arbeiten zur Interpretation des *Reynke de Vos* seien hier nur genannt: L. OKKEN, *Reinke de Vos und die Herren Lübecks*, N&W 11 (1971) 6-24; K. HEEROMA, *Reinkes Verhaftung*, N&W 12 (1972) 35-43; ders., *Reinecke Fuchs: 'Der Sinn des Gesangs'*, N&Jb. 95 (1972) 153-167.

einzelnen Episoden beigegebenen Prosaerklärungen niedergelegte Deutung. Kennzeichnend für die neue Sinnggebung des Epos durch den Lübecker ist schon eine wenig umfangreiche, intentional aber sehr bedeutsame Änderung an der Stelle der Vorrede, wo von den Ständen der menschlichen Gesellschaft die Rede ist. Während für Heinrich von Alkmaar hier (nach dem Zeugnis von H) der Fürsten- und Adelsstand im Mittelpunkt des Interesses steht, betont der Lübecker Franziskaner, daß der Stand der Bauern und Handwerker der von Gott eingesetzte Ur- und Naturzustand des Menschen ist: *wente god almechtich vns in den stad heft ghesath vnde heft vns heten arbeyden vnde so vnse broed wynnē . . . : 'In deme swete dynes anghesyctes schaltu eten dyn broet', dat is, du schalt dy ghenere myt arbeyde* (Vorrede 2,2). Einer derartigen programmatischen Aussage dürfte die Überzeugung zugrunde liegen, daß die gottgewollte Ordnung des menschlichen Zusammenlebens solange gestört ist, wie der Fürstenstand und der Adel von Habgier, Eigennutz, Bestechlichkeit, Ungerechtigkeit und Unbarmherzigkeit beherrscht wird. Ebendeshalb wird der Lübecker Bearbeiter auch nicht müde, die durch die Sündhaftigkeit der Herren hervorgerufenen Leiden der Armen zu betonen: *Wan etlyke heren vnde vorsten in der werlde twydrachtich syn vnde se syck vorlycken . . . , dyt wert betalet myt deme ghemenen volke, myt deme gude der undersaten, myt ereme suren swete vnde blude* (I,39,7).

Ohne hier auf weitere Einzelheiten, in denen sich die Bearbeitungstendenzen des Lübecker *Reinke*-Verfassers ausdrücken, eingehen zu können (hierfür sei summarisch auf die Untersuchungen von W. Foerste, K. Heeroma und L. Okken verwiesen), soll abschließend noch die Frage gestellt werden, an welche Adressaten sich das Werk vornehmlich gerichtet haben dürfte. Sicher nicht in erster Linie an das einfache Volk, obwohl der Verfasser dessen Rechte so energisch vertritt, daß man im *Reinke de Vos* so etwas wie ein fernes Donnergrollen jener religiösen und sozialen Unruhen zu verspüren vermeint hat, die sich wenige Jahrzehnte später in Reformation und Bauernkrieg blutig entluden. (Wobei

freilich meist vergessen wird, daß die vom Lübecker Bearbeiter ausgesprochenen Gedanken alter christlicher Tradition entstammen und gerade in von franziskanischem Geist geprägten Kreisen immer wieder betont worden sind.) Das einfache Volk kommt als primärer Adressat des *Reinke* schon deshalb nicht in Frage, weil um 1498, anders als ein halbes Jahrhundert später, die Kunst des Lesens und Schreibens immer noch recht wenig verbreitet war; auch aus rein ökonomischen Gründen mußten die einfachen Volksschichten als Käufer eines Buches von derartigem Umfang ausscheiden. Die vom Lübecker *Reinke*-Verfasser angesprochene Leserschicht dürfte vielmehr, wie L. Okken gezeigt hat, in erster Linie die patrizische Führungsschicht Lübecks gewesen sein, deren seelsorgerische Betreuung sich jene zuvor erwähnte Gruppe von Erbauungsschriftstellern aus dem Franziskanerkloster St. Katherina besonders angelegen sein ließ. Dieser patrizischen Führungsschicht, aus der sich die Bürgermeister und Ratsherren der Stadt rekrutierten, in der Gestalt des pervertierten Tierstaates einen Warnspiegel vor Augen zu halten, um sie so zu verantwortungsbewußtem Gebrauch von Macht und Reichtum sowie zur Wahrung von Recht und Gerechtigkeit gegenüber jedermann zu mahnen - das dürfte das eigentliche Anliegen des *Reinke*-Dichters von 1498 gewesen sein.

Der Erfolg des *Reinke de Vos* blieb jedoch keineswegs auf Lübeck beschränkt. Bereits 1517 erschien in Rostock ein unveränderter Nachdruck, und 1539 kam ebendort eine Umarbeitung des Lübecker Textes heraus, die mit ätzender Schärfe in die seit Luthers Thesenanschlag erbittert geführten Glaubenskämpfe eingriff<sup>28</sup>. Der anonyme Rostocker Bearbeiter (der vielleicht mit dem Drucker des Werks, J. Dietz, identisch ist) hat dabei die von franziskanisch-

---

28 BC Nr.1312. - Ausgabe: H. BRANDES, *Die jüngere Glosse zum Reinke de Vos*, Halle a.d.S. 1891. - Literatur: E. SCHAFFERUS, *Der Verfasser der jüngeren Glosse zum Reinke de Vos*, Zeulenroda 1933; G. CORDES, [Bespr. von SCHAFFERUS 1933], Nd.Jb. 60/61 (1934/35) 205-206; MENKE (wie Anm.19) S.110 mit Anm.54.

altgläubigem und zugleich hansestädtisch-demokratischem Geist geprägte Lübecker "Glosse" von 1498 ersetzt durch eine militant protestantische, die auch hinsichtlich der Auffassung von der weltlichen Macht im wesentlichen der lutherischen Lehre folgt. Dabei zeigt sich der Rostocker Glossator als Mann von außergewöhnlicher Belesenheit, denn außer umfangreichen Bibelzitataten hat er in seine "Glosse" noch eine Fülle von ins Niederdeutsche übersetzten Zitaten aus der zeitgenössischen hochdeutschen Reformationsliteratur sowie aus dem mhd. didaktischen Schrifttum (besonders aus Freidanks *Bescheidenheit* und aus dem Renner Hugos von Trimberg) eingearbeitet. Die Rostocker *Reinke*-Bearbeitung von 1539 ist in der Folgezeit in verschiedenen Offizinen noch wiederholt neuaufgelegt worden; sie liegt auch der 1544 in Frankfurt gedruckten hochdeutschen Reimbearbeitung des M. Beuther sowie den dänischen und schwedischen Versionen zugrunde<sup>29</sup>.

Sicherlich im Zusammenhang mit der Wirkung des *Reinke de Vos* dürfte auch die Entstehung der spätmhd. Fabel *De vos unde de hane*<sup>30</sup> zu sehen sein, in der der päpstliche Ablasshandel satirisch angegriffen wird. Der Verfasser der kleinen Dichtung, die lediglich in einer wohl erst um 1580 im jütischen Kloster Borglum angefertigten Handschrift überliefert ist, weiß die Stilmittel der Ironie treffsicher zu handhaben: er läßt den Fuchs, dem die schon sicher geglaubte Beute mit knapper Not noch einmal entkommen ist, scheinheilig über die Treulosigkeit der Welt lamentieren (*De loue is ute der werlde getogen, we nu louet, de wert bedrogen*); als sich der Hahn noch nicht einmal durch Hinweis auf einen päpstlichen Ablassbrief beschwatzen läßt, muß der Fuchs mit der Feststellung *Doerheit maket arbeit, wysheit maket salichheit* resigniert abziehen.

29 Auf die weitere Filiation der *Reynke*-Drucke des 16. Jahrhunderts und der Folgezeit kann hier nicht mehr eingegangen werden; vgl. dazu MENKE (wie Anm.19) und die dort angegebene Literatur.

30 Ausgabe: G.W. DASENT, *De vos un̄ de hane*, ZfdA 5 (1845) 406-412.

### 3.2. *Schriften zur Ständedidaxe und Ständesatire*

Versichtungen und Prosaschriften über Probleme des mittelalterlichen Gesellschaftsaufbaus, die nicht in die unterhaltsame Erzählform der Fabel oder des Tiererepos gekleidet waren, sondern entweder direkt und unverhüllt belehrend in der Form der Ständedidaxe oder in verhüllt-verfremdender Form als Ständesatire auftraten, spielten - anders als in der mittel- und frühneuhochdeutschen Literatur - innerhalb der mittelniederdeutschen Literatur eine vergleichsweise bescheidene Rolle<sup>31</sup>. Das ist sicherlich in erster Linie dadurch bedingt, daß die Schicht des Adels in Norddeutschland, die ja an sich noch vor, jedenfalls aber neben dem Bürgertum die eigentliche Zielgruppe derartiger Schriften hätte sein sollen, infolge des grundsätzlichen Desinteresses dieses norddeutschen Adels an niederdeutsch geschriebener Literatur (s.o. 1.2.1.) auch Texte dieser Art wenn schon, dann in hochdeutscher Sprache las. (Dies gilt jedenfalls für den norddeutschen Adel im allgemeinen; bei der niederdeutsch sprechenden Adelsschicht im Baltikum lagen die Dinge teilweise anders [s.u. 3.2.2].) Als Adressat eines ständedidaktischen und ständesatirischen Schrifttums in mnd. Sprache kommt somit im wesentlichen nur das niederdeutsche Bürgertum, speziell die patrizische Führungsschicht der Hansestädte, in Betracht.

#### 3.2.1. *Johanns von Brakel Bearbeitung des Tractatus de regimine principum*

Ein um 1283/85 von dem Thomas von Aquin-Schüler Aegidius Romanus, dem Lehrer und Erzieher des französischen Dauphins und späteren Königs Philipp IV., verfaßtes Handbuch über die ethisch-religiöse und politische Bildung eines Fürsten

---

31 Vgl. allgemein W. HEINEMANN, *Zur Ständedidaxe in der deutschen Literatur des 13.-15. Jahrhunderts*, PBB (Halle) 88 (1967) 1-90; 89 (1968) 290-403; 92 (1970) 388-437.

(*Tractatus de regimine principum*) wurde gegen 1350/80 von Johann von Brakel<sup>32</sup>, einem auch als Verfasser eines lat. Predigtzyklus bekannten Lesemeister des Osnabrücker Augustinerklosters, ins Niederdeutsche übertragen<sup>33</sup>. Das Werk ist allerdings keine eigentliche Übersetzung, sondern, wie der Prolog deutlich macht, eine für das Verständnis von Laien geschaffene freie Bearbeitung: *also wil ick ... dat mit godes hulpen dor ene ghemeyne nut mit eynualdichen unde oppenbaren worden vorderbringhen an dudisch, nicht word vt worden, sunder den sin uten worden to summerende unde doch nicht vorder, dan et de leyen vorstan kunnen*. Wie das lat. Original ist auch die mnd. Bearbeitung in drei Bücher eingeteilt: im ersten wird gezeigt, wie ein Fürst (zugleich aber auch jedermann) sich selbst beherrschen, im zweiten, wie er seine Familie und sein Hausgesinde, im dritten, wie er sein Reich regieren soll. Das von hohem sittlichen Ernst getragene Werk ist von Johann von Brakel ausdrücklich als Anleitung zu sittlicher Lebensgestaltung für *dat volck gemeyne* geschrieben: Wenn auch, wie er einleitend sagt, nicht jeder Mann Fürst oder Herrscher sein könne, so solle sich doch jeder so verhalten, daß er ein Fürst oder Herrscher sein könnte. Die Tatsache, daß die einzig erhaltene Handschrift des Werks, mit einem *Sachsenspiegel* und anderen Rechtschriften zusammengebunden, ehemals der Ratsbibliothek der Stadt Hildesheim angehörte, deutet darauf hin, daß man das Werk in der Verwaltungspraxis des hansischen Bürgertums als Ratgeber in staatsrechtlichen Fragen schätzte. Und daß man in den niederdeutsch-niederrheinischen Laienkreisen mit einem mehr als nur einmaligen Interesse an den im

---

32 Vermutlich aus Brakel im Kreis Höxter (Westf.). Die in den meisten älteren Literaturgeschichten anzutreffende Namensform Johann von Brack beruht auf Verlesung der handschriftlichen mnd. Namensform *Bracle*.

33 Ausgabe: A. MANTHE, *Aegidius Romanus. De regimine principum. Eine mittelniederdeutsche Version*, Lund 1919.

*Tractatus* behandelten Fragen rechnen darf, geht daraus hervor, daß sich im niederrheinisch-westfälischen Grenzgebiet ein ebenfalls um 1400 entstandenes Bruchstück einer zweiten volkssprachigen Übersetzung dieses Werks gefunden hat<sup>34</sup>.

### 3.2.2. *Stephans Schachbuch*

Eine der verbreitetsten allgemeinen Standes- und Sittenlehren des europäischen Mittelalters war die um 1250 von dem norditalienischen Dominikaner Jacobus de Cessolis verfaßte *Scala ludis scacorum*, in der unter dem Bilde des Schachspiels und seiner Figuren über die einzelnen menschlichen Stände und ihre Beziehungen zueinander gehandelt wird. Hochdeutsche Vers- und Prosaversionen dieses wegen seines geschickten Wechselspiels zwischen lehrhaften Aussageteilen und die Lehre illustrierenden Beispiel-erzählungen beliebten "Schachzabelbuchs" sind in großer Zahl überliefert; in niederdeutscher Sprache scheint es dagegen nur einmal bearbeitet worden zu sein. Bei dieser mnd. Version handelt es sich um eine gegen 1365 in Dorpat in Estland entstandene poetische Bearbeitung von knapp 6000 Versen Länge, als deren Verfasser sich ein (urkundlich nicht nachweisbarer) Meister Stephan, Scholasticus an der Dorpater Domschule, nennt (V. 5883)<sup>35</sup>. Der Dichter hat das Werk, das eine inhaltlich recht freie Bearbeitung der Vorlage darstellt, dem aus vornehmem Lübecker Geschlecht stammenden Dorpater Bischof Johann von Vyffhusen (1357-75)

<sup>34</sup> Ausgabe: A. TILLE, *Eine mittelniederdeutsche Übersetzung des 'Tractatus de regimine principum' von Egidius Romanus*, Zs.f.d. gesamte Staatswissenschaft 57 (1901) 484-496.

<sup>35</sup> Ausgabe: W. SCHLÜTER, *Meister Stephans Schachbuch. Ein mittelniederdeutsches Gedicht des 14. Jahrhunderts*, in: Verhandlungen der gelehrten Estnischen Gesellschaft zu Dorpat 11 (1883) 1-202; auch separat unter gleichem Titel erschienen Norden Leipzig 1889. - Literatur: E. SPRENGER, *Zu Meister Stephans Schachbuch*, Nd.Jb. 14 (1888) 153-155; 31 (1905) 62-64; 32 (1906) 138-139; E.A. KOCK, *Zu Meister Stephans Schachbuch*, Nd.Jb. 30 (1904) 147-153; C.T. SAUL, *Studien zu Meister Stephans Schachbuch*, Diss. Münster 1926.

gewidmet; eigentliche Adressaten sind aber, wie im Prolog (V.16 und 31) deutlich gesagt wird, die *heren* und *eddelen lude* insgesamt, speziell wohl die deutschstämmige Oberschicht des Baltikums. Ziel des Dichters ist es, diese Oberschicht zu einem von christlicher Sittlichkeit geprägten sozialen Verantwortungsgefühl gegenüber den unteren Ständen, den Bürgern und besonders den Bauern, zu erziehen. Aus dem ganzen Werk, vornehmlich aber aus den freien Hinzufügungen zur Vorlage darstellenden Teilen, spricht die reiche Lebenserfahrung eines Mannes, der die sozialen Härten und Nöte der Zeit mit klarem Blick erkannt hat und der sich bemüht, die (im Baltikum ja besonders schroffen) Gegensätze zwischen Hoch und Niedrig zu mildern. Eindringlich warnt er vor den für das Gemeinwohl schädlichen Folgen egoistischen Besitzstrebens; immer wieder appelliert er an die Herrenschicht, die Bauern nicht ungerecht zu unterdrücken und auszubeuten. Ebenso mahnt er aber auch die Bauern zu sittlicher Lebensführung auf der Basis der zehn Gebote und zu treuem Dienst für ihre Herren. Auch bei den Bemerkungen über die Handwerker (V.2717 ff.) hat er offenbar speziell die Verhältnisse im Baltikum, etwa in der Hansestadt Reval, vor Augen. Andere Teile des Werks, so die Ausführungen über die Tugenden von König und Königin, über die Pflichten von Richtern, Schreibern, Ärzten oder Apothekern, über Frauensitte oder über das Verhältnis zwischen Jung und Alt, sind allgemeiner gehalten und nicht speziell auf die Verhältnisse im Baltikum beziehbar. Auf's Ganze gesehen, ist Stephans *Schachbuch* jedenfalls ein schätzenswertes Zeugnis der von warmer Menschlichkeit getragenen sozialerzieherischen Bemühungen eines im östlichen Kolonialland tätigen niederdeutschen Priesters und Schulmannes, der nach dem *Schachbuch* auch noch mit einer weiteren Dichtung didaktischen Charakters, einer *Disticha Catonis*-Bearbeitung (s.u. 3.3.2.), hervorgetreten ist. Dem *Schachbuch* selbst scheint, obwohl sich keine einzige Handschrift erhalten hat, eine nicht unbeträchtliche und jedenfalls länger anhaltende Wirkung

beschrieben gewesen zu sein: im Jahre 1498/99, also rund 125 Jahre nach seiner Entstehung, fand es nämlich noch den Weg zur Druckerpresse, und zwar bezeichnenderweise in die den Lübecker Franziskanern nahestehende, für ihre volkserzieherischen Veröffentlichungen bekannte Mohnkopf-Offizin in Lübeck (BC Nr.316).

### 3.2.3. *Spruchgut und kleinere Lehrschriften zu Problemen des sozialen Lebens*

Unter den vielerlei Spruchsammlungen aus mnd. Zeit (vgl. dazu allgemein Abschnitt 3.3.) gibt es auch einige, die spezielle Probleme des sozialen Lebens zum Thema haben und daher schon hier im Rahmen der Texte zur Ständedidaxe zur Sprache kommen sollen.

Eine *Bonae doctrinae pro communi bono* betitelte Spruchsammlung über die Prinzipien gerechter Herrschaft und das Gemeinwohl<sup>36</sup> geht im wesentlichen auf *Dicta* von Autoren des klassischen Altertums und der Kirchenväter zurück; sie ist anscheinend nur in der Emdener Handschrift von Joseps *Sündenspiegel* überliefert.

Größerer Beliebtheit vor allem im westlichen Teil Niederdeutschlands erfreute sich demgegenüber ein in den Niederlanden entstandenes Gedicht *De eyne stat wilt regieren*<sup>37</sup>, das in knapper Form die sittlichen Grundsätze einer gedeihlichen Stadtregierung aufzählt. Spruchgedichte wie dieses sind nicht nur innerhalb von Handschriften überliefert, sondern treten auch als Inschriften an Rathäusern verschiedener Städte auf. Dies gilt sowohl für die er-

---

36 Ausgabe: A. REIFFERSCHIED, *Geistliches und Weltliches in mittelniederdeutscher Sprache nach der Emdener Handschrift No. (139) 64*, Emdener Jahrbuch 15 (1905) 187-271, darin S.253-257.

37 Ausgabe: W. SEELMANN, *Brüsseler Lehren vom Stadtreghent und ihr Nachwuchs*, Nd.Jb. 47 (1921) 25-30; vgl. auch R. PETERS, *Die mittelniederdeutschen Gedichte der Paderborner Handschrift Sa 8*, NdW 14 (1974) 59-75, dort S.63 [Textabdruck] und S.69f. [Kommentar].

währten, ursprünglich niederländischen *Lehren vom Stadtregiment* als auch für eine in hansischen Kreisen entstandene Spruchkette: diese, eine Mahnung zu politischer Eintracht, Warnung vor Bestechlichkeit von Richtern und Ratsherren sowie Forderung nach gleicher Rechtsprechung für Arm und Reich, ist sowohl in eine aus Stettin stammende Sammelhandschrift heterogensten Inhalts<sup>38</sup> eingetragen wie auch als Inschrift im Saal des Artushofes zu Danzig angebracht worden<sup>39</sup>.

Kurz hingewiesen sei in diesem Zusammenhang noch auf eine im Umkreis der ostniederländisch-westfälischen *Devotio Moderna* entstandene, von der älteren Forschung fälschlich als Werk des Münsterschen Fraterherren Johannes Veghe angesehene allegorische Tugendlehre für einen Fürsten (*Geistliche Jagd*)<sup>40</sup>. Diese später (Abschnitt 8.2.) näher zu besprechende Schrift enthält zwar auch einen Abschnitt über die spezifischen fürstlichen Standestugenden wie Weisheit, Milde, Freigiebigkeit usw. (Ed. S.385 f.), ist jedoch im ganzen eindeutig als religiöse Erbauungsschrift konzipiert und gehört somit nicht zum eigentlichen ständedidaktischen Schrifttum.

### 3.2.4. *Die ständedidaktischen und ständesatirischen Schriften Hermann Botes*

Um das Jahr 1493 erschien in Lübeck eine umfangreiche Versdichtung ständedidaktischer Thematik mit dem Titel *Dat boeck van veleme rade*<sup>41</sup>, als deren Verfasser sich in einem aus den Anfangsbuchstaben der Kapitel II bis XI gebildeten Akrostichon ein gewisser Hermen Bote ermitteln läßt. Dieser Hermen (Hermann) Bote ist, wie man inzwischen

38 Beschreibung der Hs. und Abdruck der Sprüche bei C. BORCHLING, *Mittelniederdeutsche Handschriften. Zweiter Reisebericht* (Nachr. v.d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl. 1900, Beiheft), Göttingen 1900, S.108-114.

39 Vgl. A. SCHMIDT, *Beziehungen der Jütischen Sammlung (Stockholmer Hs.126) zu Danzig*, Nd.Kbl. 55 (1942) 58-59.

40 Teilausgabe in F. JOSTES, *Drei unbekannte deutsche Schriften von Johannes Veghe*, *Historisches Jb. der Görres-Gesellschaft* 6 (1885) 345-412, darin S.379-392.

41 BC Nr. 233. - Ausgabe: H. BRANDES, *Hermen Botes Boek van veleme rade*, Nd.Jb. 16 (1890) 1-41; Auszüge in G. CORDES, *Auswahl aus den Werken von Hermann Bote* (Texte zur Deutschen Philologie und Literaturgeschichte, 1), Wolfenbüttel Hannover 1948, S.1-12.

weiß, eine der menschlich interessantesten und literarisch fruchtbarsten Persönlichkeiten jener gesellschaftlich und religiös so bewegten Epoche des ausgehenden 15. und frühen 16. Jahrhunderts, die man neuerdings (vor allem in der ostdeutschen Forschung) durch die Bezeichnung Zeit der frühbürgerlichen Revolution zu charakterisieren pflegt. Die Bedeutung Hermann Botes ist von der Forschung erst allmählich erkannt worden, da seine Werke durchweg anonym überliefert und höchstens durch versteckte akrostichische Namensnennung als von ihm stammend gekennzeichnet sind. Nachdem sein Werk im großen und ganzen feststand, hat ihn J. Nadler mit leicht übertreibendem Enthusiasmus als den begabtesten niederdeutschen Dichter seiner Zeit, ja vielleicht der ganzen mnd. Literatur, bezeichnet<sup>42</sup>; nachdem es unlängst gelungen ist, ihn endgültig auch als Verfasser des bis in die Neuzeit weit verbreiteten "Volksbuches" *Ulenspiegel* zu sichern, hat die Hochschätzung Botes sich wohl allgemein durchgesetzt. Da Botes literarisches Werk ohne Kenntnis der Lebensumstände des Verfassers nicht recht verständlich ist, und da Bote zudem das seltene Beispiel eines Autors aus mnd. Zeit bietet, über dessen persönliche Lebensumstände wir überdurchschnittlich gut unterrichtet sind, wird es sich empfehlen, hier zunächst die wichtigsten Fakten über sein äußeres Leben zu nennen und einen Überblick über die zeitliche Abfolge seiner den verschiedensten literarischen Gattungen angehörigen Schriften zu geben<sup>43</sup>.

Hermann (Hermen) Bote wurde in den fünfziger oder sechziger Jahren des 15. Jahrhunderts als Sohn eines in Braunschweig ansässigen Schmiedemeisters und Ratsmitglieds geboren. Urkundlich erstmals nachgewiesen ist er 1488: bei den seine Heimatstadt seit Jahrzehnten

---

42 J. NADLER, *Literaturgeschichte des Deutschen Volkes*, 4. Aufl. Berlin 1939, Bd.1, S.575.

43 Knappe Zusammenfassung des gegenwärtigen Forschungsstandes bei G. CORDES, *Bote, Hermen (Hermann)*, in: *Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon*, 2., völlig neubearb. Aufl. hrg. v. K. RUH, Berlin New York 1978, Bd.1, Sp.967-970; ausführlicher, aber stark hypothetisch B.U. HUCKER, *Herzmann Bote*, *Niedersächsische Lebensbilder* 9 (1976) 1-21.

durchtobenden Auseinandersetzungen zwischen den patrizischen Bürgergeschlechtern und den Gilden und Zünften der Handwerker hatte Hermann Bote mit Streit- und Spottliedern gegen die Gildeherrschaft und für die Patrizier Stellung genommen; er wurde deshalb beim Handwerker-aufstand von 1488 mitsamt seinem Vater aus der Gilde ausgeschlossen und seines Amtes als städtischer Zollschreiber entsetzt. Um 1490-93 war er als Landrichter (*hogreve*) in der bei Braunschweig gelegenen Landschaft Papenteich tätig, von 1494-96 amtierte er als Verwalter des Rathauskellers der Braunschweiger Altstadt. 1497 wurde er wieder in sein altes Amt als städtischer Zollschreiber eingesetzt, verlor es jedoch erneut beim Handwerker-aufstand von 1513, bei dem sogar sein Leben in Gefahr geriet. Danach ist er noch als Verwalter der städtischen Ziegelei tätig gewesen; im Sommer 1520 wird er gestorben sein.

Botes literarische Tätigkeit, soweit sie sich bis jetzt übersehen läßt, begann um 1488 mit jenen kurzen politischen Streit- und Spottliedern, die ihn sein Amt kosteten, setzte sich mit der um 1493 in Lübeck gedruckten umfangreichen ständedidaktischen Dichtung *Dat boeck van veleme rade* fort, umfaßte dann eine Reihe thematisch sehr unterschiedlicher Prosaschriften (eine zwischen 1483 und 1503 geschriebene Weltchronik, die große, wohl um 1500 verfaßte Satire vom Erzschalk Till Eulenspiegel, das 1510/14 entstandene *Schichtboick*, eine Chronik über die jahrzehntelangen Kämpfe zwischen den Braunschweiger Patriziern und Gilden, sowie eine zweite, erst 1518 fertiggestellte Weltchronik), und endete schließlich 1519/20 mit zwei politischen Liedern auf die Hildesheimer Stiftsfehde sowie einer allgemein-didaktischen Spruchsammlung mit dem Titel *De köker* ('Der Köcher'). (Zu den wenig überzeugenden Versuchen der jüngsten Zeit, H. Bote auch noch eine Reihe weiterer anonym überlieferter mnd. Texte zuzuschreiben, vgl. man das unten im Anschluß an die Besprechung des *Ulenpiegels* und des *Narrenschiffs* Gesagte). Gemäß der thematischen Anlage der vorliegenden Abhandlung sollen hier zunächst nur die beiden primär ständedidaktischen bzw. ständesatirischen Schriften Botes zur Sprache kommen, der allgemein-didaktische *Köker* dagegen erst im folgenden Abschnitt, die beiden Lieder auf die Hildesheimer Stiftsfehde im Abschnitt über die historisch-politischen Lieder (4.3.3.), die Weltchroniken und das *Schichtboick* schließlich im Rahmen der übrigen mnd. historiographischen Literatur (Abschnitt 5.2.).

*Dat boeck van veleme rade*<sup>44</sup>, wohl während Botes Tätigkeit als *hogreve* in Papenteich entstanden (vgl. V.198 des Epilogs), ist ein von den bitteren Erfahrungen des Braunschweiger Aufstandes von 1488 geprägter, vor allem an die Hansestädte gerichteter allegorischer Ständespiegel. Ausgehend von der Vorstellung, daß ein gedeihliches Zusammenwirken der Stände im Gesellschaftsorganismus sich dem Ineinandergreifen der verschiedenen Räder eines Mühlwerks vergleiche, zugleich aber auch (vor allem im zweiten Teil) mit dem Gleichklang

44 Ausgabe: s. Anm.41. - Literatur: BRANDES (wie Anm.41); HEINEMANN 1969 (wie Anm.31) S.343-349.

der Wörter *rad* 'Rad' und *råd* 'Rat' spielend, werden von Bote nacheinander fünf gute und fünf schädliche "Räder" vorgeführt. Die fünf guten (Mühlrad, Kammrad, Windenrad, Wagenrad und Pflugrad) versinnbildlichen den ständischen Aufbau der mittelalterlichen Gesellschaft: den Papst und die Geistlichkeit, den Kaiser, die Fürsten, die Städte und die Bauern. Schwieriger zu deuten ist die Gruppe der schädlichen "Räder" (Triebrad, Spulrad, Glücksrad, Sporenrad, zerbrochenes Rad). Der älteren Forschungsmeinung, wonach hiermit fünf Menschengruppen gemeint sind, durch deren törichtes oder boshaftes Handeln das Gemeinwohl bedroht wird (nämlich durch Frauen, unerfahrene Ratgeber, Schwarzkünstler, Toren sowie Diebe und Betrüger), steht die jüngere und plausiblere Meinung gegenüber, daß diese fünf "Räder" fünf Menschengruppen versinnbildlichen, deren Rat man nicht vertrauen soll (Wortspiel 'Rad' : 'Rat'). Jedem "Rad" (Stand) der ersten Gruppe ist dabei je ein "Rad" der zweiten zugeordnet: die Frauen als Versucherinnen der Geistlichkeit, eigensüchtige Adelsöhne als schlechte Ratgeber dem Kaiser, profitgierige Ratgeber den Fürsten, Narren jeder Art als Gefahr für die Stadträte den Städten, Diebe und Betrüger als verderblicher Umgang den Bauern, da durch ihren Rat schon mancher Bauer um Gut und Leben gekommen ist. Das eigentliche Grundübel der Zeit sieht Bote, darin ganz in christlich-mittelalterlicher Tradition stehend, im Überhandnehmen der luziferischen Ursünde der *superbia* (*homod, hovart*), aus der alle weiteren wie Neid, Haß, Zwietracht usw. entspringen. Alle Stände mahnt Bote eindringlich zur Bekämpfung des Eigennutzstrebens und zur Wahrung innerer Eintracht als der Voraussetzung für das Wohlergehen des Ganzen. Besonders den Hansestädten wird er nicht müde zuzurufen: *gi eerliken hensestede, ... latet juw nicht van eynder theen und Eyndrachticheit is eyne vaste mure umme de stad* (Kap.V, V.114 bzw. 178).

Daß Botes eindringlicher Appell an die Hansestädte nicht ganz wirkungslos verhallt ist, bezeugt die Tatsache, daß das

Buch 1509 in Lübeck erneut aufgelegt worden ist<sup>44a</sup>. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts wurde es dann von dem Hildesheimer Literaten Jacob Scrazc überarbeitet und mit selbstverfaßten kleineren ständedidaktischen Spruchdichtungen kombiniert; diese modernisierte Textsammlung fand jedoch nicht mehr den Weg zur Druckerpresse, sondern ist ausschließlich handschriftlich überliefert<sup>45</sup>.

Die Vermutung, daß Hermann Bote auch der Verfasser des anonym überlieferten, schon früh als Ständesatire erkannten "Volksbuches" von Till Eulenspiegel (i.f. kurz *Ulen Spiegel*)<sup>46</sup> sei, war zum ersten Mal 1893 von Ch. Walther geäußert worden<sup>47</sup>. Der Beweis für die Richtigkeit dieser Annahme wurde aber erst 80 Jahre später von P. Honegger<sup>48</sup> erbracht, der das in den Anfangsbuchstaben der Schlußhistorien des *Ulen Spiegel* verborgene Namensakrostichon (H)ERMAN B aufdeckte. Ausgangspunkt von Honeggers *Ulen Spiegel*-Forschungen war der Fund umfangreicher Reste eines Straßburger *Ulen Spiegel*-Drucks, der vier bis fünf Jahre vor der ältesten bis dahin bekannten Auflage (Straßburg 1515) erschienen war.

44a BC Nr. 444; von dieser Auflage hat sich jedoch kein Exemplar erhalten.

45 Vgl. K. EULING, *Jacob Scrazc*, Nd.Jb. 25 (1899) 110-131, Textabdruck darin S.113-121. - Zu Jacob Scrazc vgl. auch *Kunst und Kultur im Weserraum 800-1600*, [Katalog der] Ausstellung des Landes Nordrhein-Westfalen Corvey 1966, 2. Aufl., Münster 1966, Bd.2, S.557f.

46 Ausgaben: *Ein kurtzweilig lesen von Dyl Ulen Spiegel*, hrg. v. E. SCHRÖDER, Leipzig 1911 (Faksimiledruck der ältesten vollständig erhaltenen Ausgabe Straßburg 1515); *Ein kurtzweilig Lesen von Dil Ulen Spiegel*. Nach dem Druck von 1515 hrg. v. W. LINDOW (Reclams Universal-Bibliothek, 1687/88/88a/b), Stuttgart 1966; Faksimiledruck der fragmentarisch erhaltenen Auflage Straßburg 1510/11 in P. HONEGGER, *Ulen Spiegel. Ein Beitrag zur Druckgeschichte und zur Verfasserfrage* (Forschungen hrg. im Auftrage des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung, N.F., Reihe B, Bd.8), Neumünster 1973 (unpaginierter Anhang nach S.149). Eine Zusammenstellung der zahlreichen früheren Ausgaben findet sich bei HONEGGER, S.19ff. und Lit.verz.

47 Ch. WALTHER, *Zur Geschichte des Volksbuches vom Eulenspiegel*, Nd. Jb. 19 (1893) 1-79.

48 HONEGGER (wie Anm.46) S.84ff.; ergänzend dazu W. LINDOW, *Zum Verfasser des Ulen Spiegel*, Nd. Kbl. 80 (1973) 31-32.

Auf Grund der bekannten Vorliebe Botes für das Prinzip akrostichischer Textgliederung konnte Honegger außerdem überzeugend darlegen, daß Umfang und Aufbau des *Ulen Spiegel* im wesentlichen schon von Anfang an so ausgesehen haben, wie sie uns durch die Straßburger Drucke des frühen 16. Jahrhunderts überliefert sind, will sagen, daß zwar mit gewissen Umstellungen innerhalb der überlieferten Reihenfolge der Kapitel (Historien) zu rechnen ist, nicht aber mit umfangreichen nachträglichen Textaufschwellungen eines wesentlich kürzeren *Ur-Ulen Spiegel*, wie dies von der älteren Forschung mehrfach angenommen worden war.

Die zentrale Frage, die sich der Niederdeutschen Philologie nach Honeggers soweit völlig überzeugenden Nachweisen stellt, ist nunmehr, ob Honegger auch mit seinem weiteren Schluß recht hat, wonach Hermann Bote den *Ulen Spiegel* bereits selbst in der durch die Straßburger Drucke bezeugten Sprachform geschrieben hat, nämlich in einem von zahlreichem niederdeutschem Restvokabular durchsetzten Hochdeutsch. Träfe diese Annahme tatsächlich zu, so hätte dies zur Folge, daß dem *Ulen Spiegel* (nicht anders als den in mhd. Dichtersprache geschriebenen Werken der niederdeutschen Hofdichter des 13. und 14. Jahrhunderts) innerhalb der Geschichte der niederdeutschen Literatur fürderhin kein Platz mehr einzuräumen wäre. Wir könnten uns dann in einer Darstellung wie der vorliegenden mit der bloßen Feststellung begnügen, daß der *Ulen Spiegel* zwar einen bekannten und vielseitig tätigen spätmhd. Dichter zum Verfasser hat, selbst aber nicht mehr als niederdeutsches Werk anzusprechen wäre. Es ist indessen so, daß Honeggers Argumentation für eine hochdeutsche Erstniederschrift des *Ulen Spiegel* (oder wie man genauer als Honegger sagen sollte: für eine Erstniederschrift in einer Mischsprache aus überwiegend hochdeutschen und nur zum kleineren Teil niederdeutschen Bestandteilen) doch nicht ganz schlüssig und überzeugend ist. Honegger selbst hat zur Rekonstruktion der mutmaßlichen originalen Reihenfolge der einzelnen Historien des *Ulen Spiegel* auf Grund des akrostichischen Prinzips einige Male die in den

Drucken überlieferten Anfangswörter der Historien durch solche mit niederdeutschem Lautstand oder durch spezifisch niederdeutsches Wortgut ersetzt (etwa überliefertes hochdt. *vber* durch niederdt. *over* oder überliefertes hochdt. *böse* durch niederdt. *quat*). Auch sonst gibt es einige Anhaltspunkte dafür, daß Bote den *Ulen Spiegel* eben doch, nicht anders als seine sonstigen Werke, zunächst in seiner niederdeutschen Muttersprache niedergeschrieben hat<sup>49</sup>. Diese mutmaßliche niederdeutsche Erstniederschrift scheint freilich nicht zum Druck gelangt zu sein, obwohl auch hierüber das letzte Wort noch nicht gesprochen ist. Zwischen Botes Originalmanuskript und dem ältesten bisher nachgewiesenen Straßburger Druck von 1510/11 lagen mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit noch mindestens zwei verschollene Vorgängerdrucke<sup>50</sup>, über deren Sprachform wir nichts wissen. Somit mag es gestattet sein, dem Boteschen *Ulen Spiegel* trotz seiner nur hypothetischen niederdeutschen Originalniederschrift in den Darstellungen der mnd. Literatur auch weiterhin seinen Platz zu gönnen.

Es liegt auf der Hand, daß Honeggers Forschungen zur Textgestalt und Verfasserschaft des *Ulen Spiegel* tiefgreifende Konsequenzen für die literarische und geistesgeschichtliche Interpretation dieses "Volksbuches" haben<sup>51</sup>.

49 Vgl. CORDES (wie Anm.43) Sp.970; ders., *Alter Fuchs und weiser Schelm*, *Eulenspiegel*-Jb. 18 (1978) 3-14; zustimmend U. BICHEL [Besprechung von CORDES 1978], *Quickborn* 68 (1978) 237.

50 Vgl. T. SODMANN, *Zu einigen Illustrationen der Straßburger "Erstausgabe" des Ulen Spiegel*, *Nd.Kbl.* 85 (1978) 57-59.

51 Aus der Fülle der einschlägigen, besonders seit Honeggers Entdeckung stark angewachsenen Zahl der Veröffentlichungen seien hier nur folgende genannt: P. HONEGGER, *Eulenspiegel und die sieben Todsünden*, *NDW* 15 (1975) 19-35; B.U. HUCKER, *Neue Eulenspiegel-forschungen*, *Eulenspiegel*-Jb. 17 (1977) 1-29; CORDES (wie Anm.49); P. RUSTERHOLZ, *Till Eulenspiegel als Sprachkritiker*, *Wir kendes Wort* 27 (1977) 18-26; D. ARENDT, *Eulenspiegel - Sprachwitz und Widerstand*, *Kürbiskern* 2 (1977) 108-116; ders., *Eulenspiegel - ein Narrenspiegel der Gesellschaft* (*Literaturwissenschaft - Gesellschaftswissenschaft*, 37), Stuttgart 1978. Vgl. auch die Berichte über das Bremer *Ulen Spiegel*-Symposion von 1977 von H. MENKE, *Vom harmlosen Spaßvogel*

Erwiesen ist, daß der überlieferte Textbestand des Werkes nicht das Ergebnis allmählicher Aufschwellungen durch verschiedene Bearbeiter ist, sondern daß ihm eine (nur hinsichtlich der Historienreihenfolge leicht durcheinander geratene) wohl durchdachte und hinsichtlich der darin enthaltenen geographischen und historischen Anspielungen in sich widerspruchsfreie poetische Konzeption zugrunde liegt. Gesichert ist ferner, daß als Verfasser dieses planvoll aufgebauten Werkes kein anderer als Hermann Bote, ein nach dem Zeugnis seiner sonstigen Schriften als in Bezug auf seine sozialen und politischen Ordnungsvorstellungen durchaus konservativ zu bezeichnender Schriftsteller zu gelten hat. Diese beiden zentralen Nachweise Honeggers aber entziehen manchen früher geäußerten Deutungen des *Ulen- spiegel* den Boden. So wird es etwa für marxistische Interpreten in Zukunft kaum noch möglich sein, ihre bisherige Meinung aufrechtzuerhalten, wonach sich im "Volksbuch" *Ulen- spiegel* der Protest des städtischen Proletariats und der unteren Schichten des Bauerntums gegen die sie unterdrückenden Ober- und Mittelschichten artikuliere<sup>52</sup>. Nun ist freilich unleugbar, daß der *Ulen- spiegel* stärkste sozialkritische Tendenzen enthält; die zentrale Historien- kette, in der Till Eulenspiegel die verschiedensten Hand- werksmeister gleich reihenweise hereinlegt, spricht da eine zu deutliche Sprache. Insofern ist der *Ulen- spiegel* mit gutem Recht als Ständesatire zu bezeichnen. Den

---

zum bössartigen Anti-Helden. *Eulenspiegel-Symposion / Bremen*, Nd.Kbl. 84 (1977) 23-28 und M. TÖTEBERG, *Till Eulenspiegel: Plebejischer Held oder Parasit unter der Narrenkappe?*, Quicborn 67 (1977) 227-229.

52 Vgl. etwa G. STEINER, *Zur Exegese des Volksbuches von Till Eulenspiegel*, Acta Litteraria Academiae Scientiarum Hungaricae 2 (1959) 251-275; I. SPRIEWALD, *Vom Eulenspiegel zum Simplizissimus*, Berlin 1974; R. BENTZINGER - G. WALDECK, *Zum Vokalismus im Volksbuch Till Eulenspiegel (Straßburg 1515)*, PBB (Halle) 83 (1972) 189-240; R. BENTZINGER, *Sprachliche Wirkfaktoren im Volksbuch 'Till Eulenspiegel'*, Zeitschrift für Phonetik, Sprachwissenschaft und Kommunikationsforschung 29 (1976) 129-144.

geistigen Wurzelboden der sozialkritischen Aspekte des *Ulenspiegel* bildet dabei der Traditionsbereich der aus kirchlichem Gedankengut (besonders aus franziskanischem Geist) gespeisten mittelalterlichen Ständekritik. Das hat z.B. Honegger (1976 [wie Anm.51]) ganz richtig gesehen. Weit übers Ziel hinauszuschießen scheinen mir aber die Honeggers Gedanken weiterführenden Überlegungen B.U. Huckers<sup>53</sup>, denen zufolge der *Ulenspiegel* geradezu als religiöse Erbauungsschrift, als Sündenspiegel oder ähnliches, anzusehen wäre. Man tut der Zentralfigur des Boteschen *Ulenspiegel* m.E. sowohl dann Zwang an, wenn man sie einseitig zum Sprachrohr der ausgebeuteten Unterschichten erklärt, als auch dann, wenn man sie auf die Rolle einer "Teufels-gestalt", eines diabolischen Oberbösewichts festlegen will, durch dessen Übeltaten dem Leser ein Sündenspiegel vor Augen gehalten werden soll. Richtiger und ehrlicher ist es beim gegenwärtigen Forschungszustand doch wohl, zuzugeben, daß uns Heutigen Botes Till Eulenspiegel als ein auf beunruhigend zwielichtige Weise zusammengesetzter Charakter erscheint: bei aller Sympathie, die man dem Schalk entgegenbringt, wenn er eingebildete, großsprecherische oder gar bösertige Mitmenschen infolge seiner überlegenen Gewitztheit (die sich, wie schon Goethe erkannte, vor allem in der Form des Wortwitzes manifestierte<sup>54</sup>), hereinlegt und sozusagen bestraft, bleibt in seinem Tun doch ein für unser Empfinden befremdliches Element unerklärlicher Boshaftigkeit, da er eben nicht nur solche, die es verdienen, schädigt, sondern immer wieder auch solche Menschen, die weder ihm noch sonst jemandem ein Leid angetan haben. Man könnte versucht sein daran zu denken, daß diese moralische Zwielichtigkeit in der Figur Till Eulenspiegels sich durch

---

53 Vgl. HUCKER (wie Anm.43), ders. (wie Anm.51); vgl. auch H. Menkes kritisches Referat über Huckers bisher ungedruckten Vortrag auf dem Bremer Symposion: MENKE (wie Anm.51) S.26.

54 Vgl. dazu RUSTERHOLZ (wie Anm.51) und ARENDT 1977 (wie Anm.51).

die verschiedenen stofflichen Quellbereiche erkläre, die bei der Schaffung des Boteschen *Ulen Spiegel* zusammengefloßen sind: Bote hätte es demnach nicht vermocht, die divergierenden Charakterzüge der verschiedenen Helden aus den von ihm übernommenen älteren Schwanktraditionen (einteils der Eulenspiegeltradition selbst<sup>55</sup>, andererseits aus den Dichtungen über den Pfaffen Amis und den Pfarrer vom Kalenberg) zu einer in sich rundum stimmigen neuen Eulenspiegelfigur um- und einzuschmelzen. Angesichts des sonst bewiesenen literarischen Könnens Hermann Botes will aber auch eine solche Notlösung nicht recht einleuchten. Es bleibt somit vorerst die beunruhigende Feststellung, daß es der modernen Forschung bisher noch nicht gelungen ist, für die widersprüchlichen Züge in der Gestalt des Boteschen Eulenspiegel eine allseits befriedigende Gesamtdeutung zu finden und diese mit dem sonstigen ständekritischen Gedanken- gut Hermann Botes in Einklang zu bringen.

In seinem Aufsatz von 1975 (wie Anm.51) hat Honegger die Vermutung ausgesprochen, daß Hermann Bote außer den bisher schon als sein Werk anerkannten Schriften auch noch eine Reihe kleinerer geistlicher Texte verfaßt habe, die, von seiner Hand geschrieben, in der Hannoverschen Handschrift seiner Weltchronik enthalten sind bzw. ehemals enthalten waren: ein Prosa-Totentanz, eine Abhandlung über die Vorzeichen des Jüngsten Gerichts, eine Schrift über die Christusprophezeihungen der Sibyllen und anderes. Ja, es scheint Honegger nicht ausgeschlossen, daß sich Bote eines Tages als jener "Lübecker Unbekannte" entpuppen könnte, der die mnd. Bearbeitung von Sebastian Brants *Narrenschiff*, den *Reinke de Vos*, einige kleinere Mohnkopf-Drucke sowie vielleicht auch den großen Totentanz von 1520 verfaßt habe. Bisher hat sich nur B.U. Hucker diese Vermutungen zu eigen gemacht und sie sogar noch weiter ausgesponnen, indem er Bote außerdem noch als mutmaßlichen Verfasser bzw. Bearbeiter weiterer geistlicher Erbauungsschriften wie des *Spiegels der leyen* und der *Sunte Brigitten openbaringhe* in Betracht zieht. Eine nüchterne philologische Überprüfung dieses luftigen Hypothesengebäudes steht noch aus.

---

55 Daß es eine solche Eulenspiegeltradition nicht nur in mündlicher, sondern auch in schriftlicher Form zu Beginn des 15. Jahrhunderts gab, bezeugt die i.J. 1411 in einem Brief des westfälischen Klerikers Dietrich von Nieheim (Niem) erwähnte *scriptura Ullenspeyghel* - vgl. dazu HONEGGER (wie Anm.46) S.117 -, deren verschollenen Text wieder-aufzufinden zu den reizvollsten Aufgaben der Quellenforschung zum Boteschen *Ulen Spiegel* zählt.

3.2.5. *Die Lübecker Narrenschiff-Bearbeitungen von 1497 und 1519*

Das *Narrenschiff*, eine 1494 erschienene moralsatirische Dichtung des Straßburger Humanisten Sebastian Brant, in der dieser 112 Narrengestalten als Verkörperungen der verschiedensten Formen menschlichen Fehlverhaltens am Leser vorüberziehen läßt, erwies sich mit der Fülle der in rascher Folge erschienenen autorisierten Neuauflagen, unautorisierten Raubdrucke und Bearbeitungen der verschiedensten Art sehr schnell als der größte deutschsprachige Publikumserfolg der Frühdruckzeit. Eine niederdeutsche Version dieses ungeheuer populären Werkes erschien schon 1497 in der Lübecker Mohnkopffizin. Dieses Lübecker *Narrenschyp*<sup>56</sup> ist eine recht freie Bearbeitung des hochdeutschen Textes; als Vorlage wählte der anonyme niederdeutsche Bearbeiter nicht den hochdeutschen Originaltext von 1494, sondern eine schon überarbeitete Straßburger Neuauflage, die er durch zahlreiche selbständig aus der Bibel, aber auch anderen geistlichen Texten geschöpfte Einschaltungen erweiterte. Vor allem durch die durchgehende Hinzufügung von religiösen Moralisationen zu den Schilderungen der einzelnen Narrengestalten wird die ursprünglich im wesentlichen von bürgerlich-praktischen Moralanschauungen geprägte Satire des Straßburger Humanisten durch den Lübecker Anonymus in spürbare Nähe zur geistlichen Erbauungsliteratur gerückt. In der Tat berühren sich viele Formulierungen und Gedanken aus den Einschüben des niederdeutschen Textes mit entsprechenden Wendungen aus Werken des zeitgenössischen geistlichen Erbauungsschrifttums der Lübecker Mohnkopffizin. Neben dieser Einführung eines religiösen Deutungshorizontes ist das Lübecker *Narrenschyp* aber auch durch eine Verlagerung der Komik ins Derb-Handfeste und durch ein spezielles niederdeutsches Lokalkolorit gekennzeichnet.

56 BC Nr. 280. - Ausgabe: H. BRANDES, *Das Narrenschiff von Hans von Ghetelen*, Halle a.d.S. 1914. - Literatur: L. BAUCKE, *Das mittelniederdeutsche Narrenschiff und seine hochdeutsche Vorlage*, Nd.Jb. 58/59 (1932/33) 115-164.

Wer der anonyme Bearbeiter des *Narrenschnyp* war, hat sich bisher trotz vielfacher Bemühung nicht ermitteln lassen. Sicher scheint nur, daß er Geistlicher war, und zwar derselbe Mann, dem wir auch den ein Jahr später in der gleichen Offizin erschienenen *Reinke de Vos* zu verdanken haben (s.o. 3.1.5.). Weitergehende Überlegungen, daß er außerdem auch noch als Verfasser bzw. Bearbeiter anderer oder gar aller Drucke der Mohnkopfpresse in Frage komme, sind höchst problematisch. H. Brandes (wie Anm.56) hatte als erster diese These ins Spiel gebracht und den großen Unbekannten mit der Person des Verlegers Hans von Ghetelen identifizieren wollen. Neuerdings haben P. Honegger und B.U. Hucker (wie Anm.51) den alten Einfall in modifizierter Form wieder aufgegriffen, indem sie statt des Hans von Ghetelen nun Hermann Bote als Allround-Autor der Mohnkopfdrucke wahrscheinlich machen wollen. Alle diese Überlegungen bewegen sich jedoch im luftleeren Raum bloßer Spekulation.

Wohl zu Anfang des 16. Jahrhunderts wurde das Lübecker *Narrenschnyp* in einer vermehrten und verbesserten Neuauflage herausgebracht; der Neubearbeiter war wohl derselbe Geistliche wie der Verfasser des Textes von 1497. Dieser Lübecker Zweitdruck ist allerdings nicht direkt erhalten, sondern wird uns nur in Gestalt eines 1519 in Rostock herausgekommenen Nachdrucks mit dem Titel *Dat nye schip van Narragonien* greifbar<sup>57</sup>.

### 3.3. Lebensweisheit und Sittenlehre

Es ist eine ziemlich heterogene und breit gefächerte Gruppe von lehrhaften Texten in Vers und Prosa, die unter den beiden in der Überschrift dieses Abschnitts genannten Stichwörtern besprochen werden soll: einerseits Zusammenstellungen von durch christliche Laienfrömmigkeit geprägten Grundsätzen für eine verantwortungsbewußte ethisch-moralische

57 BC Nr. 625. - Ausgabe: K. SCHRÖDER, *Dat nye schip van Narragonien*, Schwerin 1892. - Literatur: BAUCKE (wie Anm.56).

Lebensgestaltung, andererseits eher praktisch orientierte Summen menschlicher Lebenserfahrung und schließlich spezielle Lehren und Verhaltensmaßregeln für bestimmte Situationen des persönlichen oder gesellschaftlichen Lebens. Die Abgrenzung dieser schon an sich nur schwer auf einen gemeinsamen gattungsmäßigen Nenner zu bringenden Texte gestaltet sich vor allem dadurch schwierig, daß die an erster Stelle genannte Untergruppe von Texten fließende Grenzen zur geistlichen Literatur, insbesondere zur Gattung der Tugend- und Sündenpiegel, der Laienregeln und dergleichen, aufweist. Die Abgrenzung soll hier so erfolgen, daß alle diejenigen Texte, die weniger aus der Lebenserfahrung frommer Laien als vielmehr aus seelsorgerischer Absicht heraus entstanden sein dürften, außerhalb der Betrachtung dieses Abschnitts bleiben und erst später im Rahmen der geistlichen Literatur zur Sprache kommen sollen.

### 3.3.1. *Boethius*

Der englische Germanist F. Pickering hat unlängst nachgewiesen, in welchem erstaunlichem Maße die aus bitterer persönlicher Lebenserfahrung entstandene, den beständigen Wechsel von Glück und Unglück im menschlichen Leben reflektierende und in ein System zu bringen sich bemühende Schrift des spätantiken Konsuls A.M. Boethius über den Trost der Philosophie (*De consolatione philosophiae*) für das Weltverständnis der hochmittelalterlichen Laienkultur Europas bestimmend war<sup>58</sup>. Es muß daher erstaunen, daß es zu Übersetzungen oder Bearbeitungen dieses Werks in deutscher Sprache nur sporadisch gekommen ist. Aus dem niederdeutschen Raum sind zwei Versionen bekannt: eine um 1300 im westlichen Grenzgebiet des Niederdeutschen entstandene, jedoch nur

---

58 F. PICKERING, *Augustinus oder Boethius? Geschichtsschreibung und epische Dichtung im Mittelalter - und in der Neuzeit*, 2 Bde., Berlin 1967-76; vgl. auch F. RÄDLE - F.J. WORSTBROCK, *Boethius, A.M.S.*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.43) Bd.1, Sp.908-927.

fragmentarisch erhaltene Bearbeitung in Reimversen<sup>59</sup> sowie eine 1456 in Lemgo vollendete Prosaübersetzung der Bücher I - IV der *Consolatio* mit angefügtem Kommentar<sup>60</sup>. Die Reimbearbeitung von rund 1300 weist eine anfangs hochdeutsche, später zunehmend niederdeutsche (niederfränkisch-westfälische) Sprachform auf, die, ebenso wie die Vers- und Reimtechnik, vermuten läßt, daß der Text in den Zusammenhang der noch an der hochdeutschen Dichtersprache orientierten Dichtungen niederdeutscher Poeten des 13. und frühen 14. Jahrhunderts gehört. Die in klarem Mittelniederdeutsch gehaltene, noch unedierte Prosafassung des 15. Jahrhunderts hat sich bisher leider nur in einer einzigen Handschrift (s. Anm.60) nachweisen lassen, die jedoch stark verstümmelt ist und nur noch Buch I und den Schlußteil von Buch IV enthält. Bemerkenswert ist die Begründung, die der mnd. Übersetzer (Gerhard Nassauwe?) dafür anführt, daß er auf eine Übersetzung des fünften und letzten Buches der *Consolatio* verzichtet hat: *dat ... is nicht in dudiesch gesat, wente ed is van der wetenheit godes vnde dar aff vele to sprekende mochte groten twiuel maken in den dummen luden*<sup>61</sup>.

### 3.3.2. Spruchsammlungen über Sittenlehre und Lebenserfahrung aus dem 13., 14. und frühen 15. Jahrhundert

Die Überlieferung von Spruchgedichten und Sprichwörter-sammlungen, in denen sich Sätze allgemein-menschlicher Lebenserfahrung mit spezifisch christlichen Moralgrundsätzen zusammenfinden, beginnt in Niederdeutschland gegen Ende des 13. Jahrhunderts mit mnd. Abschriften des bekanntesten mhd.

59 Ausgabe: A. BÖMER, *Fragmente einer gereimten deutschen Boethiusübersetzung*, ZfdA 50 (1908) 149-158.

60 Noch unediert; überliefert in der Hs. 863 der Universitätsbibliothek Gießen, beschrieben bei C. BORCHLING, *Mittelniederdeutsche Handschriften. Viertes Reisebericht* (Nachr. v. d. Kgl. Ges. d. Wiss. zu Göttingen, Phil.-hist. Kl., 1913, Beiheft), Göttingen 1913, S.138f.

61 Zitiert nach BORCHLING (wie Anm.60) S.139.

Denkmals dieser Gattung, Freidanks *Bescheidenheit*<sup>62</sup>. Für die bis ins 16. Jahrhundert hinein beim niederdeutschen Volk ungeschwächt anhaltende Beliebtheit des Freidankischen Spruchgutes haben wir außer den mnd. Handschriften auch noch Zeugnisse anderer Art: zum einen die Anbringung von Freidanksprüchen auf dem Ratsgestühl oder auf den Fenstern der Rathäuser niederdeutscher Städte (so z.B. in Bremen und Hannover)<sup>63</sup>, zum anderen die Tatsache, daß Freidanks Name und einige seiner Sprüche als Zitate in Werke mnd. Autoren Eingang gefunden haben (so z.B. in den Prolog des *Magdeburger Äsop* von 1405, in eine Handschrift des Goslarer Stadtrechts, in eine aus Kirchenväterzitaten und anderen Quellen zusammengestellte Reimspruchsammlung eines nordniedersächsischen Nonnengebetches von rund 1470 Hs. Oldenburg, Cim. I 73] sowie schließlich in besonders reichem Maße in die protestantische Glosse der Rostocker *Reinke de Vos*-Bearbeitung von 1538).

Der bereits im vorigen Abschnitt als Verfasser einer Ständelehre vom Typ des Schachbuchs erwähnte Meister Stephan, Scholasticus an der bischöflichen Domschule zu Dorpat, verfaßte um 1365 eine 2342 Verse umfassende mnd. Reimbearbeitung der sog. *Disticha Catonis*<sup>64</sup>, eines während des ganzen Mittelalters beliebten spätantiken Lehrgedichts, von dem auch mehrere mhd. Versionen bekannt sind. Der Dorpater Domschullehrer war, wie insbesondere seine Ausführungen über die

---

62 Vgl. H. BECKERS, *Bruchstücke einer westfälischen Freidankhandschrift vom Ende des 13. Jahrhunderts*, Nd.Jb. 94 (1971) 81-98 sowie B. JÄGER, "Durch reimen gute lere geben". *Untersuchungen zu Überlieferung und Rezeption Freidanks im Spätmittelalter* (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 238), Göppingen 1978, passim.

63 Vgl. W. STAMMLER, *Die Bedeutung der mnd. Literatur in der deutschen Geistesgeschichte*, GRM 13 (1925) 422-450, dort S.429, Anm.4.

64 Ausgabe: P. GRAFFUNDER, *Mittelniederdeutscher Cato*, Nd.Jb. 23 (1897) 1-50; ders., *Meister Stephans mittelniederdeutscher Cato*, Nd.Jb. 25 (1899) 1-33. - Literatur: B. CLAUSSEN, *Die Rostocker Bruchstücke des mnd. Cato*, Wiss. Zs. der Univ. Rostock 5 (1955/56), Sonderheft (Fs. f. E. SCHLESINGER), 217-227.

Pflichten des Lehrers (*meisters*) deutlich machen (V. 1886 ff.), von strengem Pflichtbewußtsein erfüllt; sein *Cato* scheint sich, der Überlieferung nach zu schließen, besonders in den Ostseeküstenstädten einer nicht unbeträchtlichen Beliebtheit erfreut zu haben.

Wie die *Disticha Catonis*, so wurde auch eine unter dem Titel *Facetus* (oder *Supplementum Catonis*) bekannte, im 12. Jahrhundert entstandene lat. Spruchsammlung mehrfach in deutsche Reime gebracht, und zwar zweifellos im Zusammenhang mit dem mittelalterlichen Schulbetrieb. Der *Facetus* ist im wesentlichen eine praktische Anstands- und Sittenlehre für junge Männer, die den Schwerpunkt auf die Anleitung zu gepflegten Tischmanieren und gutem Benehmen auf Reisen legt, und diesen Kern mit allerlei allgemeinen Mahnungen zu Bescheidenheit, Mäßigung und Ehrerbietung vor Höhergestellten, vor allem vor Gott und der Kirche, verbindet. Von den vier bis jetzt bekannten mnd. Reimversionen<sup>65</sup>, die sämtlich in Handschriften des 15. Jahrhunderts überliefert sind, ist nur diejenige aus der 1457 geschriebenen Magdeburger Handschrift von einigem dichterischem Wert.

Dem *Facetus* ähnlich sind zwei kleinere, im mittelalterlichen Schulbetrieb ebenfalls beliebte lat. Spruchsammlungen: der *Cornutus* des Johannes von Garlandia (+1275) und der *Novus Cornutus* des Otto von Lüneburg (14.Jh.), die im 15. Jahrhundert ebenfalls beide in mnd. Reimpaare übertragen wurden<sup>66</sup>.

Handelte es sich bei den bisher erwähnten mnd. Reimspruchsammlungen um Bearbeitungen bekannter lateinischer Vorlagen, so ist bei einer Reihe anderer Texte ähnlichen

65 Übersicht bei C. SCHROEDER, *Der deutsche Facetus* (Palaestra, 86), Berlin 1911, S.246-288. - Ausgaben einzelner mnd. Versionen: J.F.A. KINDERLING, *Die Sittensprüche des Magister Facetus in lat. Knittelversen, mit einer alten deutschen Übersetzung aus einer Handschrift der Dombibliothek zu Magdeburg bekannt gemacht*, Deutsches Museum Jg. 1788, 2. Halbbd., S.437-474; F. WIGGERT, *Zweites Scherflein zur Förderung der Kenntniß älterer deutscher Mundarten und Schriften*, Magdeburg 1836, S.5-28.

66 Ausgabe: E. HABEL, *Der deutsche Cornutus*, 2 Bde., Berlin 1908-09.

Inhalts eine bestimmte lat. Quelle nicht erkennbar. Gleichwohl dürften auch sie weder aus volksläufig-heimischem Sprichwortgut zusammengestellt noch genuine Prägungen mnd. Dichter sein, sondern ebenfalls überwiegend auf klassische, biblische oder patristische Vorbilder zurückgehn. Ein anschauliches Beispiel für diese Art Spruchsammlungen bietet das bereits im Zusammenhang mit der mnd. Freidankrezeption erwähnte Oldenburger Nonnengebetbuch, in dem als Autoritäten zu den einzelnen durchweg vierzeiligen Reimsprüchen in buntem Wechsel Namen wie Salomon, David, Hieronymus, Augustinus, Cato, Seneca, Freidank und andere mehr genannt werden<sup>67</sup>.

Eine große Menge sonstigen Spruchgutes, thematisch breit gefächert von streng-moralischen Verhaltensmaßregeln bis hin zu heiteren Lebensweisheiten in Priamelform, ruht noch weitgehend unerschlossen in Sammelhandschriften der verschiedensten Art. In den meisten Fällen handelt es sich um nur wenige, gedanklich lose aneinander gereimte Reimsprüche; umfangreichere und thematisch geschlossenere Spruchketten sind seltener. Nur wenig dieser Art ist bisher aus den Handschriften abgedruckt<sup>68</sup> und noch weniger auf seine Einordnung in gelehrte oder volkstümliche Spruchtradition hin befragt worden. Die Tatsache, daß die niederdeutschen Sprüche in den Handschriften fast immer zusammen mit sinn- gleichen lateinischen Sprüchen überliefert sind, deutet

---

67 Ausgabe: A. LÜBBEN, *Mittheilungen aus niederdeutschen Handschriften*, Oldenburg 1874, S.1-4.

68 Genannt seien folgende Veröffentlichungen: A. LÜBBEN, *Reimsprüche*, Nd.Jb. 2 (1876) 24-26; G. SCHMIDT, *Niederdeutsches in Handschriften der Gymnasialbibliothek zu Halberstadt*, Nd.Jb. 2 (1876) 29-32 und 3 (1877) 60-63; E. HENRICI, *Niederdeutsche Spruchweisheit*, ZfdA 50 (1907) 334-341; L. WOLFF, *Dietrich von Watzum und die von ihm geschriebenen niederdeutschen Reimsprüche*, ZfdPh 53 (1928) 143-147; E. ROOTH, *Mittelniederdeutsche Reimsprüche aus Lund*, Nd.Mitt. 2 (1946) 123-134; C. SELMER, *An Unpublished Middle Low German Version of Pseudo-Aristotelian Proverbs*, PMLA 67 (1952) 584-586; dazu die Nummern 12, 25 und 29-32 aus dem *Rostocker Liederbuch (Das Rostocker Liederbuch nach den Fragmenten der Handschrift neu hrsg. v. F. RANKE - J.M. MÜLLER-BLATTAU, Halle 1927)*.

darauf hin, daß auch dieses Spruchgut, nicht anders als die schon genannten Sammlungen *Disticha Catonis*, *Facetus* oder *Cornutus* und ebenso wie die noch zu besprechenden, später entstandenen Sprichwortsammlungen des A. Tunnicius und H. Murmellius (s.u. 3.3.3.), seinen eigentlichen "Sitz im Leben" in der mittelalterlichen Schule, beim Lateinunterricht, hatte.

### 3.3.3. Sprichwortsammlungen des späten 15. und des 16. Jahrhunderts

Umfangreiche Sprichwortsammlungen, die neben der Benutzung gelehrter Quellen teilweise auch direkt auf mündlich tradiertes volksläufiges Spruchgut zurückgreifen, sind erst aus dem späten 15. Jahrhundert und aus der ersten Hälfte des folgenden überliefert. Die Reihe dieser Sammlungen beginnt mit einer 1486 im Kloster Bordesholm bei Kiel verfertigten mnd. Übertragung der *Proverbia communia*<sup>69</sup>, einer rund 800 Sprüche umfassenden, im frühen 15. Jahrhundert wohl im Kreise der Brüder vom gemeinsamen Leben entstandenen mnl. Sammlung. Teils aus ihr, teils aus einer unbekanntem (auch von H. Bebel für seine *Proverbia Germanica* benutzten) Quelle hat Antonius Tunnicius, Lehrer an der Schola Paulina in Münster, den Großteil seiner 1362 Sprichwörter umfassenden Sammlung *Monosticha*<sup>70</sup> geschöpft. Dieses in ausgeprägt pädagogischer Absicht geschriebene Werk (die Sprichwörter werden, so schreibt Tunnicius, außer in volkssprachiger Fassung auch in lat. Versübersetzung ge-

69 Ausgabe: *Proverbia communia. A 15th Century Collection of Dutch Proverbs together with the Low German Version*, ed. with Commentary by R. JENTE (Indiana Univ. Publications, Folklore Series, 4), Bloomington 1947. - Zwei um 1485 in Köln erschienene Drucke der *Proverbia communia* (BC Nr. 97 und 98; vgl. dazu J. P[.], *Niederdeutsche Sprichwörterammlung*, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit, N.F. 1, Teilbd.2 (1854) 83-86) bieten den Text nicht in niederdeutscher, sondern in ripuarischer Sprachform!

70 BC Nr. 543,558 und 568. - Ausgabe: HOFFMANN VON FALLERSLEBEN, *Antonius Tunnicius niederdeutsche Sprichwörter*, Berlin 1870, Reprint Amsterdam 1967.

boten, damit die Schüler bei der Lektüre sowohl Moral als auch Latein lernen können) wurde in einer niederdeutsch-niederländischen Mischsprache erstmals 1513 in Deventer, 1514/15 noch mehrmals in Köln gedruckt.

Eine kleine Sammlung von 43 Sprichwörtern befindet sich auch in dem als *Pappa puerorum* betitelten Lateinlehrbuch des ebenfalls an der Schule in Münster tätig gewesenen Johannes Murmellius<sup>71</sup>. Das ungeheuer erfolgreiche Buch erlebte im 16. Jahrhundert mindestens 32 Auflagen an verschiedenen Orten.

Unter dem Titel *De Köker* (Der Köcher) erschien 1711 als Anhang zu F.A. Hackmanns *Reynke de Vos*-Ausgabe eine 3200 Verse umfassende Spruchsammlung, die, obwohl sich eine ältere handschriftliche Überlieferung nicht erhalten hat, aufgrund von Sprache und Inhalt unzweifelhaft als Werk des Spätmittelalters zu erkennen ist. 1938 gelang der Forschung aufgrund umfangreicher Stil- und Wortschatzuntersuchungen der endgültige Nachweis, daß als Verfasser kein anderer als Hermann Bote in Frage kommt, und daß er den *Köker* als sein letztes Werk kurz vor seinem Tode um 1520 gedichtet haben muß<sup>72</sup>. Wie der Titel *De Köker* zu verstehen ist, hat Bote dabei durch ein vorangestelltes Motto und eine Vorrede deutlich gemacht: Die im "Köcher" vereinigten Sprüche sind "Pfeile" im Lebenskampf gegen die trügerische Welt. Das Leitwort von der trügerischen Welt, mit dem die Vorrede beginnt (*Drochwerlde, wey kan genesen ? My gruete vör dynem wesen*) ist ein Topos der mittelalterlichen didaktischen und geistlichen Literatur; mit demselben Wort

71 BC Nr. 381, 390, 435, 531-533, 564, 597f., 621 u.ö. - Ausgabe: A. BÖMER, *Ausgewählte Werke des Münsterschen Humanisten Johann Murmellius*, Heft 4, Münster 1899. - Literatur: G.A.R. DE SMET, *Iets over de Pappa Puerorum van Johannes Murmellius*, in: *zijn akker is de taal* [Festschrift für Klaas Heeroma], 's-Gravenhage 1970, S.251-260.

72 Ausgabe: G. CORDES, *Hermann Bote: Der Köker. Mittelniederdeutsches Lehrgedicht aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts* (Altdeutsche Textbibliothek, 60), Tübingen 1963; Auswahl in CORDES (wie Anm.41) S.72-85. - Literatur: J. SCHNEIDER, *Die Verfasserfrage der mittelniederdeutschen Spruchdichtung 'De Köker'*, in: *Festschrift für Ludwig Wolff zum 70. Geburtstag*, hrg. v. W. SCHRÖDER, Neumünster 1962, S.287-319.

beginnen z.B. auch zwei mnd. Lieder aus der Wienhäuser Liederhandschrift (Nr.43) und aus der Liederhandschrift der Katharina Tiers (Nr.28). Man darf aber aus diesem Leitwort nicht auf eine das ganze Werk einseitig beherrschende allgemeine Weltverachtung und Verbitterung des Verfassers schließen. Innerste Haltung Botes auch im *Köker* ist sein eigenwilliger Humor, der sich in vielerlei Spielarten, nicht zuletzt als bissige Ironie, kundtut. Botes schalkhaft-ironischer Humor ist es auch, der das merkwürdige Form- und Inhaltsprinzip der Dichtung erklärt: Der *Köker* besteht aus einer Vorrede und 21 alphabetisch von A bis W angeordneten Spruchketten von je etwa 120 Versen, die aus durch Reimen-jambement verbundenen Einzelsprüchen zusammengeflochten sind. Ein klares thematisches Prinzip, nach dem die Einzelsprüche aufeinander folgen, ist dabei aber nicht erkennbar; Form und Inhalt des *Köker* unterliegen vielmehr einem "systemlosen System des ständigen Wechsels" (G. Cordes), insofern als das thematische Hin und Her sowie die fortlaufende Reimbrechung es dem Leser nicht erlauben, etwa ein einzelnes Reimpaar als Sentenz aus dem Text herauszulösen, sondern unentwegt zum Weiterlesen antreiben.

Eine nicht unbeträchtliche Anzahl direkt aus dem Volksmund geschöpfter mnd. Sprichwörter findet sich in dem Hauptwerk des westfälischen Humanisten Eberhard Tappe, das unter dem Titel *Germanicorum adagiorum cum latinis ac graecas collatorum centurigas septem* 1539 und 1545 in Straßburg gedruckt wurde<sup>73</sup>. Darin werden insgesamt rund 1300 deutsche Sprichwörter inhaltlich entsprechenden lateinischen und griechischen Sprüchen gegenübergestellt. Die überwiegende

---

73 BC Nr. 1313 und 1433. - Ausgabe: K. SCHULTE-KEMMINGHAUSEN, *Eberhard Tappes Sammlung westfälischer und holländischer Sprichwörter. Ein Beitrag zur Geschichte des westdeutschen Humanismus*, in: *Niederdeutsche Studien*, Festschrift f. C. Borchling, Neumünster 1932, S.91-112. - Literatur: K. SCHULTE-KEMMINGHAUSEN, *Eberhard Tappe. Ein Beitrag zur Geschichte des westdeutschen Humanismus*, in: *Festgabe für Philipp Strauch* (Hermaea, 31), Halle a.d.S. 1932, S.110-122.

Zahl der deutschen Sprichwörter ist zwar hochdeutsch, doch finden sich immerhin auch knapp 200 niederdeutsche, deren Sprachform von den Straßburger Setzern allerdings teilweise bös entstellt worden ist.

*Drehundert gemener Sprickwörde* aus der Sammlung des Johannes Agricola wurden 1528 in Magdeburg gedruckt<sup>74</sup>; eine hochdeutsche Version erschien erst 1534 in Hagenau.

Mehrfach aufgelegt wurde die erstmals 1540 bei dem Lübecker Drucker J. Balhorn d.Ä. erschienene Sammlung mit dem Titel *Künstelicke werltspröke darinne aller stende natur vnde eigenschop affgemalet syn ... Ock thom deel vth dem Reynecken Vosse*<sup>75</sup>. Wie die mehrfachen Neuauflagen (1550, 1560, 1562) beweisen, hat es der Verfasser (bzw. der Verleger) geschickt verstanden, sich den im Untertitel angesprochenen Publikumserfolg des *Reinke de Vos* für sein Werk zunutze zu machen.

Ganz am Ende der mnd. Epoche finden wir noch einmal eine nur handschriftlich überlieferte, nicht zum Druck gelangte Sprichwörtersammlung. Sie wurde i.J. 1575 von dem westfälischen Benediktiner Anton Husemann im Kloster Liesborn zusammengestellt und umfaßt neben vielen hundert lateinischen auch 134 niederdeutsche Sprüche von zwei bis sechzehn Reimversen Länge<sup>76</sup>. In der Tradition Freidanks und der *Disticha Catonis* stehend, sind es allgemeine, nur zum Teil religiös getönte Lebensweisheiten; überwiegend gutmütig-humoristisch, aber doch untermischt mit einigen resignierenden Klagen über menschliche Schwächen und Torheiten. Auffallend ist die häufige Klage über mangelnde Treue in der Welt (etwa Nr.82: *O Truw du bist ein seldom Gast, We dy vindet de holde dy vast*); hier scheint bitteres persönliches Erleben des Verfassers im Hintergrund zu stehen.

74 BC Nr. 971. Ein moderner Abdruck fehlt, ebenso Literatur.

75 BC Nr. 1345, 1569, 1801, 1962. - Ausgabe: W. SEELMANN, *Niederdeutsches Reimbüchlein. Eine Spruchsammlung des 16. Jahrhunderts* (Drucke des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung, 2), Norden 1885.

76 Ausgabe: F. WEINKAUFF, *Anton Husemann's Spruchsammlung aus dem Jahre 1575*, Monatschrift für rhein.-westfäl. Geschichtsforschung und Alterthumskunde 1 (1875) 465-482 und 576-591.

### 3.3.4. *Liebeslehren (Minnereden), Ehelehren, Kinderlehren*

Bei der ersten Untergruppe der in diesem Abschnitt zu behandelnden weltlich-didaktischen Texte, den als *Minnereden* bezeichneten Lehrgedichten über das Wesen der (höfischen) Liebe und die Kennzeichen eines wahren Liebenden, handelt es sich wiederum um eine Textgattung, deren eigentlicher Lebensraum die hoch- und spätmittelalterliche Adelskultur war<sup>77</sup>. Minnereden sind infolgedessen in Deutschland primär in mhd. Dichtersprache (daneben auch in mittel- und niederrheinischem Schriftddialekt) verfaßt worden; im Bereich der vornehmlich bürgerlich bestimmten mittelniederdeutschen Literatur konnten Minnereden dagegen erst relativ spät Fuß fassen.

Ähnlich wie beim höfischen Roman erfolgte die Rezeption der neuen literarischen Gattung Minnerede in Norddeutschland zunächst durch die Schaffung derartiger Texte in hochdeutscher Sprache. So bildet die 1404 vollendete Dichtung *Der mynnen regule* des Mindener Kanonikus Eberhard von Cersne mit ihrer mitteldeutsch geprägten Schreibsprache einen späten Ausläufer der hochdeutschen Sprachvorbildern verpflichteten Standesdichtung niederdeutscher Adliger. Mit ihrem für die Gattung der Minnerede außergewöhnlich großen Umfang von 4830 Versen nimmt sie im Rahmen der hier zu besprechenden Texte eine zweifache Randstellung ein<sup>78</sup>.

Wenig später fassen wir dann auch erstmals eine niederdeutsche Minneredenrezeption in Gestalt von Umschriften hochdeutscher Originaltexte ins heimische Idiom, und zwar

77 Vgl. T. BRANDIS, *Mittelhochdeutsche, mittelniederdeutsche und mittelniederländische Minnereden. Verzeichnis der Handschriften und Drucke* (Münchner Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, 25), München 1968; I. GLIER, *Artes amandi. Untersuchungen zu Geschichte, Überlieferung und Typologie der deutschen Minnereden* (Münchner Texte und Untersuchungen zur deutschen Literatur des Mittelalters, 34), München 1971.

78 Ausgabe: F.X. WÖBER, *Der Minne Regel von Eberhardus Cersne aus Minden. 1404. Mit einem Anhang von Liedern*, Wien 1861. - Literatur: I. GLIER, *Eberhard von Cersne*, in: *Verfasserlexikon* (wie Anm.43) Bd.2, Sp.269-273.

in der 1431 vollendeten sog. Livländischen Sammelhandschrift (Berlin, ms. germ. oct. 186). Diese enthält außer dem Roman von *Flos unde Blankflos* und diversen Liebesnovellen (s.o. 2.2.3. und 2.3.3.) auch drei Minnereden, die allesamt mnd. Umschriften mhd. Originale sind: *Farbendeutung (Schule der Minne)*, *Streitgespräch zweier Frauen über die Liebe* und *Des Minners Anklagen*<sup>79</sup>. Die in der Livländischen Sammlung vorliegende Überlieferungsgemeinschaft von Minnereden mit dem Liebesroman von *Flos unde Blankflos* ist übrigens bemerkenswerterweise auch noch in zwei weiteren Handschriften des 15. Jahrhunderts anzutreffen: zum einen in der Danziger *Flos*-Handschrift v.J. 1462, die auch eine gekürzte mnd. Version der ursprünglich mnl. (!) Minnerede *Der Minne Leben*<sup>80</sup> und *Des Kranichhalses neun Grade* (mnd. Originaldichtung)<sup>81</sup> enthält; zum anderen in einer wohl ebenfalls aus dem Weichselmündungsgebiet stammenden, ein wenig älteren, aber leider nur fragmentarisch erhaltenen Handschrift in niederdeutsch-ostmitteldeutscher Mischsprache, in der der *Flos*-Roman mit der im Oberdeutschen entstandenen Minnerede *Von den sechs Farben* vergesellschaftet ist<sup>82</sup>. Die in eine um 1480 am Niederrhein zusammengestellte Miscellanhandschrift (Wien ÖNB 1940\*) in einer unorganischen

79 Vgl. dazu BRANDIS (wie Anm.77) Nr. 433, 401 und 457. - Ausgaben der mnd. Versionen: W. SEELMANN, *Farbendeutung*, Nd.Jb. 8 (1882) 73-85; ders., *Des Minners Anklagen*, Nd.Jb. 8 (1882) 42-63; J.J. ESCHENBURG, *Denkmäler altdeutscher Dichtkunst*, Bremen 1799, S.257-264 (= *Streitgespräch*, BRANDIS Nr.401).

80 BRANDIS Nr.336 (mnd. Version ungedruckt).

81 BRANDIS Nr.389; Ausgabe und Literatur s.u. Anm.84.

82 BRANDIS Nr.372. Eine Beschreibung und Ausgabe der bisher unveröffentlichten Fragmente (Fragm. 2-3 der Deutschen Staatsbibliothek, Berlin/DDR) bereite ich vor. Dieselbe Minnerede ist übrigens noch in einer weiteren Handschrift in niederdeutsch-mitteldeutscher Mischsprache ebenfalls nur fragmentarisch überliefert (Berlin, Staatsbibliothek Preuß. Kulturbesitz, Ms.germ.4<sup>o</sup> 795); vgl. dazu G. SCHMEISKY, *Die Lyrik-Handschriften m* (Berlin, Ms.germ.qu.795) und *n* (Leipzig, Rep.II fol.70a) (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 243). Göppingen 1978, bes. S.16-19 (Abbildung der Hs. und Transskription der Minnerede).

riparisch-niederfränkisch-westfälischen Mischsprache ein-  
getragene Minnerede *Farbenkranz der Frauentugenden*<sup>83</sup> scheint  
eine ursprünglich mittelfränkische Dichtung zu sein. Um  
genuin niederdeutsche Texte dürfte es sich hingegen bei  
den i.f. näher zu skizzierenden Minnereden *Des Kranichhalses*  
*neun Grade*, *Farbentracht*, *Lehren für eine Jungfrau* und *Lob*  
*der Frauen* handeln.

Das in nicht weniger als sechs Handschriften des 15. und  
16. Jahrhunderts überlieferte *Kranichhals-Gedicht*<sup>84</sup> ist  
eine allegorische Erläuterung der neun Treuegrade eines  
Liebhabers; wer alle neun Grade vollkommener Treue besitzt,  
kann, wie der Dichter in einem reichlich manieristisch an-  
mutenden Bild sagt, seinen Hals einem Kranich gleich drehen,  
d.h. sich so unter seinen Mitbewerbern auszeichnen, wie der  
lange Hals eines Kranichs vor dem anderer Vögel hervorragt.

Nur in einer späten Handschrift, der sog. Jütischen Samm-  
lung, überliefert ist die umfangreiche, 1178 Verse um-  
fassende Allegorie *Farbentracht*<sup>85</sup>. Das Gedicht schildert  
den Prüfungsweg, den der nach Vollkommenheit in der Liebe  
Strebende zu gehen hat: Beginnend bei der braungekleideten  
Frau Ehre führt dieser Weg über die Stationen der mit anderen  
Farben symbolisierten sonstigen Tugenden und endet ruhm-  
reich wieder bei Frau Ehre.

Der Typ der nicht-allegorischen Minnerede wird durch die  
beiden kurzen Texte *Lehren für eine Jungfrau*<sup>86</sup> und *Lob der*  
*Frauen*<sup>87</sup> repräsentiert. Das erste Gedicht, 121 Verse um-

---

83 BRANDIS Nr.381; Abdruck: H. BRANDES, *Der guden farwen krans*, Nd.  
Jb. 10 (1884) 54-58.

84 BRANDIS Nr.389; Abdruck in: P.J. BRUNS, *Romantische und andere Ge-  
dichte in altplattdeutscher Sprache aus einer Handschrift der Aka-  
demischen Bibliothek zu Helmstädt*, Berlin Stettin 1798, S.110-120.

85 BRANDIS Nr.436; Abdruck: W. SEELMANN, *Farbentracht*, Nd.Jb. 28  
(1902) 118-156.

86 BRANDIS Nr.322; Abdruck: W. SEELMANN, *Eyne gude lere van einer*  
*junchvrowen*, Nd.Jb. 8 (1882) 33-42.

87 BRANDIS Nr.277; Abdruck bei BRUNS (wie Anm.84) S.124-130.

fassend und ebenfalls in der Jütischen Sammlung enthalten, gehört zum Typ der Minnegebote und Minnelehren für Liebende; das andere, 124 Verse umfassend und innerhalb einer ostfällischen Sammelhandschrift heterogensten Inhalts überliefert, ordnet sich dem Typ des hymnischen Frauenpreises zu.

Ob auch ein im Anschluß an die *Farbentracht* in der Jütischen Sammlung enthaltenes, in siebenzeiligen Strophen verfaßtes umfangreiches Dialoggedicht zwischen einem Liebenden und seiner Geliebten über Freud und Leid der Liebe als originale mnd. Minnerede angesprochen werden darf, kann, da der Text noch unediert ist, vorläufig nicht entschieden werden<sup>88</sup>

Den Minnereden angereicht sei hier eine bunte Sammlung kurzer thematisch verwandter Gedichte, sog. *Liebesgrüße*, die neben vielerlei anderen Reimereien in einem im frühen 16. Jahrhundert in Lübeck erschienenen Balhorn-Druck mit dem Titel *Rimbökelin* enthalten sind. Es handelt sich teils um niederdeutsche Originaltexte, teils um Umschriften niederrheinisch-kölnischer Vorlagen<sup>89</sup>.

Einer gänzlich anderen Gedanken- und Formwelt als bei den von Haus aus der höfischen Adelskultur zugehörigen Minnereden begegnen wir bei den seit dem 15. Jahrhundert in Handschriften und Frühdrucken auftauchenden Lehrschriften über die rechte Art des ehelichen Lebens. Statt in poetischer Versform und metaphernreicher bzw. allegorischer Ausdrucksweise wie die Minnereden, gehen diese biedereren, bürgerlich-praktischen Sinn atmenden Ehelehren in der schlichten Form der Prosa einher. Die handschriftliche Überlieferung dieser inhaltlich und formal wenig reizvollen Schriften ist bisher noch kaum überschaubar; besonders ausführliche Belehrungen scheint eine noch ungedruckte dreiteilige Traktatfolge in der Handschrift Aug. 1222.62 theol. in 8<sup>o</sup> der Herzog-August-Bibliothek zu Wolfenbüttel zu enthalten. Eine Zusammenstellung der in Frühdrucken erschienenen Schriften dieser Art ist bei Jellinghaus zu finden<sup>90</sup>.

88 Bei BRANDIS nicht verzeichnet; Abdruck der Anfangs- und Schlußverse bei BORCHLING (wie Anm.38) S.111.

89 Vgl. dazu M. RHEINHEIMER, *Rheinische Minnereden. Untersuchungen und Edition* (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 144), Göttingen 1975, S.185f. und 195; Abdruck bei SEELMANN (wie Anm.75) S.57, 66 und 68.

90 H. JELLINGHAUS, *Geschichte der mittelniederdeutschen Literatur* (Grundriß der Germanischen Philologie, 7), Berlin Leipzig 1925, S.73f.

Außer Fragen der Ehemoral behandeln diese Ehelehren im allgemeinen auch Fragen der praktischen Haushaltsführung und der Kindererziehung. Als Beispiel sei hier die um 1487 in Magdeburg unter dem Titel *Eyne schone lefflike lere unde vnderwysinge wo ein iewelick syn hus regeren schal* erschienene Schrift<sup>91</sup> erwähnt, die ohne erkennbare Systematik, in locker assoziativer Gedankenfolge, die wichtigsten Regeln für das häusliche Zusammenleben innerhalb der mittelalterlichen Großfamilie erörtert. Sie bietet also sowohl praxisbezogene Lehren für eine geordnete Haushaltsführung als auch allgemeine Ratschläge für gedeihliche zwischenmenschliche Beziehungen zwischen Hausherrn, Ehefrau, Kindern und Dienerschaft. Die anonym erschienene Schrift ist eine Übersetzung der Bernhard von Clairvaux zugeschriebenen *Epistola de cura et modo rei familiaris*; der niederdeutsche Text geht aber nicht direkt aufs lateinische Original, sondern auf eine hochdeutsche Version (Augsburger Druck von rund 1485) zurück.

Spezielle Lehrschriften über Kindererziehung scheinen innerhalb der mnd. Literatur zu fehlen. Einen Einzelaspekt, die Anleitung zu höfischen Tischsitten, behandelt eine kleine handschriftlich überlieferte, *Der kindere hovesheit* betitelte Lehrdichtung von 156 Versen, deren erste Hälfte die Umarbeitung einer hochdeutschen "Tischzucht" darzustellen scheint, während der Schlußteil eine freie Hinzufügung des niederdeutschen Bearbeiters sein dürfte<sup>92</sup>.

(Fortsetzung folgt in Band 19)

91 BC Nr. 124 und 125. - Ausgabe bei C.D.M. COSSAR, *The German Translations of the Pseudo-Bernadine 'Epistola de cura rei familiaris'* (Göppinger Arbeiten zur Germanistik, 166), Göppingen 1975, S.319-327.

92 Ausgabe: E. SIEVERS, *Der kindere hovesheit*, ZfdA 21 (1877) 60-65.

Maurits Gys seling, Sint-Amandsberg/Belgien

ZU EINIGEN GRUNDLAGEN DES ALTNIEDERLÄNDISCHEN\*

Die Geschichte des Niederländischen darf man mit der Germanisierung der Niederlande anfangen lassen. Vorher sprach man in den Niederlanden und Nordwestdeutschland, südwärts bis etwa zur Canche, zu den Ardennen, der Eifel und dem Mittelgebirge, eine besondere indogermanische Sprache, welche man, in Ermangelung einer überlieferten Gesamtbenennung, aber im Anschluß an Cäsar, belgisch nennen kann. Phonetisch zeichnete sich diese Sprache u.a. durch die Erhaltung des idg. *p* aus, im Gegensatz zum Keltischen, wo idg. *p* zu einem Hauchlaut wurde und schließlich verschwand. Namenkundlich hebt sich diese Sprache durch die zahlreichen Personennamen auf *-inios* und die massenhaft verwendeten Siedlungsnamen auf *-iom* ab, welche, da sie in den meisten Fällen von Personennamen abgeleitet sind, vielfach auf *-iniom* ausgehen, z.B. *Pelwiniom*, jetzt Plouvain, im Arrondissement Arras (1174, Kopie †1191 *Pelven*), zum Personennamen *Pelwinios* 'der Fahlhaarige', verwandt mit dem keltischen Volksnamen *Helvetii* und dem germanischen Volksnamen *(West)falen*.

Das belgische Sprachgebiet wurde im 2. Jahrhundert v.C. fast ganz von germanischen Völkerwellen überflutet. Die belgische Kriegeraristokratie emigrierte teils nach Frankreich zwischen Somme und Seine, wo belgische Ortsnamen jedoch nur spärlich überliefert sind, teils nach Südengland, wo ihre Sprache in manchen Ortsnamen weiterlebt, z.B. in *Londiniom*, jetzt London, zum Personennamen *Londinios* 'der Wilde'.

---

\* Geringfügig geänderter Text eines Vortrages, gehalten am 16. 11. 1978 in Münster auf Einladung des Niederländischen Seminars und des Germanistischen Instituts der Universität Münster.

Der germanische Vorstoß verlief offensichtlich von Nordosten nach Südwesten. Die Ardennen zeigen, im Gegensatz zu ihrem nördlichen Vorland (Condroz und Famenne), keine Spur einer Germanisierung. Auch in Flandern westlich von Leie und Schelde, in Zeeland und Südholland drang das Germanische, offenbar über See, nur sporadisch ein.

Die Germanisierung Nordwestdeutschlands und der Niederlande läßt sich vor allem in belgischen Ortsnamen an der Durchführung der eben damals langsam zu Ende gehenden germanischen Lautverschiebung erkennen. In vielen belgischen Ortsnamen blieb idg. *p*, seltener auch *t* und *k* erhalten, vor allem im Westen. In zahlreichen anderen Ortsnamen wurde *p* und vor allem *t* und *k* zu *f*, *th*, *h*. Der grammatische Wechsel trat ein, wenn die Bedingungen für ihn gegeben waren, ein Beweis dafür, daß die Akzentverlagerung auf die erste Silbe jünger ist, also in das 2. bis 1. Jh.v.C. gehört. So wurde z.B. der belgische Ortsname *Trunkiniom*, zum Personennamen *Trunkinios* 'der Verstümmelte', mit Lautverschiebung und grammatischem Wechsel zu *Thrunginjam*, jetzt Drongen bei Gent. Die Entwicklung von *o* zu *a*, von *ā* zu offenem *ō*, erfolgte erst im 1. Jh.v.C., da sie auch im elbgermanischen Einfallsbereich der Germania Superior auftritt; so z.B. wurde der Flußname *Mosā* zu *Masō*.

Zahlreiche Appellative wurden aus der belgischen Substratsprache ins Niederländische übernommen, so etwa *pink* 'kleiner Finger', das auf idg. *penkwe* 'fünf' zurückgeht. Beim Zählen mit den Fingern fängt man ja mit dem Daumen an und endet mit dem kleinen Finger.

Das Niederländische besitzt zudem eine ganze Reihe von Lehnaffixen aus dem Belgischen, so z.B. die Femininsuffixe *-astrjō* und *-agjō*, welche im 8. Jh. mit Umlaut zu *-estri* und *-eggi* oder auch zu *-istri* und *-iggi* wurden, z.B. in *naaister* und *dievegge*. Das Suffix *-ster* ist vor allem niederländisch, in beschränkterem Ausmaße auch altenglisch und altniederdeutsch; das Suffix *-egge*, *-igge* ist niederländisch und, selten, altenglisch (z.B. altenglisch *gealdricge* 'Zauberin'). Zugrunde liegen belgisch *-astriā* und *-akiā*, Feminin-

formen der belgischen Suffixe *-astro-* und *-ak(i)o-*, welche in manchen belgischen Ortsnamen belegt sind, ersteres z.B. in Cantâtre, Arr. Abbeville (1164 *Cantastra*, 1177 *de Cantastro*) und Balâtre, Arr. Namur (1136 *Balastra*, 1178 *Kopie de Balastro*), letzteres z.B. in Ronse, frz. Renaix (9. Jh. *Rotnace*), aus *Rōtinakiom*. Bei der Germanisierung von endbetontem *-akiā* zu *-agjō* trat grammatischer Wechsel ein. Frühestes Beispiel für *-agjō* ist *stallachia* 'Stute' in der Lex Salica.

Aus dem Belgischen stammt ebenfalls das Kollektivsuffix *-itja-* (mit unverschobenem *t*), dessen Verbreitungsgebiet nahezu auf das Niederländische, das Niederdeutsche und das Ripuarische beschränkt ist, z.B. in nl. *gebergte* 'Gebirge'. Die germanische Entsprechung *-ithja-* ist, mit gleicher Funktion, hauptsächlich in demselben Gebiet beheimatet und dürfte daher, mit Verschiebung des *t*, auch auf das belgische Suffix *-itto-* zurückgehen.

Das niederländisch-niederdeutsch-mitteldeutsche Diminutivsuffix *-ikīn*, jetzt *-tje*, *-ken*, *-chen* (z.B. *vogeltje*, *vogelken*) geht auf das belgische Diminutivsuffix *-ikinom* zurück. Es ist dies ein Doppelsuffix, entstanden aus der Zusammenfügung von *-iko-* und *-ino-*, zwei im Belgischen überaus produktiven Suffixen. Einige frühe Personennamenbelege mit Vokalverdampfung im niederländischen Südwesten (844-64 *Hadaken* in Théroanne, *Radeken* in Poperinge, 853 *Wifken* in Camiers, jedesmal Kopie 961) gehen noch auf die ursprüngliche Form *-ikīn* mit kurzem *i* vor *n* zurück. Daneben hat jedoch eine Kontamination mit dem germanischen Diminutivsuffix *-īn* mit Vokallänge stattgefunden, was *-ikīn* ergab. Diese Form hat sich durchgesetzt. Daß das Suffix schon im Belgischen diminuierende Funktion hatte, zeigen Ortsnamen wie Mesen (1157 *Mencinis*), über germanisiertes *Mainikinjam* aus belgisch *Moinikiniom* entwickelt, Menen < germ. *Maininjam* < belgisch *Moininiom* (zu idg. *mōinos* 'lieblich', also die "Siedlung des 'Lieblings' (*Moininios*)" resp. "des 'kleinen Lieblings' (*Moinikinios*)"), oder Quiévrechain aus *Kaprikiniom* neben Quiévrain aus *Kaprinom*.

Auch das Suffix *-ak*, *-ik*, *-uk*, das zwar in sämtlichen germanischen Sprachen vertreten ist, jedoch nur im Niederländischen, Niederdeutschen und Englischen eine große Produktivität entfaltet hat, dürfte dem Belgischen und, weiter ostwärts, dem Venetischen entnommen worden sein.

Es bleibt eine wichtige Frage, warum das belgische Substrat nicht nur im Niederländischen und Niederdeutschen, sondern auch im Englischen wirksam gewesen ist. Waren germanische Völkerschaften, die in vormals belgischem Sprachgebiet wohnten, etwa Nachkommen der Chauchen, im 5. Jh. am Zug nach Britannien beteiligt?

Daß im 8. Jh. der Westen des niederländischen Sprachgebiets, das heißt Flandern (zumal westlich von Leie und Schelde), Zeeland und Holland, sich in bedeutendem Maße der Umlautwirkung entzieht, ist vielleicht auf das belgische Substrat zurückzuführen. Der Westen wurde ja erst in der Merowingerzeit vollständig germanisiert. Dort lebt z. B. der belgische Volksname der *Menapii* noch im frühmittelalterlichen Gaunamen *Mempiscus* (< *Menapisk*) weiter.

Die allmählich fortschreitende Germanisierung der unterworfenen belgischen Bevölkerung wurde im Süden gehemmt durch die römische Eroberung Galliens (58-51 v. C.). Im 1.-3. Jh. n. C. gehen nicht nur das heutige französische Sprachgebiet, sondern auch Südflandern mit Einschluß des Gaus Waas, Südrabant, Südlimburg und der Süden des Rheinlandes (nordwärts bis etwa Köln) den Weg der Romanisierung. Das geht deutlich hervor aus der Assibilierung von *k* vor *e* oder *i* in gallorömischen und belgischen Ortsnamen, z. B. Wieze (1148 *Winze*) aus *Wenikiom*, zum belgischen Personennamen *Wenikios* (*wenis* 'Freund') oder Semmerzake (815, Kopie 941, *Cimbarsaca*) aus *Cimbrasiacum*, zum Personennamen *Cimbrasios*. Dieselben Gebiete gehören übrigens auch im Frühmittelalter, nach der fränkischen Eroberung, zum großen germanisch-romanischen Bereich, der zweisprachig war.

Der höhere soziale Stand ging zuerst zum Gebrauch des Lateins über. Die niederen Schichten folgten allmählich. Doch lebte am Vorabend der germanischen Völkerwanderung des

5. Jahrhunderts die germanische Sprache nicht nur in Nordbelgien, sondern auch in der heutigen Wallonie weiter, wie etwa aus der Erhaltung des germanischen *th* (jetzt *d*) in *Doornik*, *Drongen*, *Dender* usw. ersichtlich ist.

Daß damals in den Niederlanden und im Rheinland eine stattliche Anzahl lateinischer Lehnwörter und auch Lehn suffixe ins Germanische übernommen und teilweise auch an andere germanische Sprachen weitergegeben wurde, ist eine bekannte Tatsache.

Die fortschreitende Romanisierung wurde ihrerseits gehemmt durch die fränkische und sächsische Eroberung. Um 270 setzten die germanischen Einfälle in Gallien ein.

Die schriftlichen Quellen scheinen darauf hinzuweisen, daß die Franken einmal in der Provinz Groningen und wahrscheinlich auch an der sich anschließenden deutschen Nordseeküste beheimatet waren. Der Name *Franken* dürfte daher ein jüngerer Name jenes Volksstammes sein, der vorher *Chauchen* hieß. Teils über See, teils über Land drangen sie im letzten Viertel des 3. Jahrhunderts in Zeeland und in die Betuwe ein. Die *Salii*, deren Name im Gaunamen *Salland* (Overijssel) weiterlebt, dürften ein vorher selbständiger Volksstamm gewesen sein, der damals in den Franken aufgegangen ist. Im 4. Jahrhundert werden zwar auch die *Chamawen*, *Brukerer*, *Chattuarier*, einmal auch die *Amsiwarier*, die gewöhnlich miteinander verbündet operierten, als *Franken* bezeichnet, doch treten diese südöstlichen Franken offenbar niemals als Verbündete der nordwestlichen Franken, sondern im Gegenteil als ihre Konkurrenten auf. Kurz vor 358 siedeln Salii aus der Betuwe nach Texandrien, das ist die Gegend von Tilburg - Eindhoven, über. Nachdem 402 die römischen Garnisonen aus Gallien nach Italien zurückgerufen werden, wird die Verteidigung der Rheingrenze den Franken überlassen. Obwohl die schriftlichen Quellen darüber schweigen, ist es wahrscheinlich, daß ab etwa 405 die Franken als Föderaten ihr Wohngebiet von Texandrien aus über den ganzen Rest des tongerschen Territoriums, d.h. des späteren Bistums Lüttich, ausbreiten. In der Provinz Namur beginnen fränkische Reihen-

gräberfelder nämlich schon im frühen 5.Jh. (Haillot, Eprave, usw.). Um 405 geht auch Gellep am Rhein direkt aus römischer in fränkische Hand über: ein vorgeschobener östlicher Verteidigungsposten, der auch archäologisch mit dem Maasland zusammenhängt.

Trier wird zum Zankapfel zwischen Franken und Burgundern, die 407 nach ihrem Einfall in die Germania Superior ein Föderatenreich mit der Hauptstadt Worms gegründet hatten.

Vermutlich um etwa 430 wirft der fränkische Teilkönig Chlodio, dessen Sitz Duisburg zwischen Löwen und Brüssel war, die römische Oberherrschaft ab, erobert Cambrai und bald danach das weitere Land bis zur Somme. Das fränkische Teilkönigreich Tournai dürfte von Cambrai aus gegründet worden sein. Die Namenverwandtschaft zwischen Chlodio und Chlodwig, dem späteren Teilkönig von Tournai, deutet ja auf Blutsverwandtschaft hin. Um 445 erobert Chlodio auch Artois. Wahrscheinlich wird damals Thérouanne ebenfalls ein fränkisches Teilkönigreich.

In der Mitte des 5.Jhs. scheint der nördliche Teil der Germania Superior, aus der die Burgunder 436 nach Burgund, der Franche-Comté und der Westschweiz übergesiedelt waren, zwischen Franken und Alamannen aufgeteilt worden zu sein. Vermutlich ging hier die fränkische Eroberung von Trier aus, das ja im dritten Viertel des 5.Jhs. der Sitz eines fränkischen Teilkönigs (Arbogast) ist. So wird auch die Einverleibung des nördlichen Teils der Germania Superior, nämlich das Gebiet um Mayen und Koblenz, in das Erzbistum Trier besser verständlich.

486 erobert der Teilkönig von Tournai, Chlodwig, das römisch verbliebene Gallien bis zur Loire. Er läßt, wie Gregor von Tours berichtet, die anderen fränkischen Teilkönige, die alle mit ihm versippt waren, ermorden und vereinigt auf diese Weise das fränkische Reich. In Köln geschieht dies offenbar im Jahre 509. Auch der Name des Kölner Teilkönigs Chloderik, Sohn des Sigibert, weist auf Blutsverwandtschaft mit Chlodwig hin. Darf man annehmen, daß das fränkische Teilkönigreich Köln von Gellep aus gegründet

worden ist, das selbst eine Abzweigung von Tongern sein dürfte? Ein weiterer Schluß wäre, daß nicht Xanten, das ja in chattuarischem Gebiet lag, auch nicht Köln, sondern Gellep der Sitz des Königs Siegfried aus der Nibelungensage war.

496 schlug Chlodwig die nordwärts vordringenden Alamanen bei Zülpich. Auch ihr Gebiet wird einverleibt. In den nächsten Jahrzehnten breitete sich die fränkische Herrschaft über fast ganz Gallien aus.

Der fränkischen Eroberung folgte die fränkische Siedlung. Massenhaft ist diese in Frankreich aber nur bis etwa zu einer Linie Beauvais - Laon vorgedrungen.

Wahrscheinlich in der Mitte des 5. Jhs. fand auch eine Expansion der Chattuarier aus ihrem Ursprungsgebiet an Lippe und Ruhr nach dem Niederrhein (Kleve - Geldern) statt.

Ab 364 wird von sächsischen Einfällen über See in Gallien berichtet. Nach dem Abzug der römischen Garnisonen nach Italien fallen um 405 Sachsen und Heruler, erstere aus Schleswig-Holstein, letztere von den dänischen Inseln, in Nordgallien ein. Aus der Tatsache, daß später der Westteil der Gaue Flandern und Mempisc dem Bistum Thérouanne, ihr Ostteil dem Bistum Tournai angehört, darf man vielleicht folgern, daß die Herrschaft dieser Gebiete 445 oder kurz danach von den fränk. Teilkönigen in Thérouanne und Tournai den ± 405 eingedrungenen Seevölkern entrissen worden ist. Auch die Einverleibung des südwestlichen Teils des Gaues Texandrien, nämlich der Antwerpener Gegend (= Rien), in das Bistum Cambrai dürfte darauf hinweisen, daß dieses Gebiet von dem fränkischen Teilkönig in Cambrai gegen die hier ebenfalls eingedrungenen Seeleute (die Andoverpensens der Vita sancti Eligii) erobert worden ist. Es sieht so aus, als gingen in den Niederlanden und dem Rheinland die Bistümer in territorialer Hinsicht nicht auf römische Civitates, sondern auf (besonders fränkische) Teilkönigreiche zurück. Der Fall des Bistums Utrecht, das im wesentlichen dem friesischen Königreich entspricht, stellt also keine Ausnahme dar, sondern ist die Regel.

In seiner Blütezeit, d.h. im 7.Jh., reichte dieses friesische Königreich südwestlich bis zum Sincfal, schloß also noch Kadzand mit ein. Im Süden umfaßte es auch noch die Vier Ambachten. Vor der friesischen Expansion waren in Holland und Zeeland schon andere Seevölker, z.B. Wariner aus Holstein, eingewandert.

Endlich sei noch daran erinnert, daß der angelsächsischen Migration über das Meer im 5.Jh. eine sächsische Expansion aus Schleswig-Holstein im 6.-7.Jh. südwärts folgte. Am Ende des 7. und Anfang des 8.Jhs. eroberten die Sachsen die Wohngebiete der Brukterer und Chattuarier an Lippe und Ruhr. Die Eroberung des Hamalands, des Wohngebiets der Chamawen, erfolgte wohl gleichzeitig. In den Niederlanden wurde die IJssel zur Grenze zwischen Sachsen und Franken.

Es soll jetzt versucht werden, eine Brücke zu schlagen zwischen den linguistischen Fakten und den historischen Daten.

Eine tiefgreifende Scheide innerhalb des Westgermanischen ist diejenige, welche *er*, die oberdeutsche Form des Personalpronomens der 3. Pers. Sing. Mask., von nordwestlichem *hie*, *hē*, *her* trennt. Oberdeutsch *er* und gotisch *is* setzen das idg. Personalpronomen *is* fort (vgl. lat. *is*). Dieses muß also in den Jahrhunderten um Christi Geburt im elbgermanisch-ostgermanischen Bereich *iz*, *ez* gelautet haben. Altenglisch bis altmitteldeutsch *hē*, *her* dagegen führt das idg. Demonstrativpronomen *kis* 'dieser' (vgl. lat. *cis*) weiter. Dieses muß am Anfang unserer Zeitrechnung in diesem Sprachkreis *hiz*, *hez* gelautet haben. Dies führte einerseits, mit Entwicklung eines  $\bar{e}^2$ , zu anl. *hie*, ae. nd. *hē*, andererseits, mit Rhotazismus, zu *her*. Das Demonstrativpronomen *hiz*, *hez* ging, bis auf wenige Spuren vor allem im Gotischen und Runennordischen, dem Elbgermanisch-Ostgermanisch-Nordgermanischen verloren. Das Personalpronomen *iz*, *ez* hingegen wurde, allerdings im Nom. Sing. Mask., im Altenglisch-Altniederländisch-Alt-niederdeutschen aufgegeben; seine Funktion übernahm hier das Demonstrativpronomen *hiz*, *hez*.

Die Form *hez* > *her* muß einmal im gesamten niederländisch-niederdeutschen Sprachgebiet vorhanden gewesen sein, da sie sich nicht nur im Limburgischen, Ripuarischen und sonstigen Mitteldeutschen, sondern enklitisch auch im Friesischen (jetzt *er*) erhalten hat. In späterer Zeit wurde sie von der Form  $h\bar{e}^2$  überlagert, welche von Groningen bis nach Westflandern *her* völlig verdrängte. Im Friesischen, Limburgischen, Ripuarischen und teilweise auch im Moselfränkischen konkurriert  $h\bar{e}^2$  mit der Form *her*. Es sieht so aus, als wäre  $h\bar{e}^2$  von den Angelsachsen, Franken und Sachsen verbreitet worden. Das Limburgische bewahrt dann vorfränkisches Sprachgut.

Der Entwicklung von *hiz*, *hez* zu  $h\bar{e}^2$  einerseits, *her* andererseits ist jene der Personalpronomina *wiz*, *jiz*, *miz*, *this* und des Artikels *thez* ähnlich. Auch diese sind einerseits zu  $w\bar{e}^2$ ,  $g\bar{e}^2$ ,  $m\bar{e}^2$ ,  $th\bar{e}^2$ , andererseits zu *wir*, *gir*, *mir*, *thir*, *ther* geworden. Die Formen ohne *r* konkurrieren mit solchen auf *r* im Limburgischen, in geringerem Umfang auch im Mittelfränkischen. Die *r*-losen Formen herrschen allein im Rest des niederländischen Sprachgebiets. Allerdings ist die Sachlage durch die frühe Verwechslung der Dative  $m\bar{e}^2$ ,  $th\bar{e}^2$  und der Akkusative *mik*, *thik* kompliziert worden, wobei das Limburgische, Südniederrheinische und ein ripuarischer Grenzsaum die Akkusativform im allgemeinen auch für den Dativ, das sonstige Niederländische die Dativform auch für den Akkusativ verwenden. Das Ripuarische bewahrt in der Regel den alten Kasusunterschied.

Die altniederländischen Pronominalformen *mie*, *die*, *hie*, *wie*, *gie* haben sich im 13. Jahrhundert nur noch im Westflämischen erhalten. In den übrigen Mundarten sind sie zu  $m\bar{i}$ ,  $d\bar{i}$ ,  $h\bar{i}$ ,  $w\bar{i}$ ,  $g\bar{i}$  monophthongiert worden. In altniederländischer Zeit reichen *hie* und *thie* nordostwärts bis zur Mundart des Heliands, dessen Verfasser zwar in Werden Mönch war, jedoch in der Sprache seiner Zutfener Heimat schrieb.

Das Altniederländische hat den Stamm *hi-* (aus idg. *ki-*) auch in den meisten anderen, das Altenglische und das Alt-friesische haben ihn in sämtlichen anderen Kasus des Personalpronomens der 3. Person eingeführt. Das Altnieder-

deutsche dagegen bewahrt, abgesehen von der 3. Pers. Nom. Sing. Mask., durchweg den Stamm *i-* ohne anlautendes *h*, stimmt also weitgehend zum Elbgermanischen. Das Westmoselfränkische entspricht genau dem Niederländischen, z.B. mit trierisch *hihm*, *hihr*. Dies ist wohl durch die Tatsache zu erklären, daß das trierische Gebiet zunächst von nordwestlichen Franken besiedelt und erst nachher von den Alamannen erobert wurde.

Auch Limburg hat in allen Fällen ausnahmslos *h*-Anlaut, das Niederrheinische, Ripuarische und Ostmoselfränkische zeigen dagegen durchweg vokalischen Anlaut. Schon die Wachtendonkschen Psalmen haben in ihrem niederrheinischen, die Krefelder Mundart widerspiegelnden Teil nur vokalischen Anlaut, im Gegensatz zur westmoselfränkischen Vorlage. Doch begegnen im niederrheinisch-ripuarischen Raum auch gelegentlich *h*-Formen, z.B. in Jülicher Urkunden und im geldrischen Bestiaire. Es sieht so aus, als hätten im Rheinland die von Nordwesten kommenden Franken den *h*-Anlaut, die von Osten eindringenden Chattuarier und die von Südosten vorrückenden Alamannen den vokalischen Anlaut propagiert.

Eine andere alte Opposition innerhalb des Germanischen tritt ans Licht in der starken Flexion des Adjektivs sowie in der Flexion der Possessivpronomina und der zusammengesetzten Demonstrativpronomina. Hier steht im Dativ Sing. Mask. und Neutr. altenglisch und altnordisch *-um* altniederdeutsch und althochdeutsch *-umu*, *-emu* gegenüber, dem sich gotisch *-amma* anschließt. Also ae. *blindum*, an. *spqkom*, aber and. *blindumu*, ahd. *blintemu*, got. *blindamma*.

Daß *-um* auch für das Altniederländische, und zwar für den Südwesten, charakteristisch war, geht aus frühen Ortsnamenbelegen hervor: 844-64 (Kopie 961) *Aldomhem*, jetzt Audrehem, und 857 (Kopie 961) *Gruonomberg*, jetzt Sint-Winoksbergen. Daß *-um* bis ins Niederrheinische galt, beweisen die Wachtendonkschen Psalmen aus der Krefelder Gegend, wo auslautend *-m* allerdings schon zu *-n* geworden ist: *fan hoon himili*. Das Ripuarische gehört in dieser Hinsicht dagegen schon dem Althochdeutschen an (*unseme* usw. in Kölner Urkunden ab 1258).

Desgleichen herrscht *-umu*, *-emo* in den kleineren and. Denkmälern aus Essen, Werden, Freckenhorst usw. sowie, ausgenommen den Anfang, in der östlichen Heliandhandschrift M. Mit ihrem *-um* stehen das Utrechter Taufgelöbniß des 8.Jhs. (*allum diabolgeldaē*) und die Urfassung des Heliand, wie dies vor allem aus den Fragmenten ersichtlich ist, auf altniederländischer Seite.

Die Grenze zwischen anl. *-um* und ahd. *-emu* ähnelt der Nordgrenze der hochdeutschen Lautverschiebung, die ja, allerdings in beschränkterem Ausmaß, das Ripuarische noch mitumfaßt. Jedoch können beide Erscheinungen im Ripuarischen schwerlich autochthon sein. Seit dem 2.Jh.v.C. und während der ganzen Römerzeit gehörte der Kölner Raum ja zu dem vom Norden aus germanisierten niederländischen Sprachbereich. Ein breiter romanischer Gürtel beiderseits der Mosel trennte ihn in der Römerzeit vom Mainzer Gebiet, wo elbgermanische Scharen im 1.Jh.v.C. eingedrungen und nordwärts sogar bis in die Koblenzer Gegend vorgerückt waren, danach aber allmählich der Romanisierung verfielen. Es ist eine ansprechende Hypothese, daß die Alamannen, welche Ende des 5.Jhs. aus der Mainzer Gegend vorstießen und 496 bei Zülpiich von den Franken geschlagen wurden, nicht wieder vertrieben wurden, sondern ihre Siedlungen behalten durften, und daß sie die Anlage zur zweiten Lautverschiebung mitbrachten.

In den bisher angeführten Spracherscheinungen stand das gesamte oder nahezu das gesamte altniederländische Sprachgebiet deutlich auf englischer Seite. Daneben gibt es auch Merkmale, in denen nur der Westen, daß heißt insbesondere Nordfrankreich, Flandern, Zeeland und Holland, mit dem Englischen und teilweise mit dem Friesischen zusammengeht. Dabei stellt sich das südholländische Festland oft als ein Einbruchsgebiet östlicher Formen dar, was offenbar auf eine Immigration aus der im Frühmittelalter stark bevölkerten Betuwe und ihrer Umgebung schließen läßt. Dem Englischen am nächsten steht Westflandern und noch mehr der ehemals germanische Teil des Département Pas-de-Calais. Daß dies alles mit einer Einwanderung seefahrender Völker (Sachsen usw.)

zusammenhängt, wird wohl niemand leugnen.

Ein einleuchtendes Beispiel dafür ist die Entrundung des umgelauteten *u*, also *u>y>i*. Allerdings ist diese Entrundung in flämischen und friesischen Ortsnamen schon im 8.Jh. belegt, also wesentlich früher als im Englischen, wo sie, z.B. in Kent, durchgängig erst im 10.Jh. auftritt. Die Ostgrenze der Entrundung ist von Wort zu Wort verschieden. In mehreren Wörtern gehört sogar das Westbrabantische noch zum Entrundungsgebiet, z.B. *evel<uvil*, *lettel<lutil*. Die Form *stic* reicht im 13.Jh. bis in die Dendergegend und Mechelen. In anderen Wörtern ist die Entrundung auf das Flämisch-Zeelandisch-Holländische beschränkt, z.B. *dinken*, *brigghe* (holländisch daneben auch *denken* und *dunken*, *bregghe*; schon im Egmonder Willeram findet sich *thinket* neben *thunket*). *Melle* 'Mühle' aus lat. *mulina* begegnet nur im Département Pas-de-Calais.

Völlig abweichend davon ist die Verbreitung der Entrundung beim Verb *selen*, *sellen*, nämlich Holland-Utrecht-Brabant-Südostflandern. In diesem Wort ist die Palatalisierung mit anschließender Entrundung übrigens nicht durch einen Umlautfaktor, sondern offenbar durch das ehemals dem Vokal vorangehende *k* veranlaßt worden, wie durch das entsprechende altnorthymbrische *scylun*, *scilun* und das altfriesische *skilun*, *skelen* nahegelegt wird.

Bemerkenswert ist auch die Entwicklung *anh* > *ōh* und *anf* > *ōf* in flämisch-zeelandisch-holländisch *brochte*, *dochte*, *zochte* im Gegensatz zu südostflämisch-brabantisch-utrechtisch *brachte*, *dachte*, *zachte*. Denselben Vorgang beobachten wir in westflämisch *goes* (nur noch in Familien- und Ortsnamen belegt) gegenüber holländisch-ostflämisch *gans*.

Damit vergleichbar ist auch das westflämische Demonstrativpronomen *gone*, *guene* im 13.Jh. (jetzt nur noch relikthaft bewahrt) gegenüber ostflämisch-zeelandisch-holländisch *gene* 'jener'. Daß die Form *gone* auch einmal in Ostflandern und Holland galt, im 13.Jh. aber schon völlig im Rückzug begriffen war, zeigen sporadische Belege aus Gent 1236 (ab 1237 in Gent nur noch *ghene*), Hulst 1293 und Holland 1295.

Die Form *gone* stimmt zu ae. *geon*, jetzt englisch *yon*, *yonder*, die Form *gene* zu ahd. *jener*. In beiden Fällen entwickelte sich im Niederländischen anlautendes *j-* zu *g-*, wie das z.B. auch im Personalpronomen *gie* aus *jūz* oder im Verb *gien* aus *jehan* der Fall ist. Die beiden Formen gehören zwei verschiedenen Ablautstufen an. Deutsch *jener* und niederländisch *gene* setzen idg. *eno-* 'jener', englisch *yon* und westflämisch *gone* hingegen idg. *ono-* voraus. Im Germanischen wurde *ono-* zu *ana-*, dessen *a* vor *n* im Altenglischen zu *o* zurückkehrte. Vor allem das Westflämische muß einmal an dieser altenglischen (auch altfriesischen) Entwicklung teilgehabt haben.

Parallel mit dem Englischen verlief auch die Entwicklung des Präfixes *gi* > *ge-* > *je-* > *i-* in Westflandern und Nordfrankreich. Im Altenglischen ist *ge-* (auszusprechen *je-*) die Normalform. Einzelne Spuren von *gi-* finden sich noch im Frühaltenglischen. Die ersten Belege von *i-* begegnen spätaltenglisch, und zwar zuerst nach anderen Präfixen: *unilic*.

Im niederländischen Sprachgebiet begegnen letzte Spuren von *gi-* (*ghigheven*, *ghiseghelt* usw.) in Zomergem 1277, Brügge 1282, Holland 1296, jedesmal neben *ghe-*, *ge-*. Die Form *je-* gilt im 13.Jh. fast uneingeschränkt in Calais: 1269 *Jemene broc*, 1293 *jeconreit*, *jegharwet*, *jesmout*, *jetannet*, *zejewand*, aber schon 1295 *Ymenebrouc*. Weiter ostwärts findet sich *je-* auch in Veurne 1299 (*jehanghen* neben *jmaket*) und Oudenburg 1282 (*jemete* neben *ghedaen* usw.). Dort auch *ie-*: Veurne 1295 (*iehanghen*, *iemaket* neben *ymet*), Veurne 1297 (*iehanghen*, *iemaket*, *ieseit* neben *ymet*), Veurne 1298 (*iehanghen*, *ieloven*, *iemete*, *ienomen* neben *imaket*), Veurne 1299 (*iegheiven*, *iehelike*, *iemet*), Oudenburg 1277 (*yemet* neben *jmet*, *ghedaen* usw.), Brügge 1284 (*iewaschen* neben häufigem *ghe-*). Inlautend schon 1119 *Steniewerca*, 1222 *Steniewerke* (jetzt Steenwerk). Vor allem die Schreibung 1277 *yemet* legt die Vermutung nahe, daß *je-* sich über *ie-* zu *i-* entwickelt hat. Sonst kommt in westflämischen Texten des 13.Jhs. *i-* massenhaft vor, allerdings neben ebenso häufigem *ghe-*.

Daß auch in Holland einmal Ansätze zur selben Entwicklung dagewesen sind, zeigt einmaliges *iegivan* im Egmonder Willeram, wo *ge-* jedoch die Normalform ist: *gegivon*. Auch der zeeländische Ortsname Ierseke läßt sich hier einreihen : 980 Kopie 15.Jh. *Gersicha*, 1186 *Gersecha*, 1219 *Gerseca*, 1291 *Jiersike*, *Yersike*, 1299 *Iersike*.

Auch das Altfriesische hat eine ähnliche Entwicklung gekannt, z.B. *iebeden*, *iebunden*, *iedēn*. Die Form *iegivan* findet sich auch in der Homilie Bedas aus Essen, 10.Jh.

Im Altenglischen schwindet der Endvokal nach langer Stammsilbe in weiblichen Substantiven der *-ō*-Klasse : *lād* 'Kanal', *stræt* 'Straße', *mæd* 'Wiese'.

Genau dieselbe Erscheinung zeigt sich in einigen Wörtern im Südwesten des niederländischen Sprachgebiets. Sie sind am zahlreichsten im Pas-de-Calais. Nur hier findet man z.B. *strāt* : Mitte 12.Jh. *Bokeriestrat* und *Mollines strat* in Saint-Omer, 1187 Kopie 12.Jh. *Herstrat* in Nieurlet, 1282 *Naustraet* und 1296 *Streie strat* in Calais. Sonst gilt in Westflandern usw. nur *strate*. Die Form *leed* ist kennzeichnend für das Pas-de-Calais und Westflandern, z.B. 1151 *Niwerled*, jetzt Nieurlet. In Ostflandern und Holland ist es *lede*. Die Form *sluus* ist westflämisch, ostflämisch, zeeländisch und auch in Holland nicht unbekannt, hier allerdings neben häufigerem *sluse*. Die Form *meet*, auch *maet*, ist charakteristisch für Westflandern, Ostflandern, Zeeland, die südholändischen Inseln und Nordholland. Im südholändischen Festland ist *māde* die gewöhnliche Form; diese ist auch utrechtisch und brabantisch.

Auch das Altfriesische bewahrt resthaft einige Wörter mit Schwund des Endvokals nach langer Stammsilbe. Hier ist im allgemeinen das auslautende *-e* analogisch neu eingeführt. Denselben Vorgang dürfen wir für das Flämisch-Holländische annehmen. Westflandern und vor allem Pas-de-Calais stehen dem Englischen noch immer am nächsten.

Der Schwund des Endvokals nach langer Stammsilbe steht in keiner Beziehung zum allgemeinen Schwund des auslautenden *-e* im Zentral- und Südostniederländischen, dessen erste

Spuren im 13.Jh. in Südholland, Utrecht und Gelderland begegnen und der gerade in Flandern und Zeeland unbekannt ist.

Nebenbei sei hier noch an die zahlreichen Ortsnamen auf *-tūn* im Pas-de-Calais erinnert. Sie sind hier Zeugen einer massenhaften Einwanderung aus England etwa im 7.Jh.

Ein hervorstechendes Merkmal des Südwestens ist schließlich das weibliche Personalpronomen der 3. Pers. Sing. *soe*. Im 13.Jh. herrscht *soe* uneingeschränkt in West- und Ostflandern. In Zeeland, Holland und Brabant ist zu dieser Zeit *si* allgemein üblich, doch kommen im 13.-14.Jh. einzelne Spuren von *soe* auch in Zeeland, Holland und Westbrabant vor. Heute ist *soe* bis in die Nähe von Saint-Omer zurückgedrängt worden.

Dieses Personalpronomen stimmt zum Demonstrativpronomen gotisch *sō*, altnordisch *sū*. Im Südwestniederländischen ist das Demonstrativpronomen *sō* zum Personalpronomen geworden, genau so wie das Demonstrativpronomen *hiz* zum Personalpronomen im Gesamtniederländischen. Doch ist *sō* im Westgermanischen außerhalb des Südwestniederländischen nicht nachzuweisen. Darf man für die Einführung von *soe* im Südwesten die von den dänischen Inseln stammenden Heruler verantwortlich machen?

Es gibt noch mancherlei andere Spracherscheinungen im Westniederländischen, die an England und Friesland erinnern, z.B. der steigende Diphthong im Personalpronomen *ju jou*, der *j*-Vorschlag in der Konjunktion *jof*, im Südwesten auch der auf Suffix *-in* hinweisende Umlaut in den Partizipien *gedregen* und *geslegen*. Ein weites Untersuchungsfeld liegt noch offen vor uns.

#### Bibliographische Hinweise

Das Studium des Altniederländischen und Frühmittelniederländischen soll selbstverständlich von den sicher lokalisierten und datierten Quellen ausgehen. Diese sind

1. Die Ortsnamen. Diese wurden bis 1225 herausgegeben in meinem *Toponymisch Woordenboek van België, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland*, Tongeren 1960.

2. Die Personennamen. Ein Personennamenbuch bis 1225 für Belgien, Holland und Nordfrankreich wird von mir vorbereitet.

3. Die amtlichen Texte. Diese wurden bis 1300 herausgegeben in meinem *Corpus van Middelnederlandse teksten*, 's-Gravenhage 1977 [erschienen 1978].

Eine Ausgabe der altniederländischen und mittelniederländischen literarischen Handschriften bis 1300 wird von mir vorbereitet. Der erste Band, der die kleineren Texte und die Fragmente umfassen wird, ist druckfertig. Jeder Text wird lokalisiert an Hand der an den Namen und den frühen amtlichen Texten gewonnenen Ergebnisse. Dieser erste Band enthält auch eine Auseinandersetzung mit der Sprache des Heliand.

Eine Studie über die Germanisierung der Niederlande wird in der *Nieuwe Algemene Geschiedenis der Nederlanden*, Haarlem, vermutlich 1979, erscheinen.

Eine kurze Geschichte der niederländischen Sprache erschien von mir unter dem Titel *De geschiedenis van onze taal* in: *Twintig eeuwen Vlaanderen*, Teil 9: *De Vlaamse gemeenschap III: Facetten van de sociaal-culturele ontwikkeling tot heden*, Hasselt 1978. Eine ausführliche Geschichte der älteren niederländischen Sprache soll 1980 erscheinen.

Willy P i j n e n b u r g , Leiden/Nl.

AHD. *CHUMFT*, MND. *KUMPST*, ANL. *CUOMST*<sup>1</sup>.

*Thicco gehiezzet mir sine cuomst.*  
Exp. Willerammi I,2

Walther MITZKA gibt in seiner Bearbeitung der 20. Auflage von Friedrich KLUGES *Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache* (1967) i.v. *künftig* folgende Etymologie von hd. *-kunft*: "Verbalabstrakt zu kommen (got. *qiman*) mit germ. *-þi-*, idg. *-ti-* gebildet wie Gift, Staat, Schuld usw. Zur Einschlebung des Gleitlauts *f* in die Gruppe *mþ* vgl. *Brunft*, *Vernunft*, *Zunft*." Auch die etymologischen Wörterbücher von Reclam und Duden (was das *f* betrifft implizit i.v. *sanft*) schließen sich dieser Herleitung an.

FRANCK - VAN WIJK (<sup>2</sup>1976 = 1912) i.v. *komst* sagen nur, daß das Verhältnis zwischen niederländisch *komst* und deutsch *-kunft* nicht klar sei. DE VRIES (1971) meint i.v. *komst*, das niederländische Wort sei mit *-sti*, das deutsche mit *-ti* gebildet.

Es gibt aber Bedenken gegen die hier angeführte Herleitung von ahd. *chumft* aus *kum-* (*qum*) + *þi*. Man kann sich fragen, warum in die Gruppe *-mþ-* ein *f* eingeschoben sein soll, obwohl dies normalerweise im Ahd. nicht geschieht, vgl. *\*skam-þa-* > ahd. *scanta*, nicht *\*schamfta*, *\*ramþa* > ahd. *rant*, nicht

---

1 Das diesem Beitrag vorangestellte Zitat und damit die Form *cuomst* ist der (*Expositio*) *Willerammi Eberspergensis Abbatis in Canticis Cantorum* (hg. v. W. SANDERS, München 1971) entnommen, die bekanntlich von manchen Forschern (z.B. W. SANDERS, M. GYSSELING) als altniederländisch angesehen wird, obwohl die hochdeutsche Vorlage im gesamten Text noch ins Auge springt. Auf S.175 seines Buches *Der Leidener Willeram*, München 1974, meint SANDERS: "Für die *st*-Bildung *cuomst* 1,2 (*cūonft* W), die Schilter und Scherz für "fehlerhaft" hielten, sei nur darauf hingewiesen, daß mnl. *comst(e)* [seit 1236, W.P.], nl. *komst* (auch im Mittelniederdeutschen) die dort [im Niederländischen] normale Form gegenüber hd. *Kunft* darstellt." Die Form kann man also mit einigem Vorbehalt altniederländisch (± 1100) nennen.

\*ramft<sup>2</sup>, \*himþo > ahd. *hinta*, nicht \*himfta. Es ist auch nicht klar, weshalb das þ in -mþ- im Ahd. nicht einfach als d/t erscheinen sollte<sup>3</sup>, wie - übrigens gleichfalls ohne Gleitlaut - in *mund* (< munþ-), *chund* (< kunþ-) und in Fällen wie dem oben erwähnten *scanta*, *hinta* usw. Wenn der Auslaut in *chumft* ein unverschobenes -t- nach Spirant f ist, wie etwa bei *gift* < \*gef-ti < \*ghebh-ti-, dann sind wir gezwungen anzunehmen, daß der Spirant schon vorgermanisch war, und dem wiederum widerspricht klar das Gotische (*ga-qumþs*).

Auch die Etymologie, die SEEBOLD (1970, S.316) suggeriert ("ahd. *kumft* 'Ankunft' ... (\*m(p)-t- > mft"), scheint nicht richtig zu sein, weil zwischen m und d < þ eher ein b-Ein-schub zu erwarten wäre (\*-kumþ- > \*kumbd), was nach der hd. Lautverschiebung allerdings zu \*kumþt und selbstverständlich nicht - mit nochmaliger Verschiebung - zu \*kumft führen würde.

In den aufgezeichneten Formen *numpft* (Pariser Hs.) *ca-zumpftit*, *zumpften* (ib.) scheint mir die Annahme von -p- als Übergang zwischen m und f wahrscheinlicher zu sein als die von verschobenem -pf- aus vorahd. -p- in \*kumþt. Wie gesagt, das Folgende kann aus theoretischen Gründen nicht richtig sein: germ. \*qum-þi > vorahd. \*kum-d- (evt. \*kumbd-) > ahd. \*kunt (evt. \*kumþt).

Das Ganze wird noch heikler, wenn man diesen Gleitlaut auch in anderen Wörtern außerhalb der Gruppe von Verbal-abstrakta, wie z.B. in *sanft*, annimmt. Das hat dann nämlich zur Konsequenz, daß dieses "Lautgesetz" auch für das Nieder-

2 Ahd. *ramft* ist ebenfalls belegt, doch siehe hierzu das weitere über -mft Gesagte. Eine erst germanische Wortbildung \*qumþi- kann man nicht annehmen, weil got. -qumþs genau ai. *gáti-*, gr. *βατί-*, lat. *venti-* < \*g<sup>h</sup>m-ti- entspricht, also schon eine idg. Prägung ist. Auch dem Gedanken an analoge Wiederherstellung nach dem Verb \*kweman widersprechen \*skaman und ahd. *scanta*. Also scheint in ahd. *chumft* das m jedenfalls nicht unmittelbar vor -þ gestanden zu haben.

3 Wenn germ. \*-k(w)um-þ- (wie in got. (*ga-*)*qumþs*) vorliegt, dann ist ahd. -d-, wenn \*-k(w)um-d- (wie in an. (*sam-*)*kund*), dann ist ahd. -t- zu erwarten.

ländische und Englische gelten muß, wo \**sam-þi-* > \**samfti* > ahd. *semfte*, anl. *semfte*, mnl. *saeftē*, *saechte*, ae. *sēfte* allerdings der einzige Fall wäre.

Unglücklicherweise sind die genauen Bedingungen für den -*f*-Einschub nirgends<sup>4</sup> klar formuliert (nicht bei STREITBERG (1974 = 1895), BOER (<sup>2</sup>1924), KRAHE - MEID (1969) oder BRAUNE - MITZKA (1967)). Letztere (§ 123-A1) halten das *f* in *zumft*, *kumft* für germanisch, aber anl. *cuomst*, got. *-qumþs*, an. (*sam-*)*kund* zeigen klar, daß das *f* erst nach-gemeingermanisch sein kann.

DE VRIES (1971) meint i.v. *zacht*, daß das *f* zwischen *m* und Dental eingefügt wurde, was diesem Vorgang theoretisch einen zu großen Anwendungsbereich zubilligt. Das Niederländische und das Englische kennen nur je einen Fall, *zacht* resp. *soft*, während das Hochdeutsche nicht einmal 10 Fälle aufweist: *preman* 'brüllen': *brumft*; *queman*: *chumft*; *neman*: *nunft* 'Aufnahme', vgl. auch *fernumftig* 'verständlich'; *zeman*: *zumft* 'Gemeinschaft, Konvent'; *swim(m)an*: *sunft* 'Sumpf', weiter *semfti* 'Leichtigkeit', *semfte* adj. 'leicht' und *rampft*, *rampht* 'Einfassung'. Das Gotische kennt noch *swumfsl* (zu *swiman*).

Die lautlichen Schwierigkeiten und das unsystematische Anwenden der Formen mit und ohne *f* rechtfertigen die Annahme, daß es nie einen -*f*-Einschub gegeben hat. Das heißt, daß ahd. *chumft* nicht wie got. *gaqumþs* gebildet ist, *sanft* eine ganz andere Herkunft hat (siehe Glot 4 (1978) 283-88) und daß die Gruppe *mþ* im Althochdeutschen wie im Niederländischen einfach zu *nt-*, *nd-* wird: *scanta*, *rant*, *hinta* resp. *schande*, *rand*, *hinde*. Dafür gibt es folgende Argumente.

Vorerst darf es merkwürdig genannt werden, daß man zunächst mit Kunstgriffen (*f*-Einschub) versucht hat, die ahd. Form mit der gotischen in Einklang zu bringen, wobei man die

4 Ältere Vorschläge - wie z.B. die VERNERS (ZfDA 21 (1877), 425ff.) - bleiben außer Betracht.

näher verwandten Sprachen, das Niederdeutsche und das Niederländische, übersehen hat. Denn letztere weisen doch klar *-sti-* Suffix auf: anl. *cuomst*, mnd. *kumpst*; mnl. *bronst* (zusammengefallen mit *bronst* zu mnl. *brennen*). Das Niederdeutsche kennt aber ebenfalls Formen mit (m)f: mnd. *vornunft* und *vornumst*, as. *mīstumft* (Altsächsische Beichte) 'Zwist'.

Dazu kommt, daß im Althochdeutschen selbst die vergleichbaren Verbalabstrakta auf *-l*, *-n*, *-r* und sogar manche auf *-m* das *-sti-*Suffix haben: *swellan*: *swulst*; *wellan*: *wulst*; *chunnan*: *chunst* (hierbei als Variante *chumft*, wie bei *queman* neben *chumft* auch *kunst* belegt ist); *brennan*: *brunst*; *g(i)unnan*: *unst*; *biginnan*: *bigunst* 'Beginnen, Beschäftigung'; *helan* 'verbergen' oder *hullan* 'bedecken': *hulst* 'Decke'; *rinnan*: *runst* 'Flußbett'; *spanan* 'antreiben, verlocken': *spanst* 'Verlockung, Verführungskunst'; und auf *m*: *queman*: u.a. *kunst*; *neman* : *fernumst*.

Da also das Ahd., Anl. und Mnd. bei Verbalstämmen auf *-l*, *-r* und *-n* gewöhnlich *-sti-*Suffix aufweisen, das Anl. und Mnd. oft, das Ahd. manchmal auch bei denen auf *-m* das *-sti-*Suffix kennen, liegt es auf der Hand, die Variante *-ft(i)* im Ahd. zuerst unter diesem Aspekt zu betrachten. Denn in *-mft* aus *-mst* wäre das *f < s* als Assimilation an das vorhergehende *m* zu erklären. Die Assimilation verhinderte drohende Homonymie: Da *m* vor Dental zu *n* wurde (wie in *scanta < \*skam-þa*), konnten *kum-st* und *kun-st* in *kunst* zusammenfallen, vgl. ahd. *kunst* 'Ankunft, Kommen' und 'Kenntnis, Wissen'. Auch *brum-st-* (zu *premen* 'brüllen') und *brun-st-* (zu *brennen*) wären zusammengefallen, wie das ja im Ndl. auch tatsächlich geschehen ist: mnl. *bronst*, *brunst* 'brand, gloed' und 'paar(de)drift'. Wie man sich den Vorgang vorstellen muß, wird klar illustriert an der Form ahd. *giswumfstin* 'natatibus', wo vor dem *-st-* Suffix (also nicht vor *þ*, wie man sich das etwa bei *kum-þi-dachte*) ein *f* den labialen Charakter des *m* sozusagen abschirmt gegen Delabialisierung, wie das auch aus dem got. *swumfsl* hervorgeht. Nachdem *\*kumst* durch die Verwandlung von *s* in *f* (*kumft*) von *kunst* differenziert worden war, konnte *m* noch in *n* übergehen, weil das labiale Merkmal im *f* erhalten

blieb (*kunft*). Der Nasal und der Spirant *ms* haben also die Merkmale +labial und +dental ausgetauscht: *nf*.

Einige Bemerkungen über das *-sti*-Suffix müssen aber noch folgen. Woher hat das kontinentale Westgermanische das *-sti*-Suffix (gegenüber z.B. *-þi*- im Gotischen) ?

Erstens war im Urgermanischen neben dem *-þi*- schon ein lautgesetzliches *-sti*- vorhanden bei den Stämmen auf *-s*: \**keusan*: ahd. *chust*, got. *gakusts*; \**fra-leusan*: got. *fralusts*; \**-nesan*: got. *ganists*; \**kreusan*: got. *krusts*; \**dreusan*: got. *us-drusts*.

Dies falsch abgetrennte Suffix *-sti*- hat sich im Westgermanischen analog verbreitet über die Stämme auf Dental, wo sonst *-ss-* entstanden war: got. *gaqīss* 'Verabredung'; ae. *gecwīss* 'Verschwörung', got. *us-stass* 'Auferstehung'.

Dies geschah etwa nach dem Modell \**baup-t* > *bauss*, aber analogisch (*nam-t*) *baust*.

So finden wir im Westgermanischen zu \**hladan* ae. *hlæst*, ahd. *last* (statt \*(h)*lass* < \**hlaþ-ti*) und ae. *hyrst* 'Schmuck', ahd. *hrust* 'dass.' zu \**hreudan* (statt \**hruss* < \**hrud-þi*-).

Dieses neue Suffix hat sich schließlich auch bei den Stämmen auf Nasal und Liquid verbreitet und zwar vielleicht schon im Gemeingermanischen (got. *ansts* zu *-unnan*, (*ala*-) *brun-st-s* zu *brennan*).

#### Zusammenfassung und Schlußfolgerung

Das Germanische hat vom Indogermanischen zur Formung von Verbalabstrakta u.a. das Suffix *-ti-* geerbt, das im Germanischen als *-þi-* erscheint (got. *ga-qumþs*). Nach *-s* bestand eine Variante mit (unverschobenem) *-ti-* (*-nesan*: got. *gani-st-s*). Ein von diesen Formen falsch abgetrenntes *-sti*- Suffix hat sich schon im Gotischen allmählich verbreitet über Stämme auf Dental, wo lautgesetzlich *-ss-* entstand (got. *ga-qīss*). So hat sich auch z.B. eine 2. Person Sing. Ind. Prät. auf *-st* statt *-ss-* in dieser Gruppe gebildet: \**baup-t* > \**bauss*, analogisch aber *baust*. Zu \**hladan* gehört ahd. *last* statt *lass* < \**hlad-ti-*.

Im kontinentalen Westgermanischen, doch auch schon im Gotischen, hat sich dies *-sti*-Suffix auch auf Stämme mit schließendem Nasal und Liquid ausgedehnt: got. *ansts* zu *-unnan*; (*ala-*)*brunsts* zu *brennan*; wgm. *\*kumst* zu *\*kweman*, vgl. ahd. *\*chumst*, mnd. *kum(p)st*, anl. *cuomst*.

Im Ahd. ist das *s* an das *m* zu *f* angeglichen worden, weil die sonst normale Assimilation von *m* vor Dental zu *n* (vgl. *\*skam-þa-* > ahd. *scanta*; *\*kum-st-* > ahd. *kunst*) zu Homonymen geführt hätte: *\*kum-st-* und *\*kun-st-*, *brum-st-* und *brun-st-* fielen dann zusammen. Wgm. *\*kum-st* wurde also zu ahd. *kumft*, später mit regressiver Assimilation zu nhd. *kunft*. Ahd. *chumft* ist demnach nicht wie got. *gaqumþs* gebildet, weil für *\*qum-þ-* ahd. (*-kumd->*) *kunt* zu erwarten wäre (*skam-þ-* > *scanta* oder *- vor s -* ahd. *finstar* < *\*þimsra-*), sondern wie mnd., anl. *kum(p)st*, *cuomst* abgeleitet.

- |                               |   |
|-------------------------------|---|
| BOER ( <sup>2</sup> 1924)     | R.C. BOER, <i>Oergermaansch handboek</i> , Haarlem.   |
| BRAUNE - MITZKA (1967)        | W. BRAUNE, <i>Althochdeutsche Grammatik</i> , 20.Aufl. bearb. von W. MITZKA, Tübingen.                                    |
| FRANCK - VAN WIJK (1971=1912) | <i>Franck's Etymologisch Woordenboek der Nederlandsche Taal</i> , 2 <sup>e</sup> druk door Dr.N. VAN WIJK, 's-Gravenhage. |
| Glott                         | Leids taalkundig bulletin.  |
| KRAHE - MEID (1969)           | H. KRAHE, <i>Germanische Sprachwissenschaft</i> , 7.Aufl. bearb. von W. MEID, Berlin.                                     |
| SEEBOLD (1970)                | E. SEEBOLD, <i>Vergleichendes und etymologisches Wörterbuch der germanischen starken Verben</i> , The Hague-Paris.        |
| STREITBERG (1974=1895)        | W. STREITBERG, <i>Urgermanische Grammatik</i> , Heidelberg.   |
| DE VRIES (1971)               | J. DE VRIES, <i>Nederlands etymologisch woordenboek</i> , Leiden.   |

Ulrich Scheuermann, Göttingen

## DIE SPRACHKARTE IM DIENSTE DES DIALEKTWÖRTERBUCHES<sup>1</sup>

### 1. Vorbemerkung

Die folgenden Ausführungen geben, auf den Erfahrungen der bisherigen lexikographischen Praxis am Niedersächsischen Wörterbuch in Göttingen (Nds.Wb.) beruhend, einige Gedanken zur künftigen Gestaltung dieses niederdeutschen Dialektwörterbuches wieder. Dabei sollen vornehmlich der Einsatz von Sprachkarten erörtert und dessen Grenzen aufgezeigt werden. Die Überlegungen haben davon auszugehen, daß in der Arbeitsstelle ein geschlossenes Materialkorpus vorhanden ist und Neuaufnahmen nicht mehr erfolgen können.

### 2. Definitionen

Das Nds.Wb., dessen geographischer Geltungsbereich die Bundesländer Niedersachsen und Bremen sind, ist, wie sein Name besagt, ein Wörterbuch und als solches strikt von einem (Real)-Lexikon zu unterscheiden. Es ist in seinem Selbstverständnis insofern ein synchronisches Wörterbuch, als es nur die neuniederdeutsche Lexik berücksichtigt, diese allerdings aus Quellen, die bis in die Mitte des 18. Jahrhunderts zurückreichen<sup>2</sup>.

---

1 Überarbeitete Fassung des am 14. 4. 1978 anlässlich der Jahreshauptversammlung der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe in Münster gehaltenen Vortrages.

2 Es ist daher auch nicht in der Lage, etwaige Bedeutungsentwicklungen eines Lexems nachzuzeichnen, wie das historische Wörterbücher in der Regel tun, sondern es kann allenfalls deren Ergebnisse konstatieren, soweit sie aus seinem Material ablesbar sind. - Zu einem wesentlich enger gefaßten Begriff von 'synchronisches Wörterbuch' vgl. u.a. F. DE TOLLENAERE, *Der Stand der niederländischen Lexikographie*, ZDL 35 (1968) 65-81; S.79 konzipiert er "etwa 20-30 Jahre" als Spanne, innerhalb derer man von einem synchronischen Wörterbuch sprechen könne.

"Wörterbuch ist die alphabetische Verzeichnung der Wörter einer Sprache"<sup>3</sup>. Daß diese apodiktische Feststellung unzutreffend ist, es auch zu Zeiten Jacob Grimms schon war<sup>4</sup>; ist hinlänglich bekannt. Neben der "alphabetische[n] Verzeichnung" gibt es eine Fülle von Existenzformen dessen, was mit Fug und Recht 'Wörterbuch' genannt wird, da in ihnen jeweils Aussagen über die Lexik einer Sprache bzw. über Teilaspekte von ihr gemacht werden<sup>5</sup>. Aus der Vielfalt wird hier nur der Typ des Bedeutungswörterbuches herausgegriffen, dem ein Dialektwörterbuch von der Art des Nds. Wb. zuzuordnen ist, auch wenn es auf den ersten Blick als ein Übersetzungswörterbuch verstanden werden könnte<sup>6</sup>, gibt es seine Interpretamente doch in einer anderen Sprache als der der Lemmata und Belege.

Ein Bedeutungswörterbuch<sup>7</sup> ist die geordnete Kodifikation der Lexik einer Sprache, verbunden mit einer Beschreibung der Semantik jedes als Lemma in die Sammlung aufgenommenen

- 
- 3 So Jacob GRIMM in der Einleitung zu dem von ihm und seinem Bruder Wilhelm verfaßten ersten Band des *Deutschen Wörterbuches*, Leipzig 1854, S.IX.
- 4 Vgl. zur Geschichte der deutschen Wörterbücher vor allem H. HENNE, zuletzt in G. DROSDOWSKI - H. HENNE - H.E. WIEGAND, *Nachdenken über Wörterbücher*, Mannheim Wien Zürich 1977, S.7-49.
- 5 Erwähnt seien hier nur Beispiele aus der Gruppe der einsprachigen Wörterbücher: Etymologisches, rückläufiges, fachsprachliches Wörterbuch, Aussprache-, Rechtschreib-, Stil-, Valenzwörterbuch u.a.m. - Auch ist die Anordnung der kodifizierten Lexik nicht nur in alphabetischer Form denkbar, wie die anhaltende Auseinandersetzung um 'alphabetisches' bzw. 'ideologisches' Wörterbuch zeigt; vgl. etwa F. DE TOLLENAERE, *Alfabetische of ideologische lexicografie?*, Leiden 1960, sowie für den Bereich der Dialektwörterbücher A. WEIJNEN, *Het dialectwoordenboek*, in: F. DE TOLLENAERE - A. WEIJNEN, *Woordenboek en dialect*, Amsterdam 1963, S.34-52. Im Gegensatz zu de Tollenaere plädiert Weijnen für die ideologische Anordnung und praktiziert sie folgerichtig in seinem *Woordenboek van de Brabantse dialecten*.
- 6 Das Ziel eines Übersetzungswörterbuches ist ein rein pragmatisches, die Erleichterung des Erlernens oder des Verständnisses einer fremden Sprache. Für diesen Zweck können durchaus Vokabulare Dialekt - Hochsprache oder Hochsprache - Dialekt erstellt werden; diese sind allerdings keine Dialektwörterbücher im hier verstandenen Sinne.
- 7 Vgl. zum folgenden vor allem G. DROSDOWSKI (wie Anm.4) 103-143.

Lexems. Der Objektbereich eines Dialektwörterbuches ist die dialektale Lexik seines Bearbeitungsgebietes, deren Existenz im allgemeinen unreflektiert vorausgesetzt wird<sup>8</sup>.

Der Zweig der Dialektologie, der sich mit der Diatopik dialektaler Phänomene beschäftigt, die Dialektgeographie, ist ohne Sprachkarten nicht denkbar. Sie sind das "Arbeitsinstrument"<sup>9</sup> des Sprachgeographen, zugleich "deskriptives Dokumentationsmittel"<sup>10</sup> und unentbehrliches Forschungsinstrument. In der bisherigen Praxis sind vorwiegend laut-, formen- oder wortgeographische Probleme die Objektbereiche, die auf Sprachkarten dargestellt werden.

### 3. Aufgaben eines Dialektwörterbuches

Das Dialektwörterbuch hat die generelle Aufgabe, unter Verzicht auf detaillierte Realienbeschreibungen die Lexik seines Bearbeitungsgebietes in geordneter Form zu dokumentieren. Als Bedeutungswörterbuch soll es dabei, von den

- 
- 8 Entsprechendes gilt auch für die standardsprachliche Lexik. Erst in jüngster Zeit werden Überlegungen dahingehend angestellt, was denn die Lexik einer Sprache konstituiere und welche Teile von ihr aufgrund welcher Kriterien in ein Wörterbuch aufzunehmen seien; vgl. dazu H. HENNE, *Prinzipien einsprachiger Lexikographie*, in: Jahrbuch 1975 des Instituts für deutsche Sprache, S.95-117; hier S.97-99; Ders., *Was die Valenzlexikographie bedenken sollte*, in: *Kolloquium über Lexikographie Kopenhagen 1976* (Kopenhagener Beiträge zur germanistischen Linguistik, 12), Kopenhagen 1977, S.5-18, hier S.6-8; DROSDOWSKI (wie Anm.4) 105-122. - 'Dialektale Lexik' meint hier einen Wortschatz, der umfangreicher ist als der, der für das "Anliegen des Aufdeckens und Inventarisierens semantischer Differenzen zwischen Hochsprache und Dialekt" erforderlich wäre, das H. LÖFFLER, *Probleme der Dialektologie*, Darmstadt 1974, S.118f., als "das erste Ziel der zahlreichen Dialektwörterbücher" hinstellt; ein Dialektwörterbuch ist eben kein Idiotikon.
- 9 So J. GOOSSENS, *Strukturelle Sprachgeographie*, Heidelberg 1969, S.13. - Vgl. u.a. auch W. MITZKA, *Handbuch zum Deutschen Sprachatlas*, Marburg 1952; W.H. VEITH, [-explikative +applikative +komputative] *Dialektkartographie*, GL 1970, Heft 4; C.L. NAUMANN, *Grundzüge der Sprachkartographie und ihrer Automatisierung*, GL 1976, Heft 1-2.
- 10 So W. PUTSCHKE, *Über ein Computerprogramm zur Herstellung von Sprachkarten*, GL 1969, Heft 1, S.45-114; Zitat S.47.

graphisch manifestierten Signifikanten ausgehend, auf der Basis einer umfangreichen Belegsammlung jedem dieser Signifikanten, der als Lemma erscheint, ein Signifikat in Form einer semantischen Beschreibung zuweisen. Diese besteht entweder aus einem Heteronym, bei dem darauf zu achten ist, daß es monosem ist, oder aus einer Merkmalbestimmung in Form eines kurzen Syntagmas. Beide entstammen im Dialektwörterbuch nicht der zu beschreibenden, sondern einer anderen Objektsprache, der neuhochdeutschen Standardsprache, die hier als Metasprache fungiert. Ein solches Wörterbuch, das zudem die syntagmatischen Verwendungsmöglichkeiten von Lexemen zu beschreiben und zu belegen hat, da sich in ihnen Kontextrestriktionen spiegeln, "die ebenso inhärente Merkmale der Wörter sind wie ihre Bedeutungen"<sup>11</sup>, bildet semantische Mikrostrukturen ab unter Verzicht auf die Darstellung semantischer Makrostrukturen, durch die paradigmatische Beziehungen der Wörter untereinander sichtbar werden würden<sup>12</sup>. Es legt die Bedeutungen der Lexeme dar und gibt, wenn auch oft nur implizit, Regeln für die Verwendung von Wörtern. Die Ordnung, in der die Signifikanten aufgeführt werden, ist in der Regel eine streng alphabetische; nur durch sie läßt sich die Mehrdeutigkeit, die vielen Wörtern innewohnt, systematisch erfassen und darstellen.

Dieser in der gegenwärtigen lexikographischen Diskussion im wesentlichen unumstrittene Katalog von Aufgaben, die ein Bedeutungswörterbuch zu erfüllen hat, bedarf für ein Dialektwörterbuch einiger Ergänzungen. Solange das Dialektwörterbuch einer Großlandschaft nicht auf eine zugehörige Grammatik rekurrieren kann - und das ist in der Regel der Fall -, muß es neben der die Lexeme betreffenden Diatopik auch die geographische Distribution von Lauten und Formen berück-

---

11 U. ENGEL, *Deutsche Gebrauchswörterbücher. Kritik und Anregungen*, in: *Festschrift für Hans Eggers zum 65. Geburtstag*, hg. von H. BACKES, Tübingen 1972, S.253-282; hier S.263.

12 Dazu DROSDOWSKI (wie Anm.7) 128.

sichtigen<sup>13</sup>. Alsdann muß es der Tatsache Rechnung tragen, daß die Summe der in ihm vertretenen Dialekte Heteronymie aufweist, woraus sich ergibt, daß die entsprechenden paradigmatischen Strukturen u.a. durch Hinweise auf Heteronyme - früher Synonyme genannt - sowie auf Beziehungen innerhalb von Wortfeldern<sup>14</sup> so weit wie möglich aufgezeigt werden sollten. Das Dialektwörterbuch hat in übersichtlicher Form Material für weiterführende Spezialuntersuchungen bereitzustellen, für die es selber nicht zuständig ist. Es muß berücksichtigen, daß dialektaler Sprachgebrauch wesentlich durch die Verwendung formelhafter und anderer gebundener Syntagmen gekennzeichnet ist. Es hat bis zu einem gewissen Grade Sachinformationen mitzuliefern, doch sollten diese deutlich von der sprachlichen Behandlung des Lemmas abgehoben sein.

Diese zusätzlichen Aufgaben bleiben nicht ohne Konsequenzen für die Gestalt des Dialektwörterbuches; u.a. bieten sie den Ansatzpunkt für den Einsatz von Sprachkarten.

#### 4. Aufgaben der Sprachkarte

Als nicht mehr wegzudenkendes Arbeitsinstrument des Dialektgeographen dient die Sprachkarte im wesentlichen zwei Zielen, der anschaulichen Dokumentation räumlicher Lagerungen

---

13 Die Feststellungen LÖFFLERS (wie Anm.8), daß die "Arbeitsweise eines Dialektwörterbuches in der Regel diatopisch, d.h. wortgeographisch" sei (S.69), daß "Wörterbucharbeit [...] geographisch-vergleichende Wortforschung" sei (S.120), greifen um einiges zu kurz, da sie die wichtigste Aufgabe, die das Dialektwörterbuch als Bedeutungswörterbuch hat, das Bemühen um Erfassen und Beschreiben der semantischen Strukturen jedes einzelnen dialektalen Lexems, außer acht läßt. Ähnlich, allerdings "in bewußt zugespitzter Formulierung", äußern sich auch H.E. WIEGAND - Gisela HARRAS, *Zur wissenschaftshistorischen Einordnung und linguistischen Beurteilung des Deutschen Wortatlas*, GL 1971, Heft 1-2, S.31. - Das Dialektwörterbuch hat zwar auch ein sprachgeographisches Anliegen - ohne dieses gäbe es keinen Ansatzpunkt für den Einsatz von Karten -, aber dies steht nicht im Vordergrund seiner Aufgaben.

14 Einige solcher Wortgruppen sind von H.E. WIEGAND in der 36. und der 37. Sendung des Funkkollegs *Sprache* exemplifiziert worden (vgl. *Studienbegleitbrief 8*, Weinheim Basel 1972, S.45-74).

von Spracherscheinungen und der auf ihr aufbauenden Interpretation einer solchen Diatopik. Die Sprachkarte ist stark auf Homogenität des Informantenkreises und auf einen sehr engen zeitlichen Rahmen angewiesen, da sie aufgrund ihrer Zweidimensionalität Divergenzen, die durch Veränderungen der Variablen 'Informant' oder 'Zeit' auftreten können, nicht oder nur sehr schwer darstellen kann<sup>15</sup>; das Dialektwörterbuch dagegen wird ohne größere Schwierigkeiten z.B. mit mehreren Gewährspersonen aus einem Belegort oder mit einem Belegzeitraum von rund 200 Jahren fertig, da es die daraus eventuell entstehenden Diskrepanzen durch verbale Kommunikation mit dem Leser aufheben kann. Die Sprachkartographie muß selektiv verfahren, kann sich nur solcher Phänomene annehmen, deren Kartierung ein verwertbares Bild ergibt, während das Dialektwörterbuch im Prinzip die Gesamtheit der im Bearbeitungsgebiet nachweisbaren Lexik zu berücksichtigen hat. Die Karte bedient sich zur Vermittlung der auf ihr enthaltenen Informationen eines nicht-verbalen Zeichensystems, das allerdings häufig mit verbalen Ergänzungen in Form von Kommentaren<sup>16</sup> oder gar ausführlichen Monographien<sup>17</sup> versehen ist, der Verbalisierung also nicht ganz entraten kann.

##### 5. Sprachkarten im Dialektwörterbuch<sup>18</sup>

Dialektlexikographie und -kartographie sind Teilgebiete dialektologischer Forschung, die mit unterschiedlichen

---

15 Vgl. LÖFFLER (wie Anm.8) 70, sowie R. HOTZENKÖCHERLE, *Einführung in den Sprachatlas der deutschen Schweiz*, A: *Zur Methodologie der Kleinraumatlanten*, Bern 1962, S.89.

16 Vgl. etwa K. HEEROMAs Kommentarbände zu den einzelnen Lieferungen seines *Taalatlas van Oost-Nederland en aangrenzende gebieden*, Assen 1957ff.

17 Vgl. u.a. die zahlreichen Monographien zu Karten des *Deutschen Wortatlas*, seit 1958 z.T. in dem Sammelwerk *Deutsche Wortforschung in europäischen Bezügen* erschienen.

18 Dem standardsprachlichen Wörterbuch stellt sich das Problem eines Einsatzes von Sprachkarten nicht, da es davon ausgeht, daß in seinem Bearbeitungsgebiet sein Objektbereich keinerlei regionale Differenzierungen aufweist.

Methoden unterschiedliche Ziele anstreben. Sie weisen dementsprechend auch unterschiedliche Formen der Darstellung ihrer Ergebnisse auf: Das genuine Darstellungsmedium des Wörterbuches ist das geschriebene Wort, das der Karte ein nicht-verbales Zeichensystem. Es ist daher nicht von vornherein selbstverständlich, daß beide reibungslos ineinander verwoben werden können; vielmehr muß vorab klargestellt werden, daß die Karte allenfalls in dienender Funktion in das Wörterbuch aufgenommen werden kann, dieses auf jeden Fall Priorität genießt und nicht im Endeffekt zum Kommentar zu den Karten degradiert werden darf, und es muß exakt definiert werden, welchen Zwecken die Karte im Rahmen des Wörterbuches dienen soll.

#### 5.1. Warum Karten in das Dialektwörterbuch?

Die bisher erschienenen und noch erscheinenden deutschsprachigen Dialektwörterbücher zeigen hinsichtlich des Einsatzes von Sprachkarten erhebliche Differenzen: Einige wie etwa das Schleswig-Holsteinische, das Schwäbische Wörterbuch oder das Schweizerische Idiotikon verzichten völlig auf Karten, andere bieten zwar mehr oder minder viele, sichern ihren Einsatz jedoch entweder gar nicht theoretisch ab - so das Mecklenburgische, Niedersächsische<sup>19</sup> oder Thüringische<sup>20</sup> Wörterbuch - oder aber nur sehr unvollkommen - so das Brandenburg-Berlinische, Pfälzische, Preußische, Rheinische, Südhessische Wörterbuch.

Von der Doppelfunktion der Sprachkarte, die zugleich Darstellungsmittel und Forschungsinstrument ist, kann für die Zwecke des Wörterbuches nur die erste nutzbar gemacht werden:

---

19 "In besonderen Fällen wurden auch Kartenskizzen zur Synonymik und zur Verbreitung einzelner Wörter gebracht" (Vorwort zum ersten Band, S.\*3 (unpaginiert)) ist lediglich eine nachträgliche Beschreibung der geübten Praxis.

20 Daß es neben dem Wörterbuch einen Thüringischen Sprachatlas gibt und beide eng aufeinander bezogen sein sollen, macht das Versäumnis keineswegs geringer, denn das Wörterbuch muß auch ohne den Atlas sinnvoll benutzbar sein.

Die Karte soll in Fällen, da es sinnvoll ist, die regionale Verbreitung und Begrenzung von sprachlichen Erscheinungen, soweit das Wörterbuch diese als eine seiner legalen Aufgaben zu behandeln hat, in anschaulicher Form sichtbar machen. Dies gilt vor allem für den eigentlichen Gegenstand des Dialektwörterbuches, das Lexem, ist doch mit A. Weijnen die "geografische situering [...] essentieel voor de volledigheid van het beeld van de woordenschat in een groep van onderling verschillende dialecten"<sup>21</sup>.

Eine solche Veranschaulichung bedeutet einerseits die optimale Präsentation bestimmter Informationsklassen, gleichzeitig aber auch eine wichtige Entlastung des Wörterbuchtextes von zahlreichen, immer wiederkehrenden gleichen oder ähnlichen Passagen, so daß sich die Darstellung auf die lexikographisch wichtigeren Sachverhalte konzentrieren kann, die zudem flüssiger formuliert und damit leichter verständlich gemacht werden können. Schon H. Fischer hatte offensichtlich dem Atlas zu seiner "Geographie der schwäbischen Mundart" von 1895 eine ähnliche Rolle in Bezug auf das Schwäbische Wörterbuch zgedacht, J. Franck 1908 explizit zur Entlastung des Rheinischen Wörterbuches einen Sprachatlas gefordert<sup>22</sup>, ein Verlangen, das im Vorwort zum ersten Band des Wörterbuches 1928 wiederholt wurde (S.VI), von dem man aber unter dem Zwang der Verhältnisse abrücken mußte; ab Band drei sind Karten in den Wörterbuchtext integriert.

Nicht unerwähnt bleibe, daß die optische Veranschaulichung durch eine Karte auch ein wichtiges Arbeitsinstrument im Vorfeld der verbalen Beschreibung eines schwierigen Sachverhaltes sein kann, ohne daß die betreffende Skizze in jedem Fall veröffentlicht werden müßte.

---

21 WEIJNEN (wie Anm.5) 39.

22 Nach Luise BERTHOLD, *Die wortgeographische Forderung und die Programme der modernen deutschen Mundartwörterbücher*, Teuthonista 1 (1924/25) 222-226; hier S.224.

Die Frage danach, welchen Zwecken die Sprachkarte im Dialektwörterbuch dienen soll, impliziert die danach, was sie im Rahmen des Wörterbuches nicht leisten kann und soll. Die folgenden Überlegungen richten sich in erster Linie dagegen, daß der Dialektlexikograph gleichsam zum reinen Dialektgeographen wird, der im Wörterbuch Interpretationen seiner Karten zu liefern hätte. Ein solches Vorgehen würde beiden involvierten dialektologischen Teildisziplinen nicht zum Vorteil gereichen: Zum einen würde das Wörterbuch mit Aspekten befrachtet werden, die auch bei großzügigster Auslegung seines Aufgabenrahmens nicht in diesen gehören, die die Bearbeiter unnötig belasten, die einen zusätzlichen Aufwand an Kosten und Zeit mit sich bringen und deren Informationen zudem immer nur bruchstückhaft und damit unbefriedigend sein können; zum anderen müßte die Dialektgeographie unzulässige Verkürzungen hinnehmen, denn sie kann, will sie zu akzeptablen Ergebnissen kommen, nicht auf den Zufälligkeiten einer einzelnen Karte aufbauen, sondern muß in einer Gesamtschau eine Fülle von ihnen berücksichtigen und auswerten.

Es war in erster Linie Luise Berthold, die langjährige Bearbeiterin des Hessen-Nassauischen Volkswörterbuches, die immer wieder auf die Bedeutung der Wortgeographie für die Dialektlexikographie hingewiesen und anhand besonders eindrucksvoller Beispiele die Einsatzmöglichkeiten der Wortkarte demonstriert hat<sup>23</sup>. Sie hat aber nicht definiert, welcher Stellenwert der Wortgeographie im Wörterbuch einzuräumen sei, noch auch, wie ihre Ergebnisse integraler Bestandteil desselben werden könnten. Ähnlich hat J. Goossens die Karte 65 "pfetzen usw. 'kneifen'" im zweiten Band des Hess.-Nass. Volkswörterbuches zwar "ein geradezu klassisch gewordenes Beispiel" für wortgeographisch zu

---

23 BERTHOLD (wie Anm.22); Dies., *Die Wortkarte im Dienste der Bedeutungslehre*, ZfMaF 14 (1938) 101-106; Dies., *Das wortgeographische Prinzip in den deutschen Mundartwörterbüchern*, Orbis 4 (1955) 415-427.

erklärende Bedeutungsdifferenzierungen genannt<sup>24</sup>, aber auch er hat, im Rahmen seiner Darstellung nicht verwunderlich, nicht versucht, ihr und vor allem ihrer Interpretation einen angemessenen Platz im Wörterbuch zuzuweisen. Den kann es m.E. auch nicht geben, will man nicht zwei unterschiedliche Forschungsansätze und die Beschreibung ihrer Ergebnisse in unzulässiger Weise vermischen.

So hat also wohl die Karte als anschauliches Dokumentationsmedium ihren berechtigten Platz im eingangs definierten Dialektwörterbuch, nicht aber ihre Interpretation<sup>25</sup>; dieser ist als Kommentar oder als Monographie eine eigene Form wissenschaftlicher Darstellung vorbehalten.

## 5.2. Was für Karten in das Dialektwörterbuch?

Diese Frage hebt auf zwei Problembereiche ab, einen technischen und einen inhaltlichen.

### 5.2.1. Kartentechnik

Im Vorfeld der eigentlichen Sprachkarte ist zunächst die Gestaltung der Grundkarte zu klären: Welche unveränderlichen Informationen soll sie enthalten? Wie groß soll ihr Maßstab sein, wie das Format der Wiedergabe im Druck? Sollen bei Bedarf, wie am Nds.Wb. bereits praktiziert, Ausschnittkarten zulässig sein? Sollen alle Belegorte aufgenommen werden und sollen, falls ja, diese dann durch ein Koordinatennetz und ein separates Ortsregister identifizierbar sein? Wie ist das sich bei der Flächenkarte (vgl. das Folgende) ergebende Problem zu lösen, daß in Fällen, da innerhalb einer

24 GOOSSENS (wie Anm.9) 79.

25 In aller wünschenswerten Deutlichkeit hat dies erstmals H. FRIEBERTS-HÄUSER, *Methodenvielfalt diatopischer Sprachforschung*, GL 1976, Heft 3-4, S.55-75, zum Ausdruck gebracht, indem er vom Hess.-Nass. Volkswörterbuch feststellt, "seine Wortartikel und -karten [liefern] für die geographisch-vergleichende Analyse eine Fülle von Anregungen und Ergebnissen und fordern zu weiterführenden Untersuchungen heraus" (S.56f.).

eingegrenzten Fläche nur aus einem Teil der Belegorte Daten vorliegen, erkennbar sein muß, welche Orte dies sind bzw. aus welchen kein Material vorhanden war?

Die Frage, ob im Nds.Wb. Original- oder Symbolkarten erscheinen sollen<sup>26</sup>, beantwortet sich zunächst vordergründig dadurch, daß von dem vorhandenen Archivmaterial auszugehen ist, demnach also nur Symbolkarten hergestellt werden können. Es kommen aber grundsätzliche Überlegungen hinzu, die m.E. keine andere Wahl erlauben. Das Wörterbuch ist nicht der geeignete Ort für Originalkarten, da es sich durch sie mit inadäquaten Problemen belasten würde, für die im übrigen andere Forschungs- und Beschreibungsinstrumente zur Verfügung stehen. Zudem sollen Wörterbuch und Karte aufeinander bezogen, nicht aber zwei voneinander unabhängige Parallelunternehmungen sein. Die Integration der Karte in das Wörterbuch ist aber nur dann denkbar, wenn beide auf der gemeinsamen Basis eines gleichartigen Materials beruhen. Eine solche Homogenität wäre jedoch nicht gegeben, würden für die Sprachkarten neuerlich Daten erhoben werden, vielleicht sogar auf direktem Wege, während das Wörterbuch nur auf indirekt gewonnenes Material zurückgreifen kann. Eine ihrer wesentlichen Aufgaben, den Wörterbuchtext zu entlasten, könnte die Karte dann nicht mehr erfüllen, wenn sie Informationen verwertete, die mit denen des Wörterbuches nicht übereinstimmen.

Geklärt werden muß die Frage, ob Ortspunkt- oder Flächenkarten<sup>27</sup> erstellt werden sollen oder eine Mischung aus beiden oder ob, bei entsprechendem Materialbefund, alle drei Kartenarten akzeptabel sind. Bisher wurden am Nds.Wb. im

---

26 Vgl. zu dieser Problematik u.a. HOTZENKÖCHERLE (wie Anm.15) 140; R. HILDEBRANDT, *Deutscher Wortatlas: Probleme der Kartentechnik und Interpretation*, ZfMaF 34 (1967) 44-53; PUTSCHKE (wie Anm.10) 54-61; WIEGAND - HARRAS (wie Anm.13).

27 Die Herstellungsverfahren für beide Kartentypen beschreibt umfassend PUTSCHKE (wie Anm.10) 63-65. - Zu Vor- und Nachteilen beider vgl. ebd. 56-61 sowie HOTZENKÖCHERLE (wie Anm.15) 141.

ersten Band im wesentlichen Flächenkarten veröffentlicht, auf vielen von ihnen aber auch Einzelbelege verzeichnet, wenn in einem Gebiet mit einer bestimmten Leitform auch Heteronyme belegt sind; eine reine Ortspunktkarte findet sich nur bei *Beke*<sup>1</sup> 'Bach' (Sp.901f.). Diese Linie setzen die ersten drei Lieferungen des zweiten Bandes fort; hier finden sich mit *bisen*, *birsen* 'aufgeregt herumlaufen' (Sp. 195f.) und *B̄iwarf* 'Sensenring' (Sp.245f.) zwei reine Ortspunktkarten.

Eine Beibehaltung der Kombination beider Kartenarten dürfte die sinnvollste Lösung dieses Problems sein; geschlossene Verbreitungsgebiete eines Dialektwortes sollten weiterhin durch Flächen, in sie eingestreute Heteronyme oder aber auch Mischgebiete durch Ortspunktsymbole wiedergegeben werden<sup>28</sup>. Auf diese Weise können die Vorteile beider Verfahren genutzt werden, die größere Exaktheit der Ortspunkt- und die bessere Übersichtlichkeit der Flächenkarte. Flächen sollten dabei durch Linien umgrenzt, nicht durch Schraffuren hervorgehoben werden, da letztere zu leicht ein optisches Übergewicht erlangen, das den Blick für die übrigen Informationen verstellen kann<sup>29</sup>.

Natürlich gehört in diesen Zusammenhang auch, daß sich die Bearbeiter über ein sinnvolles und praktikables System der zu verwendenden Symbole Klarheit verschaffen müssen, das die erforderlichen Klassifizierungen der Daten adäquat widerspiegelt; hier könnte u.a. K. Heeromas 'Taalatlas' Vorbild sein<sup>30</sup>. Durch ein spezielles, auf allen Karten gleichbleibendes Symbol ließe sich kenntlich machen, aus welchen Belegorten innerhalb einer umgrenzten Fläche keine Meldungen vorliegen (vgl. oben).

---

28 Vgl. dazu auch NAUMANN (wie Anm.9) 216f.

29 Dazu NAUMANN (wie Anm.9) 36.

30 Dazu NAUMANN (wie Anm.9) 34-37.

### 5.2.2. Karteninhalte

Die größte Vielfalt möglicher Karteninhalte im Dialektwörterbuch, von den Bearbeitern entsprechend klassifiziert, findet sich im Pfälzischen Wörterbuch. Auf den Seiten XLIII/ XLIV sind die "Karten zu Band I" in Laut-, Formen-, Wortkarten und syntaktische Karten unterteilt. Der Katalog darf wohl als erschöpfend gelten, auch wenn mit der Bedeutungskarte eine wichtige Kategorie fehlt<sup>31</sup>. Dieser Mangel ist leicht erklärbar, bietet doch aus forschungsgeschichtlichen Gründen kaum ein Wörterbucharchiv Voraussetzungen für derartige Karten, obwohl gerade sie mit ihrem semasiologischen Ansatz den Prinzipien des Bedeutungswörterbuches näher stehen als die onomasiologisch ausgerichteten Wortkarten. Mit wenigen Ausnahmen<sup>32</sup> suchte man jedoch bei den systematischen schriftlichen Erhebungen in Form von Fragebogenenqueten dialektale Entsprechungen zu in der Hochsprache vorgegebenen/Begriffen zu erfassen, nicht aber umgekehrt unter Vorgabe eines Dialektwortes dessen eventuell unterschiedliche Bedeutungen und deren regionale Distribution.

Die sogenannten 'syntaktischen Karten' - der Terminus wird nicht näher definiert - spielen im Pfälzischen Wörterbuch nur eine untergeordnete Rolle. Für sie fehlt am Nds.Wb. und in der Regel auch wohl sonst eine ausreichende Materialbasis, die eine kartographische Darstellung erst sinnvoll erscheinen läßt, wenn diese mehr sein soll als die unsystematische Wiedergabe einiger mehr oder minder zufällig in den Belegen auftauchender Phänomene. Das durch seine Entstehung den Vorstellungen des ersten Viertels dieses Jahrhunderts verhaftete großlandschaftliche Dialektwörterbuch wird sich also im wesentlichen auf Laut-, Formen- und Wortkarten zu beschränken haben.

31 Vgl. zu ihr und ihrem für die Dialektgeographie hohen Stellenwert vor allem GOOSSENS (wie Anm.9) 70-76 und 98-106.

32 Diese sind beim Nds.Wb. die Fragen 1,8 ("Was für ein Tier versteht Ihre Mundart unter 'S(ch)naak(e)'?"), 5,243 ("Was verstehen Sie unter einem 'Soden'?"), 5,252 ("Was bedeutet 'grinen'?") und 6,290 ("Was ist bei Ihnen eine 'Kiepe'?").

## 5.2.2.1. Lautkarten

Zu einer wünschenswerten, aber auch erforderlichen Entlastung des Wörterbuchtextes können in erster Linie Lautkarten beitragen, wie sie im folgenden skizziert werden. Von der Praxis des Artikelschreibens her ergibt sich als wichtigstes Problem, daß bei zahlreichen Einzelwörtern mit identischem historischem Stammvokal immer wieder neu angegeben werden muß, wo dieser heute wie repräsentiert ist. Hier kann durch Lautkarten, die die Normalverteilung der heutigen Repräsentanten mittelniederdeutscher Phoneme zeigen, eine wesentliche Einsparung an Arbeitszeit und Kosten bei gleichzeitiger Erhöhung der Benutzerfreundlichkeit erreicht werden. Im Einzelartikel wären dann nur noch die eventuellen Abweichungen von der Normalverteilung zu nennen, im übrigen könnte auf die entsprechende Karte verwiesen werden.

Wie alle Karten müssen die Lautkarten aus dem vorhandenen Material erwachsen, das sie ja repräsentieren sollen. Daraus ergibt sich, daß sie im Nds.Wb. keine Phonemkarten sein können, sondern daß auf ihnen nur sichtbar gemacht werden kann, was - nach eventueller behutsamer Interpretation durch den Bearbeiter - aus den Laienschreibungen abzuleiten ist. Es werden graphonologische Daten aus der Karte ablesbar sein, keine phonologischen oder gar phonetischen. Damit können und sollen diese Karten keine Aussagen über strukturelle Bezüge machen, etwa darüber, ob z.B. die Graphien <o> und <ou>, beide für mnd.  $\hat{o}^1$  stehend, in den Phonemsystemen zweier oder mehrerer Ortsdialekte jeweils dieselbe Stellung einnehmen oder nicht und ob sie, wenn ja, besser nicht durch eine Linie voneinander zu trennen wären; beide Graphien werden im Nds.Wb. auf einer Karte für mnd.  $\hat{o}^1$  durch eine Linie gegeneinander abgegrenzt werden. Die Karten repräsentieren also exakt die Gegebenheiten des Gesamtmaterials, wie es im Wörterbuch zu den einzelnen Wortartikeln verarbeitet werden muß, wodurch beide Stränge direkt kompatibel und wechselseitig ineinander integrierbar sind, ohne daß irgendwelche Umkodierungen vorgenommen werden müßten.

Die so entstandene Lautkarte zielt also auf die im Einzel-

wort gegebenen Verhältnisse ab, etwa in dem Sinne der Goossensschen Entwicklungskarte, die zeigt, "was in den verschiedenen Teilen eines Untersuchungsgebietes aus einem Element eines früheren Phonemsystems geworden ist"<sup>33</sup>. Allerdings kann dabei der genannte Systembezug nicht hergestellt, somit den Anforderungen einer echten Entwicklungskarte nicht Genüge getan werden; dafür ist das Wörterbuch auch nicht der richtige Ort.

Neben diesem Regelfall sollten zur Entlastung des Bearbeiters, damit aber auch des Benutzers, weiterhin Lautkarten zugelassen sein, die nur für ein Wort gelten, wie das etwa in der zehnten Lieferung bei *Bīwarf* 'Sensenring' der Fall ist (Sp.245f.). Eine unter dem Zwang zu möglicher Knappeit stehende verbale Beschreibung der diesem Kartenbild zugrundeliegenden Fakten könnte nur darauf hinauslaufen, daß alle Belegorte für eine Form lediglich aufgezählt werden; der Leser hätte wenig Nutzen von ihr. Die kartographische Darstellung aber macht die Verhältnisse auf einen Blick klar. Zu solchen Einzelkarten sollte allerdings nur in besonders schwierigen Ausnahmefällen Zuflucht genommen werden, wenn sich das normale Beschreibungsverfahren als unpraktisch erwiesen hat.

Beide Arten von Lautkarten sollen im Dienst des Wörterbuches also nur dokumentieren, was das Material enthält. Eine Interpretation soll hier ebensowenig stattfinden wie bei den Wortkarten, sieht man davon ab, daß in jede Sprachkarte ein recht hohes Maß an Interpretation eingegangen ist, bevor sie überhaupt entstehen konnte. Aber nicht die abgeschlossene Karte wird hier interpretiert, sondern der Bearbeiter muß in ihrem Vorfeld interpretierende Entscheidungen am Material fällen, z.B. Schreibvarianten zu wissenschaftlich begründeten Einheiten zusammenfassen, den so entstandenen Kategorien Symbole zuordnen, bei eventuellen

---

33 GOOSSENS (wie Anm.9) 29.

Mehrfachmeldungen alle bis auf eine begründet eliminieren<sup>34</sup> usw. Das Ergebnis dieser Verfahrensschritte, die Sprachkarte, muß im Wörterbuch für sich sprechen, ihre eventuelle Interpretation muß anderen Teildisziplinen der Dialektologie vorbehalten bleiben.

#### 5.2.2.2. Formenkarten

Keinen allzu großen Raum sollten m.E. die Formenkarten einnehmen, da sich auf ihnen nur in verhältnismäßig wenigen Fällen Inhalte darstellen lassen, die für eine größere Anzahl von Einzelwörtern repräsentativ wären und entsprechend viele Wortartikel entlasten könnten. In Frage käme etwa das Eindringen des *n* als des ursprünglichen Kasuszeichens für Genitiv Singular bis Akkusativ Plural auch in den Nominativ Singular bei schwachen Feminina - *Bottern, Karken* -, die Verbreitung verschiedener Formen der Pluralbildung beim Substantiv, der Einheitskasus für Dativ/Akkusativ des Personalpronomens - *mī/mik-Grenze* -, die Bildung des Perfekts vor allem bei Verben der Bewegung - *ik bin gān/ik heb gān* -, der Einheitsplural beim Indikativ Präsens der Verbalflexion - *wī, jī, sē gāt/wī, jī, sē gān* - oder die Form der Fugeneinfügung -  $\emptyset$ , *e, el, er* - bei Substantivkomposita, deren erster Bestandteil ein Verbstamm ist.

#### 5.2.2.3. Wortkarten

Zweifellos die wichtigste Rolle spielen die Wortkarten, bei denen allerdings der Aspekt der Entlastung des Wörterbuchtextes kaum zum Tragen kommt. Sie haben mit dem Lexem dasjenige sprachliche Phänomen zum Gegenstand, das das Hauptanliegen des Wörterbuches ist. Nach Lage der Dinge können ausschließlich Heteronymenkarten erstellt werden.

---

34 Über die eliminierten Belege hat er im jeweiligen Einzelartikel Rechenschaft abzulegen. - Zur Problematik vgl. u.a. K. HEEROMA, *Westniederdeutsch und Ostniederländisch*, ZfMaF 23 (1955) 65-74, speziell 69-71; Heeroma wendet sich mit Recht gegen die zu weitgehende Differenzierung von Varianten desselben Etymons, wie sie der Deutsche Wortatlas praktiziert.

Durch sie eröffnet sich die Möglichkeit, die im Bedeutungs-wörterbuch zwangsläufig zu kurz kommende Darstellung der paradigmatischen Strukturen einer Lexik dadurch etwas stärker zu ihrem Recht kommen zu lassen, daß wenigstens bedeutungs-gleiche oder -ähnliche Wörter für einen Begriff an einer Stelle in anschaulicher und übersichtlicher Form zusammen-gefaßt werden können. Daß durch die Fragebogenenqueten, die hierfür die Voraussetzung geschaffen haben, nur ein sehr begrenzter Anteil gerade auch der dialektalen Lexik erfaßt wurde - in erster Linie Termini der bäuerlichen Arbeits- und Lebenswelt, Tier- und Pflanzennamen<sup>35</sup> -, bedeutet keine prinzipielle Einschränkung der Möglichkeiten, die die Wort-karte unter diesem Aspekt eröffnet. Wenigstens in den ge-nannten Bereichen kann in zahlreichen Einzelfällen annähernd ausgeglichen werden, was das semasiologische Wörterbuch im übrigen vermissen läßt, vermissen lassen muß. Die Art der Datenerhebung gestattet allerdings keine voll befriedigende Lösung dieses lexikographischen Problems, da nur Heteronyme erfaßt werden können, nicht aber auch Antonyme oder zur je-weiligen paradigmatischen Struktur gehörende Lexeme anderer Wortarten als der jeweils behandelten. Die Summierung von Heteronymen am Ende eines Einzelartikels ist die klassische, dem Wörterbuch primär adäquate Form der andeutungsweisen Berücksichtigung der onomasiologischen Komponente, sie vermag aber kaum den unmittelbaren Eindruck von der sprachlichen Wirklichkeit zu geben, den die Wortkarte vermitteln kann.

Generelle Anforderungen an Wortkarten sind die, daß sie eine klar erkennbare Aussage machen und übersichtlich sein müssen, was bei einer zu großen Fülle von zu berücksichti-genden Daten eventuell zu einer Entzerrung in Teilkarten zwingen kann, daß sie nur bei e i n e m Lemma stehen dürfen und von den anderen Lemmata im Text auf den Standort ver-wiesen werden muß<sup>36</sup>.

35 Zu dieser Problematik vgl. u.a. HOTZENKÖCHERLE (wie Anm.15) 19-26.

36 WEIJNEN (wie Anm.5) 36f. plädiert gemäß seinem Konzept eines ideo-logischen Wörterbuches dafür, daß auch die Wortkarten an einem begrifflichen Platz stehen müßten; dies ist bei einem alphabetischen Wörterbuch nicht denkbar.

Zu klären ist ferner, ob auf solchen Heteronymenkarten unterschiedliche Lautformen desselben Etymons gegeneinander abgegrenzt werden sollen oder nicht, ob also an die Wortkarte Probleme herangetragen werden sollen, die eine andere sprachliche Ebene als die lexikalische betreffen. Wie zahlreiche Beispiele etwa im Deutschen Wortatlas oder in K. Heeromas 'Taalatlas' zeigen, läßt sich diese Frage nicht pauschal dahingehend beantworten, eine Wortkarte sei nicht der Ort für die differenzierende Berücksichtigung von Lautvarianten desselben Lexems. Natürlich ist es unökonomisch, die regelmäßige Wirkung von Lautgesetzen an den wenigen Einzelwörtern einer Wortkarte demonstrieren zu wollen, aber spontan auftretende Veränderungen mit Regelcharakter oder nur selten zu beobachtende gesetzmäßige Wandlungen wie etwa die *r*-Metathese oder der Übergang von intervokalischem *dd* zu *ll* oder *rr* sollten gegebenenfalls durchaus berücksichtigt werden<sup>37</sup>.

### 5.3. Welche Quellen für die Sprachkarten ?

Die sehr heterogene Materialbasis nahezu aller deutschsprachigen Dialektwörterbücher macht es m.E. erforderlich, aus der Vielfalt der Quellen für die Herstellung von Karten eine Auswahl zu treffen. Brauchbar hierfür sind wohl allein Fragebogenbelege, da nur sie ein hinreichend dichtes und homogenes Belegnetz bieten. Eine Einarbeitung von Belegen aus anderen Quellengruppen wäre nicht ganz unproblematisch, da sie zum einen geographische Zufälligkeiten in die Karte hineinrüge - einige Gebiete sind durch solche Quellen verhältnismäßig gut erfaßt, andere gar nicht -, zum anderen der Faktor 'Zeit' eine verfälschende Rolle spielen könnte. Hier reiben sich Wb. und Karte doch aneinander, dies ist eine der Schwachstellen, die sich bei der Integration des zweiten Darstellungsmediums in das erste ergeben.

---

37 Vgl. zu dieser Frage u.a. G. VAN DER ELST, *Der 'Deutsche Wortatlas' als Instrument der Wortgeographie*, GL 1976, Heft 3-4, S.76-99; hier S.84f.

Das Nds.Wb. will kein historisches Wörterbuch sein, selbst wenn der Anspruch, eine synchronische Darstellung auch nur der neuniederdeutschen Lexik seines Bearbeitungsraumes zu bieten, bei einem zeitlichen Rahmen von 200 Jahren arg strapaziert wird und eigentlich eine Fiktion ist. Im einzelnen Artikel mag das hingehen, denn in ihm wird aus den angeführten Quellen ersichtlich, welcher Zeitraum umspannt wird; bei einer Karte aber jeweils alle Quellen anzugeben und eventuell gar noch in den Symbolen anzudeuten, daß dieser oder jener Beleg aus einem Wörterbuch von 1756, 1767-1771, 1857 oder 1960 stamme - und in dieser Form müßte das Material streng genommen dann doch wohl verantwortet werden -, scheint in der Praxis undurchführbar zu sein.

Fragebogenbelege werfen für die Wortkarte allerdings ein sehr wichtiges Problem auf, das ohne Berücksichtigung auch des übrigen Materials nicht gelöst werden kann, die Frage danach nämlich, ob die dialektalen Entsprechungen eines vorgegebenen hochdeutschen Begriffes wirklich immer echte Heteronyme sind oder ob sich hinter ihnen nicht in vielen Fällen Bedeutungs-differenzierungen verbergen, die ohne Zusatzinformationen nicht erkennbar sind. Bei Bezeichnungen für Konkreta mag diese Gefahr relativ gering sein - *Black*, *Dinte* und *Enket* meinen sicher 'Tinte', *Disk* und *Tafel* 'Tisch' -, aber schon bei Pflanzen- und Tiernamen muß man sich guten Glaubens darauf verlassen, daß alle Gewährspersonen wußten, was ein 'Gänseblümchen' oder ein 'Stichling' ist. Bei vielen Adjektiven und Verben jedoch ist die ange-deutete Gefahr besonders groß. Als konkretes Beispiel sei die Heteronymik von 'bellen' herangezogen (Nds.Wb.2 s.v. *bläken*, *bläcken*, dazu die Karten auf den Spalten 267-274); hier müßte streng genommen sicherlich zwischen Bezeichnungen z.B. für das Bellen großer bzw. kleiner Hunde differenziert werden, zwischen dem aufgeregten Kläffen eines Hundes, der geärgert wird, und dem Jaulen des angeketteten Hofhundes usw. usw. Das alles kann man in der Hochsprache natürlich mit 'bellen' abtun und das Syntagma 'der Hund bellt' dann reinen Gewissens als *de Rüe bellt*, *blafft*, *bläkt*, *jiffelt*, *kläfft*,

*öcht*, *zault* usw. übertragen, aber in vielen dialektalen Entsprechungen schwingen doch wohl Aspekte mit, die in einem semasiologischen Wörterbuch zum Tragen kommen sollten und die die Entscheidung darüber, ob in einem solchen Fall überhaupt eine Heteronymenkarte gebracht werden kann, nicht leicht machen.

Ein weiterer Nachteil der Auswertung nur von Fragebogenbelegen liegt hinsichtlich der Wortkarten darin, daß durch die Enqueten nur sehr wenige semantische Bereiche erfaßt wurden (vgl. 5.2.2.3.), die Masse der dialektalen Lexik daher nicht kartographisch dargestellt werden kann<sup>38</sup>. Zwar spricht R. Hotzenköcherle mit Recht von der "besondern Bedeutung, welche die bodenständige Bauernsamer für die Bewahrung der lokalen Mundarten hat"<sup>39</sup>, aber auch diese Tatsache kann die Beschränkung auf so wenige Gegenstandsbereiche nicht hinreichend rechtfertigen. Dennoch bieten die Fragebogen genügend Material für eine große Anzahl auch von Wortkarten; dank ihrer großen Ortsnetzdichte und ihrer Homogenität hinsichtlich des Zeitpunktes der Erhebung und des Kreises der Informanten bilden sie für das Nds.Wb. die einzig tragbare Materialbasis für alle Karten. Damit entspricht es im übrigen der Praxis anderer großlandschaftlicher Dialektwörterbücher des Deutschen und leistet so seinen Beitrag für denkbare überregionale Untersuchungen, die von dem nach gleichen oder ähnlichen Prinzipien aufbereiteten Material solcher Wörterbücher ausgehen könnten.

## 6. Zusammenfassung und Schluß

Das Fazit der voranstehenden Überlegungen läßt sich wie folgt ziehen:

---

38 Für Laut- und Formenkarten entstehen aus dieser Einengung in der Regel keine Schwierigkeiten.

39 So HOTZENKÖCHERLE (wie Anm.15) 21 nach W. HENZEN, *Schriftsprache und Mundarten*, Bern <sup>2</sup>1954, 209. Henzen stellt a.a.O. fest, die "'reine' Mundart ist nun nachgerade eingeschränkt auf die Bauernsamer".

1. Das Dialektwörterbuch ist ein (synchronisches) Bedeutungswörterbuch. Es bildet semantische Mikrostrukturen ab unter weitgehendem Verzicht auf die Darstellung semantischer Makrostrukturen.
2. Das Dialektwörterbuch einer Großlandschaft kann in der Regel nicht auf eine zugehörige Grammatik rekurrieren, muß also seinerseits grammatische Informationen liefern. Ein Teil von ihnen kann auf Formen- bzw. Lautkarten dargestellt werden.
3. Die Gesamtheit der im Dialektwörterbuch vertretenen Dialekte weist in großem Umfang Heteronyme auf. Heteronymie kann in vielen Fällen optimal durch Wortkarten veranschaulicht werden.
4. Jegliche wortgeographische Interpretation von Wortkarten sprengt den Rahmen genuiner Aufgaben eines Bedeutungswörterbuches und hat daher im Wörterbuch selber zu unterbleiben.
5. Quellen für alle drei Kartenarten sollten in der Regel Fragebogenerhebungen sein, da nur sie eine hinreichend homogene Materialbasis liefern.

Hinsichtlich der Technik der Integrierung von Sprachkarten in das Wörterbuch ist eine Kombination zweier Formen denkbar:

1. Ein Kartenband für die wichtigsten Laut- und Formenkarten, auf die vom Einzelartikel immer wieder zu verweisen ist, wenn jeweils identische Phänomene beschrieben werden müßten.
2. In Fortsetzung der bisherigen Praxis die Einbeziehung von Wortkarten sowie von solchen Lautkarten, die nur für einen Artikel relevant sind, in den laufenden Text.

Günter Höke, Münster

#### ZUR WESTFÄLISCHEN ARTIKELFLEXION

Die Verteilung der Fügungen *to'm*, *to'n*, *to't*  
(Präposition + Artikel im Dat. Sg. neutr.)<sup>1</sup>

Sowohl in der deutschen Hochsprache als auch in den deutschen Mundarten ist als allgemeine Tendenz zu konstatieren, daß Verwischungen und Verallgemeinerungen der Kasusflexion am Substantiv auftreten, Flexionsendungen beim Artikel, beim attributiven Pronomen und beim starken Adjektiv dagegen beibehalten werden. Durch Bewahrung der Flexive bei Substantivbegleitern und/oder durch Verwendung von (umschreibenden) Präpositionalkonstruktionen werden die syntaktischen Beziehungen der Substantive geklärt und die vorliegenden Kasusverhältnisse differenziert<sup>2</sup>. Unter die Kategorie "Verwischungen" fallen lautliche Abtönungs- und Abschleifungsprozesse, wie z.B. der Wegfall der Dativendung *-e* im Dat. Sg. m. und n., der in den letzten Jahrzehnten sowohl in gesprochenem als auch in geschriebenem Text zur Regel geworden ist. Am isolierten Substantiv läßt sich der Kasus nicht mehr ablesen; die Flexionsendung des Artikels bleibt erhalten und übernimmt diese Funktion allein. Der Begriff "Verallgemeinerung" bezeichnet die Funktionsausweitung eines Kasus (bzw. einer Kasusflexion) in den Bereich eines (einer) anderen hinein. So trägt z.B. die Funktionsausweitung des Dativs dazu bei, daß der Genetiv fast überall durch Umschreibungen mit Präpositionalkonstruktionen (Präposition + Dativ) oder Possessivpronomina vermieden wird<sup>3</sup>.

- 1 Im folgenden werden in gekürzter Form die Ergebnisse einer Arbeit aus einem Seminar im Wintersemester 1977/78 wiedergegeben, das unter Leitung von Prof. Dr. Jan Goossens stattfand. Die spezielle Thematik war dabei Teil einer Reihe von Untersuchungen, die zu einzelnen Aspekten der westfälischen Mundarten durchgeführt wurden.
- 2 Vgl. S.A. MIRONOW, *Zur vergleichenden Formenlehre der deutschen Mundarten*, PBB (H) 79 (Sonderbd.) (1975) 388-414, hier S.390.
- 3 Vgl. P. TEEPE - H. NIEBAUM - R. SCHOPHAUS, *Die niederdeutschen Mundarten*, in: J. GOOSSENS (Hrg.), *Niederdeutsch. Sprache und Literatur*, Bd.1: *Sprache*, Neumünster 1973, S.159.

Diese generelle Tendenz wirkt sich auch in den westfälischen Mundarten aus. Bei den Veränderungen, die Dativ und Akkusativ betreffen, gilt dies allerdings nicht. Sie setzen nicht allein, zum Teil sogar überhaupt nicht am Substantiv an, sondern erfassen vor allem den bestimmten Artikel, dem im allgemeinen die Kasusdifferenzierung überlassen bleibt. So ergeben sich in den westfälischen Mundarten zwei Entwicklungstendenzen:

1. Bewahrung der Dativflexion beim Substantiv selbst, unter gleichzeitiger Verwischung der Kasusunterschiede zwischen Dativ und Akkusativ bei den Begleitern ...  
Beispiele: *up'm Huow<sup>e</sup>, in'n Hüz<sup>e</sup>, up'm Feil<sup>e</sup>; ...*
2. Verlust des Dativs im Wege einer formalen Vereinigung mit dem Akkusativ, sowohl beim Substantiv wie bei den Artikeln ... Beispiele: ... *up'n Hoff, in't Hüs, up't Felt*" <sup>4</sup>.

Die Verteilung dieser Erscheinung im westfälischen Raum wurde am Beispiel des Dat. Sg. n. des bestimmten Artikels in einer präpositionalen Fügung untersucht. Das Material lieferte die Frage 47 des "Fragebogens für den Entwurf einer Karte der westfälischen Mundarten", der seit Anfang 1975 von der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens verschickt wird <sup>5</sup>.

Es lagen zur Zeit der Auswertung ca. 1.300 Antworten vor, von denen ca. 700 in den aneinandergrenzenden Bereichen der gefundenen Gebiete in Karte 1 eingezeichnet wurden. Für die Kreise ohne Eintragungen wurden entweder sämtliche Antworten geprüft oder zumindest häufige Stichproben gemacht. Da diese

4 H. NIEBAUM, *Westfälisch* (Dialekt/Hochsprache - kontrativ, 5), Düsseldorf 1977, S.63.

5 Diese Fragebogenaktion dient speziell der Materialsammlung für eine Einteilungskarte der westfälischen Mundarten, ein Projekt, dessen Urheber und Betreiber Dr. F. Wortmann war. Der Fortgang des Projekts wird durch seinen Tod auf lange Zeit gehemmt bleiben. Die vorliegende sowie andere ähnliche Untersuchungen sollen dazu beitragen, Teile des gesammelten Materials aufzuarbeiten und nutzbar zu machen. Nähere Ausführungen zu dem geplanten Projekt und der Problematik einer Einteilung und Abgrenzung der westfälischen Mundarten finden sich in dem Beitrag von Felix WORTMANN, *Überlegungen zum Entwurf einer Karte der westfälischen Mundarten*, NdW 17 (1977), S. 85 - 114.

Proben ein dem umgebenden Sprachraum entsprechendes einheitliches Bild ergaben, wurde auf ihre Einzeichnung verzichtet. Relevant für die Untersuchung war die Schreibung des kontrahierten Artikels in der präpositionalen Fügung "zum"; die Präposition selbst wird hier einheitlich als *to* wiedergegeben. Die für den Artikel verzeichneten Schreibvarianten waren: *-t*, *-m* und *-n*. Bis auf seltene Verdoppelungen dieser Konsonanten, die wie einfache Schreibungen gewertet wurden, traten keine Abweichungen auf, so daß sich drei Grundtypen *to't*, *to'n* und *to'm* ergaben.

Die Übertragung der Daten in Karte 1 ergab drei in sich einheitliche Gebiete von vergleichbarer Größenordnung:

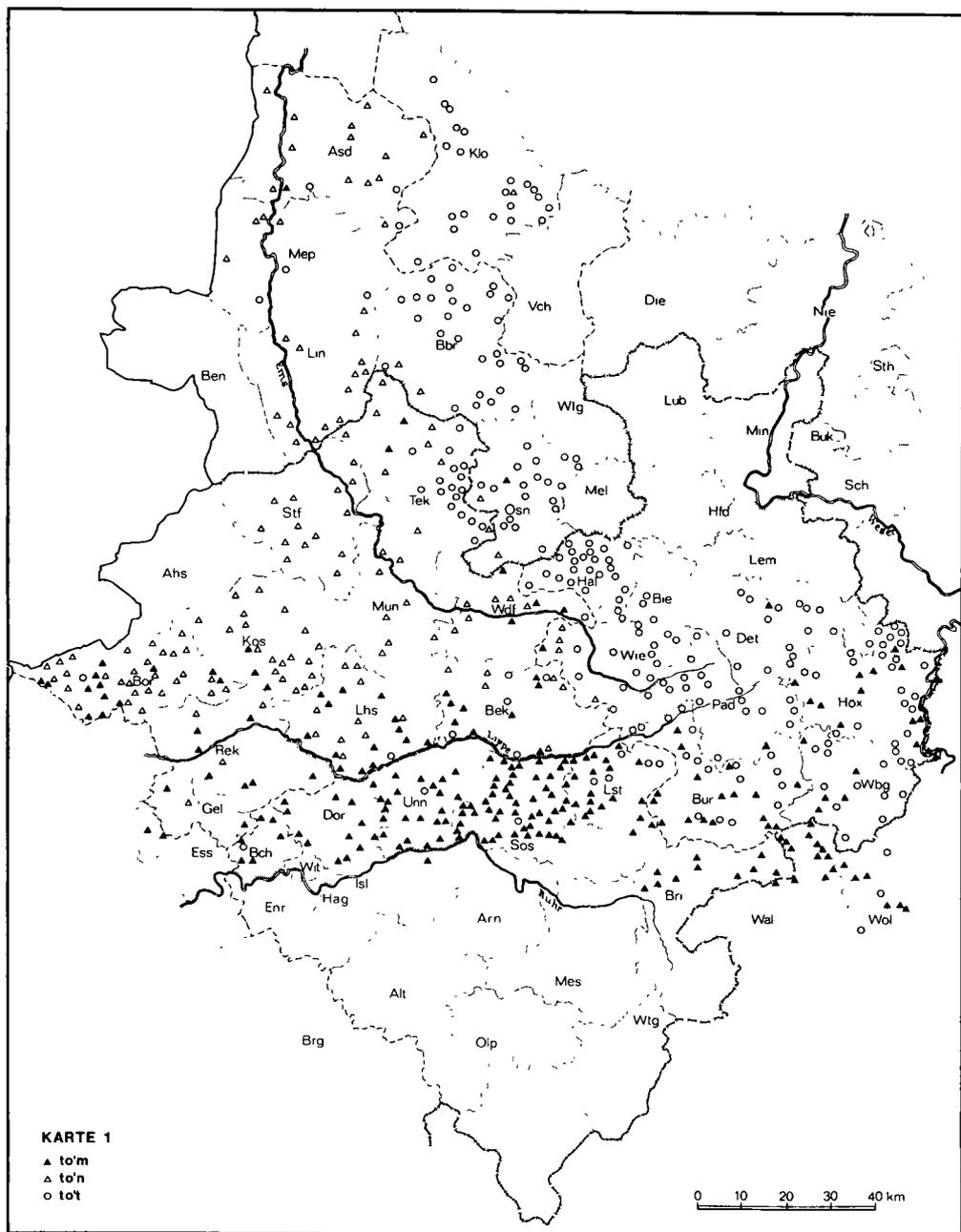
Im westlichen Münsterland und den sich nördlich anschließenden Kreisen findet sich für Dativ und Akkusativ ein Einheitskasus, der formal dem Akkusativ entspricht<sup>6</sup>. Der Akkusativ dürfte den Dativ wohl unter niederländischem Einfluß verdrängt haben<sup>7</sup>. Der Gebrauch des Einheitskasus setzt sich nach Westen und Norden fort, d.h. in bezug auf das untersuchte Sprachmerkmal gibt es keine Abgrenzung nach Westen und Norden.

Im Osten schließt sich auf gleicher Höhe ein *to'n*-Gebiet an. Das *-n* ist hier als abgeschwächtes *-m* zu interpretieren. Wahrscheinlich hat sich diese Entwicklung in Anlehnung an das Maskulinum vollzogen, bei dem sich hier ein Dativ/Akkusativ-Zusammenfall auf ein zu *-n* abgeschwächtes *-m* findet<sup>8</sup>. Die grammatische Differenzierung zwischen Dativ/Akkusativ n. wird durch diese Entwicklung allerdings nicht beeinträchtigt, da der Akk. n. *to't* lautet und somit klar vom Dat. n. unterschieden wird. Im Vergleich zum *to't*-Gebiet, das durch einen lautlichen und grammatischen Unterschied charakterisiert wird, liegt bei den *to'n*-Formen also eine geringere Wertigkeit der Abgrenzung vor. Auch hier lassen sich keine Grenzen zu 'außerwestfälischen' Gebieten ziehen; das Gebiet ist nach Norden und Osten offen.

6 Vgl. dazu (wie Anm.3) S.159-166.

7 Vgl. ebd., S.166.

8 Vgl. ebd., S.166 Anm.10.



Der gesamte Süden Westfalens weist einen sowohl in funktionaler als auch in formaler Hinsicht der Hochsprache entsprechenden Dativ auf. Entlang der nördlichen Grenze dieses Gebietes erstreckt sich eine ca. 20-30 km breite Mischzone mit ausgewogener Verteilung der aneinandergrenzenden Formen. Es lassen sich auch hier keine Grenzen ausmachen, die das Westfälische umschließen.

Um eine bessere Übersicht über die Grenzverläufe zu erhalten, sind in Karte 2 die Befunde von Karte 1 noch einmal in anderer Form dargestellt. Die durchgezogenen Linien grenzen hier Gebiete ein, in denen jeweils eine Erscheinung allein auftritt (die sehr seltenen Sondermeldungen werden dabei nicht berücksichtigt). Die zwischen den Grenzlinien liegenden Freiräume sind Mischgebiete, deren Zusammensetzung aus Karte 1 abgelesen werden kann.

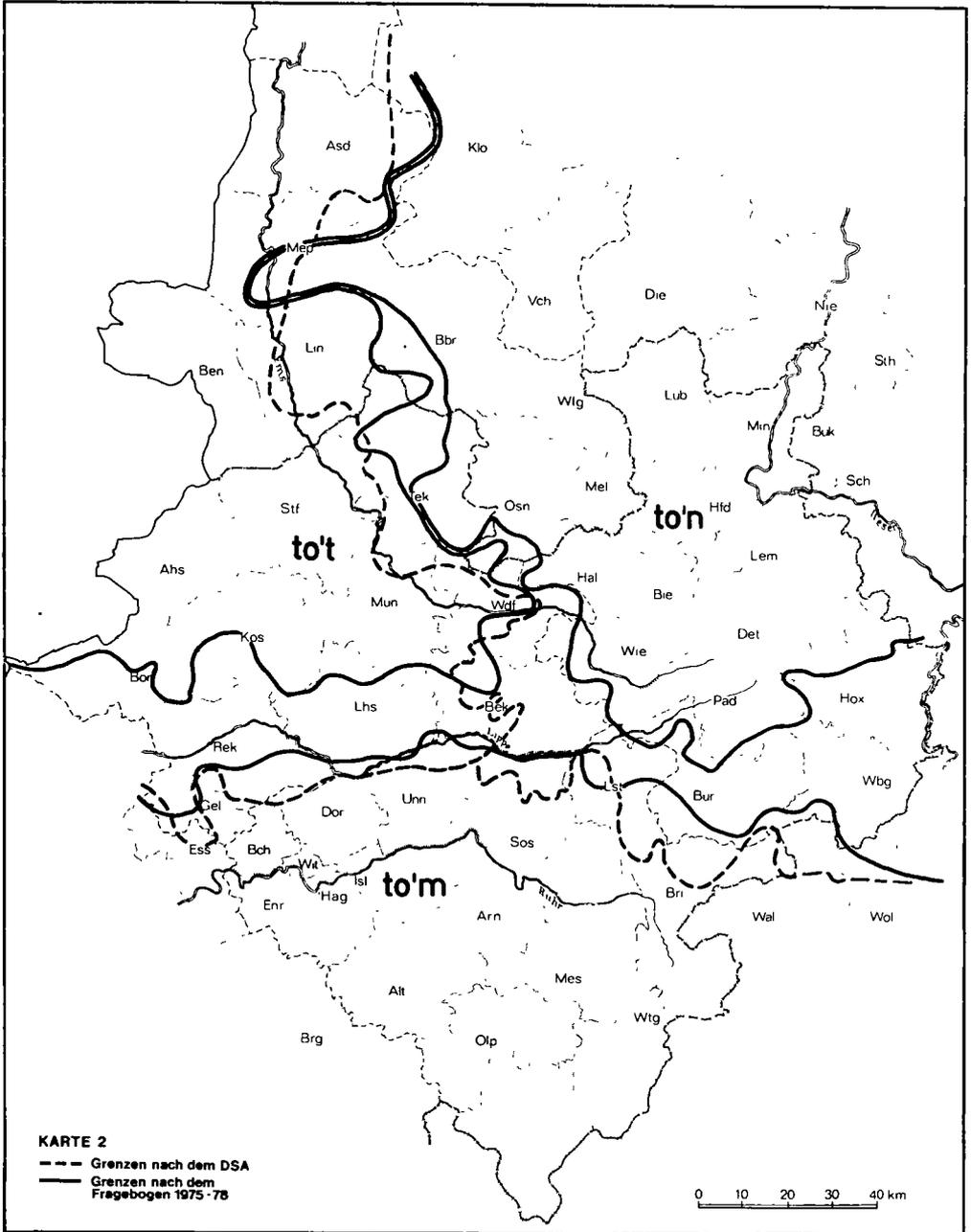
Außerdem ist in Karte 2 mit gestrichelten Linien der Kartenbefund für den Dat. Sg. n. nach Material des DSA, Satz 38, eingezeichnet<sup>9</sup>. Dieses Material stammt aus der Zeit um die Jahrhundertwende, ist also zwei bis drei Generationen älter als das für diese Untersuchung verwendete Material.

Als erstes stellt sich die Frage nach der Verwertbarkeit der Untersuchungsergebnisse für eine Abgrenzung von westfälischen gegen nicht-westfälische Mundarten. Offensichtlich kann das Material eine solche Differenzierungsfunktion nicht übernehmen. Wie schon in den Gebietsbeschreibungen erwähnt, stimmt die Verteilung von *to'm*, *to'n*, *to't* mit den Grenzen des traditionell als westfälisch definierten Raumes nicht überein.

---

9 Satz 38 lautet: "Die Leute sind heute alle draußen auf dem Felde und mähen." Der Artikel wird hier also in einer anderen Präpositionalfügung gebraucht als beim Material des Westfälischen Wörterbuches. Dadurch können gewisse Unterschiede im Grenzverlauf bedingt sein; der Befund ist aber so generell und gleichmäßig abweichend (vor allem auch im Bereich der starken lautlichen Opposition *-t/-m*), daß der Grund dafür nicht in der unterschiedlichen Präposition allein liegen kann.

Die zugehörige Karte ist im DSA selbst nicht veröffentlicht worden, wohl aber in: TEEPE - NIEBAUM - SCHOPHAUS (wie Anm.3), Kartenanhang, Karte 12.



KARTE 2

--- Grenzen nach dem DSA  
 — Grenzen nach dem Fragebogen 1975-78

0 10 20 30 40 km

Eine innerwestfälische Gliederung der Mundarten läßt sich dagegen recht klar durchführen. Es finden sich drei Mundartbereiche, die jeweils sehr einheitliche, geschlossene Kerngebiete aufweisen. Dabei sind die Einteilungskriterien allerdings nicht gleichrangig. Der Einheitskasus im Nordwesten sticht nicht nur lautlich deutlich von den beiden anderen Gebieten ab, er stellt auch eine andere grammatische Qualität dar. Die Differenzierung zwischen *to'm*- und *to'n*-Gebiet läßt sich dagegen allein als Abschwächung des auslautenden *-m* zu *-n* interpretieren, ohne daß grammatische Aspekte davon berührt werden. Es ergibt sich also eine übergeordnete Zweiteilung, wobei ein Teil nochmals in zwei Gebiete unterteilt werden kann.

Die Struktur der Mischgebiete und der Vergleich der heutigen Grenzen mit denen des DSA lassen interessante Schlüsse auf Veränderungen zu, die sich in der räumlichen Verteilung der einzelnen Dativformen ergeben haben. Die von Norden nach Süden verlaufende Grenze zwischen *to't*- und *to'n*-Gebiet ist scharf ausgeprägt, größere Mischgebiete bilden sich nicht. Dies erklärt sich wohl einerseits aus dem deutlichen lautlichen und grammatischen Gegensatz der beiden Formen und deutet andererseits darauf hin, daß hier keine nennenswerten Sprachverschiebungen in der jüngeren Vergangenheit stattgefunden haben. Auffallend ist, daß in dem etwas ausgedehnteren Mischgebiet im Bereich Tecklenburg/Osnabrück zwei Formen auf *-m* auftreten, deren gemeinsames Vorkommen in dieser Mischzone sicher nicht einfach als Sondermeldung abzutun ist. Ihre Verwendung deutet eher auf Sprachunsicherheit im Grenzbereich zwischen zwei miteinander konkurrierenden Formen hin, wobei die Entscheidung zugunsten einer dritten Form ausfällt, die zudem noch von der Hochsprache gestützt wird.

Zwischen *to't/to'n* im Norden und *to'm* im Süden erstreckt sich entlang des gesamten Grenzverlaufs ein ausgedehntes Mischgebiet mit meist sehr ausgewogenem Gebrauch der aneinandergrenzenden Formen. Die südliche Begrenzung des Mischgebietes zum reinen *to'm*-Gebiet hin stimmt dabei bis auf geringe Abweichungen mit der DSA-Grenze überein. Daraus läßt sich für die Verschiebungen der verwendeten Dativformen ab-

leiten:

Die nördliche Grenze des Dativs auf *-m* hat sich nicht nach Süden verschoben, d.h. es sind keine *to't-* bzw. *to'n-*Formen nach Süden gedungen. Dabei ist es unerheblich, ob die DSA-Grenze auch den nördlichen Rand eines reinen Dativgebietes oder die Mitte einer damals vorhandenen Mischzone anzeigt<sup>10</sup>; ein Vordringen der nördlichen Formen nach Süden hätte auf jeden Fall die heutige 'reine' Grenze nach Süden verschoben und damit ein Auseinanderfallen der beiden Grenzen bewirken müssen.

Ca. 20-30 km weit ist der Dativ auf *-m* nach Norden vorgedungen, und zwar sowohl in das 'Hoheits'-Gebiet von *to't-* als auch von *to'n-*Formen. Dies Vordringen ist also unabhängig von der lautlichen Verwandtschaft *m/n* und ist somit nicht als lautliche Verwischung interpretierbar. Auch in bezug auf diese Aussage ist nicht entscheidend, wie die DSA-Grenze zu interpretieren ist: Ist sie als 'reine' Grenze aufzufassen, so haben die Formen auf *-m* sie massiv überschritten; stellt sie den mittleren Verlauf einer Mischzone dar, so läge sie im Vergleich zu einer auf dem heutigen Material basierenden entsprechenden Grenze auf ganzer Linie erheblich weiter südlich als diese. In jedem Fall muß ein Eindringen der *to'm-*Formen nach Norden stattgefunden haben.

Die Vermutung liegt nahe, daß diese einseitige sprachliche Entwicklung auf die Stützung der *-m*-Formen durch die Hochsprache zurückgeht<sup>11</sup>. Diese Unterstützung kann sicher als sehr wirksam angesehen werden, ist doch der fehlerhafte Kasusgebrauch in hochsprachlicher Kommunikation auffällig und sozial diffamierend, er stellt auch in geschriebener Sprache ein er-

---

10 Das der DSA-Karte zugrundeliegende Material wurde nicht nachgeprüft, da diese Karte nur zum Vergleich herangezogen werden sollte und sich die Entwicklungstendenzen auf jeden Fall eindeutig ablesen ließen.

11 Vgl. dazu (wie Anm.3) S.159: "Unter dem Einfluß des Hd. scheint der Dat. heute in der jüngeren Generation stellenweise wieder aufzuleben."

hebliches Fehlerpotential dar<sup>12</sup>. Indizien für den Einfluß der Hochsprache sind außerdem die oben schon erwähnte Verwendung von Dativformen auf *-m* im Bereich Tecklenburg/Osnabrück und das Fehlen größerer Verschiebungen zwischen den Formen, die mit der Hochsprache nicht übereinstimmen. Die Expansion bleibt also (sicherlich nicht zufällig) auf die der Hochsprache entsprechende Form beschränkt. Aber wenn sich die Vermutung, daß die Ausbreitung des Dativs auf *-m* von hochsprachlichen Einflüssen abhängt, auch als relativ gesichert darstellt, so kann dabei doch nicht übersehen werden, daß die Verschiebung von einem Mundartgebiet ausgehend auf andere Gebiete hin voranschreitet. Es finden sich nicht - wie bei ausschließlich hochsprachlichem Einfluß zu erwarten - punktuell über den gesamten westfälischen Raum verteilt Dativformen mit einer *-m*-Endung, die als Anpassung an die Hochsprache interpretiert werden müßten. Die Verschiebung setzt ausschließlich an der Berührungsstelle von jeweils zwei Mundarten an, von denen eine allerdings die der Hochsprache entsprechende Form verwendet. Daß diese die anderen Formen dann auf ganzer Linie zurückdrängen kann, geht dann wohl doch auf die Unterstützung durch die Hochsprache zurück, die mit Ausbreitung der Massenmedien, steigender Mobilität der Menschen (vor allem auch der Lehrer, die häufig mit der am Ort gesprochenen Mundart nicht vertraut sind) etc. immer allgemeinverbindlicher geworden ist. Dieser Einfluß scheint aber - zumindest bei der älteren Generation, die mit den Fragebogen in der Regel erreicht wurde - nur in der direkten Konfrontation einer der Hochsprache entsprechenden und einer ihr nicht entsprechenden Mundart größere Verschiebungen bewirken zu können.

---

12 Vgl. NIEBAUM (wie Anm.4) S.66: "Die Fehler bei der Kasusdifferenzierung stehen an der Spitze der mundartlich bedingten Normverstöße. Daß sie sich nur schwer ausrotten lassen, zeigen die hohen Fehleranteile auch in Diktaten." In welchem Ausmaß mundartliche Einflüsse den fehlerhaften Kasusgebrauch determinieren, ließe sich an einer vergleichenden Untersuchung der richtigen bzw. fehlerhaften Verwendung von Dat. und Akk. im Bereich der drei gefundenen Mundarten sicher sehr aufschlußreich nachprüfen.

C. v a n B r e e, Leiden

SYNTAKTISCHE GEGENSÄTZE IM NIEDERLÄNDISCHEN (UND NIEDER-  
DEUTSCHEN)

I. *Die Konstruktionen im Niederländischen und in den nieder-  
ländischen Dialekten*

1. *Vorbemerkungen* \*

Dieser Aufsatz handelt an erster Stelle von syntaktischen Gegensätzen zwischen dem Osten und dem Westen des niederländischen Sprachraums. Daneben wird jedoch auch der deutsche Sprachraum berücksichtigt werden. Meine Untersuchung richtet sich vor allem auf zwei Konstruktionen, eine *hebben*-Konstruktion, wie wir sie in Satz (1) vorfinden, und die Konstruktion mit sogenanntem possessivem Dativ, wie sie in Satz (2) vorliegt:

(1) *ik heb de band lek*

(2) *de oren zijn 'm bevroren.*

Beide Konstruktionen kann man häufig in der östlichen Hälfte der Niederlande hören. Im übrigen offenbart sich bei ihnen

---

\* Dieser Aufsatz enthält den stellenweise geänderten und etwas erweiterten Text eines Vortrags, der am 29. März 1978 auf der niederländischen Philologentagung in Leiden gehalten wurde. Eine Zusammenfassung erscheint demnächst in den *Handelingen* dieser Tagung. Der niederländische Text wurde aufgenommen in *Glott. Leids taalkundig bulletin* 1978, Nr.4. Ich danke Teun Hoekstra, Harry van der Hulst und Jan Kooij (alle in Leiden) für ihre kritische Durchsicht der vorläufigen Fassung. Beim Schreiben dieses Textes wurde Gebrauch gemacht von vorläufigen Ergebnissen mündlicher und schriftlicher Umfragen, die im Jahre 1976 im Osten der Niederlande durchgeführt wurden. Weiter wurden die Ergebnisse von drei Leidener Hauptseminaren in den Jahren 1973 bis 1977 verwendet. In dem hier veröffentlichten deutschen Text sind die vorläufigen Ergebnisse einer in den Jahren 1977 und 1978 in Deutschland durchgeführten Umfrage verarbeitet. Die Untersuchungen werden für eine Dissertation fortgesetzt.  
Für die Übersetzung danke ich Herrn Aad Smelter, Fräulein Wil Kranenberg und Herrn Dr. Norbert Voorwinden (alle in Leiden).

ein Phänomen, das auch bei anderen Konstruktionen vorkommt: die ostniederländische Eigenart, lieber den bestimmten Artikel als das Possessivpronomen zu verwenden. Man vergleiche weiter

(3) *hij steekt nog dikwijls de duim in de mond*  
und

(4) *hij loopt met de handen op de rug.*

Außerdem nenne ich noch zwei Konstruktionen, die in meiner Untersuchung allerdings nur gestreift werden: erstens eine *hebben*-Konstruktion wie in Satz (5), mit Ortsbestimmung und Infinitiv,

(5) *hij heeft de paarden op stal staan,*

und zweitens die Konstruktion mit dem sogenannten Objekt des Interesses. Auch bei dieser Konstruktion offenbaren sich im Niederländischen deutlich Unterschiede zwischen dem Osten und dem Westen; man vergleiche die Sätze (6), (7) und (8), die für mich, der ich aus dem Westen der Niederlande stamme, typisch östlich klingen:

(6) *we laten ons een huis bouwen*

(7) *hij gaat haar een boek kopen*

(8) *hij gaat zich een boek kopen.*

Vielleicht treten derartige Unterschiede auch bei der Konstruktion *hebben* + Infinitiv ans Licht; es hat sich jedenfalls herausgestellt, daß Satz (9) im Osten leichter geäußert werden kann als im Westen:

(9) *ze hebben de/hun kinderen boven slapen.*

Die Sätze (6) und (8) führen uns zum letzten Unterschied zwischen dem Osten und dem Westen, den ich erwähnen möchte: die östliche Vorliebe für Reflexivverbindungen, die zum Beispiel auch aus dem östlichen Satz (10a) gegenüber dem westlichen Satz (10b) und dem östlichen Satz (11a) gegenüber dem westlichen Satz (11b) hervorgeht:

(10a) *Jan zet zich een pet op*

(10b) *Jan zet een pet op*

(11a) *Jan moet zich de tanden poetsen*

(11b) *Jan moet z'n tanden poetsen.*

In (10a) ist *zich* "Dativobjekt"\*\*, in (11a) ist es ein "possessiver Dativ". Neben (11a) ist jedoch auch das vor allem östliche (11c) möglich, eine Konstruktion mit dem bestimmten Artikel also, aber ohne "possessiven Dativ":

(11c) *Jan moet de tanden poetsen.*

Daß ich all diese Konstruktionen und Phänomene in meiner Untersuchung kombiniere, findet seine Rechtfertigung in folgenden Erwägungen:

1. In den meisten Fällen (aber nicht unmittelbar bei dem Objekt des Interesses und in einem Satz wie (10a) mit "Dativobjekt") ist die Rede von demjenigen, was ich an dieser Stelle des Aufsatzes vorläufig als eine Besitzbeziehung bezeichnen möchte: die Beziehung zwischen einer besitzenden Person und einem Körperteil, einem Kleidungsstück, einem Verwandten usw.
2. In manchen Fällen kann Konkurrenz auftreten, die ebenfalls deutlich auf semantische und vielleicht auch auf syntaktische Verwandtschaft hinweist. So kann man statt (2) wohl auch (2a) hören und statt (12a) wohl auch (12b):

(2a) *hij heeft de oren bevroren*

(12a) *de baard hangt 'm op de borst*

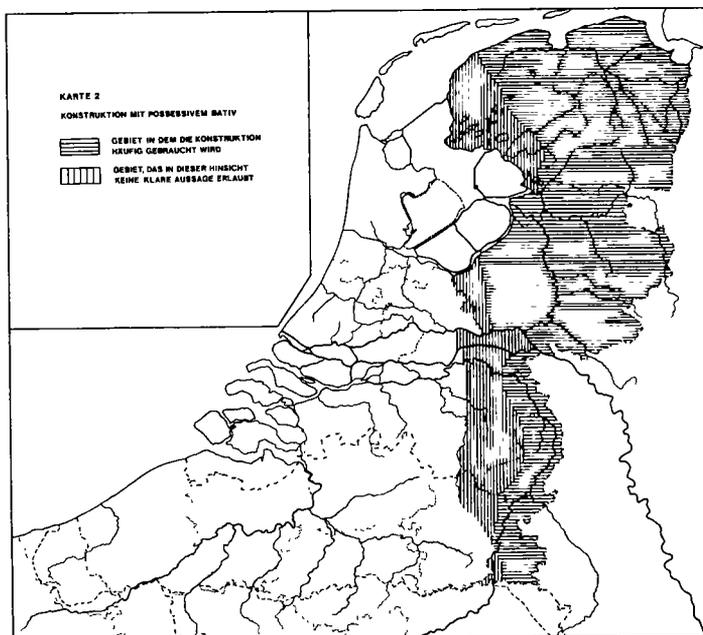
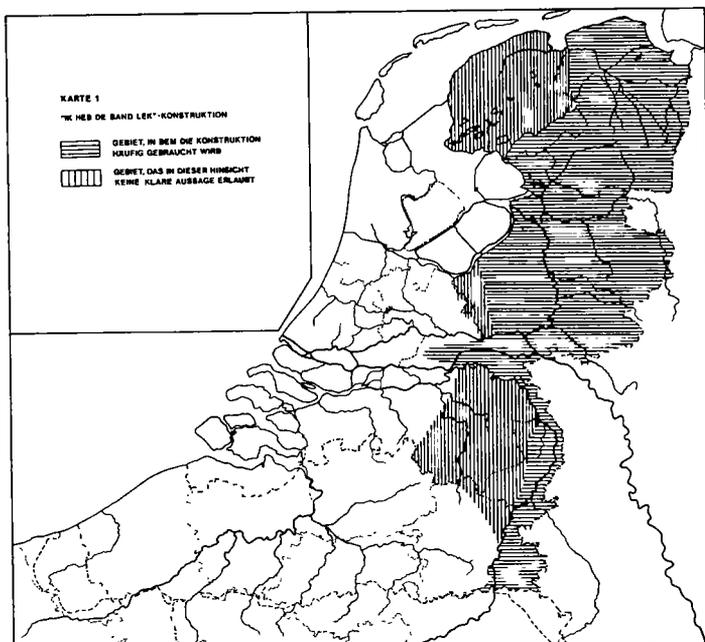
(12b) *hij heeft de baard op de borst hangen.*

Auf diese Verwandtschaft zwischen - ganz allgemein formuliert - einerseits den *hebben-* und *krijgen-*Konstruktionen und andererseits den Konstruktionen mit indirektem Objekt, ist in der Literatur schon oft hingewiesen worden. Ich erwähne hier nur JANSSEN 1976 und JANSSEN 1977.

---

\*\* Anmerkung der Übersetzer:

Im Niederländischen ist der Dativ nicht formal gekennzeichnet. Was in dieser Übersetzung als "Dativobjekt" bezeichnet wird, ist das nl. *meewerkend voorwerp*, ein Satzglied, das zumeist durch eine Bestimmung mit *aan* ersetzt werden kann (*ik geef hem een boek - ik geef een boek aan hem*). Der Terminus *belanghebbend voorwerp*, mit dem ein Satzglied bezeichnet wird, das zumeist durch eine Bestimmung mit *voor* ersetzt werden kann (*ik koop hem een boek - ik koop een boek voor hem*), wird im folgenden als "Dativ des Interesses" übersetzt. "Possessiver Dativ" oder "Possessivobjekt" ist die Übersetzung des niederländischen *bezittend voorwerp*.



3. Die oben erwähnten Konstruktionen kommen alle, jedenfalls in den Niederlanden, etwa in demselben Gebiet vor. Bei allen tritt ein typischer Gegensatz zwischen dem Osten und dem Westen des Landes hervor. Man vergleiche dazu die Karten S.103.

Zunächst möchte ich vor allem die Konstruktion mit dem sogenannten possessiven Dativ besprechen. Daran anschließend kommt auch die Konstruktion mit dem Objekt des Interesses zur Sprache. Zum Schluß folgen noch einige Bemerkungen zum Typus *ik heb de band lek*.

## 2. Die Begriffe *possessiver Dativ* und *sympathetischer Dativ*

Zunächst also zur Konstruktion mit dem sogenannten possessiven Dativ, wohl auch Possessivobjekt genannt. Es handelt sich hier um Fälle wie (2) und (12a) und weiter um solche wie (13) und (14):

(13) *moeder wast 'm de voeten*

(14) *het huis is hun afgebrand.*

Es sind Sätze, in denen eine Nominalphrase erscheint, die den Besitzer von etwas, was von einer anderen Nominalphrase zum Ausdruck gebracht wird, bezeichnet. Im Westen wird man in diesen Fällen eine Konstruktion mit Possessivpronomen, ohne possessiven Dativ, verwenden. Es scheint also durchaus möglich zu sein, den Unterschied zwischen dem Osten und dem Westen mit Hilfe des possessiven Dativs oder Possessivobjekts zu erfassen. So einfach verhält sich die Sache jedoch nicht. Ich kann mich durchaus Janssen anschließen, wenn er die Konstruktion mit dem sogenannten possessiven Dativ von der sogenannten possessiven Konstruktion mit dem Genitiv, der Präposition *van* oder dem Possessivpronomen löst. Die Begriffe *possessiver Dativ* und *Possessivobjekt* decken das, worum es sich handelt, nicht genau ab. In Sätzen, in denen ein solcher Dativ vorkommt, wird eher ein "Beteiligtsein" ausgedrückt, wie ich es vorläufig nennen möchte. So sagte eine Dame aus der Provinz Groningen zu mir, indem sie auf eine Wanduhr zeigte:

(15) *vorige week ging me de slinger kapot.*

Die Interpretation des *me* als ethischer Dativ kann meiner Meinung nach aufgrund der Intonation, die nicht emotional war, ausgeschlossen werden. Ein Satz mit Possessivpronomen ist im Vergleich dazu in einer vergleichbaren Situation im Westen nicht möglich, wenigstens nicht üblich. Man würde da ohne weiteres sagen

(15a) *vorige week ging de slinger kapot,*

also nicht das Wort *me* verwenden. Noch deutlicher ist folgende Situation. Bei der Informantenbefragung im östlichen Teil der Niederlande wurde folgende Geschichte registriert. Die Mutter hatte u.a. ein Kleid ihrer Tochter Joke zum Trocknen aufgehängt. Plötzlich wurde es windig. Das Ergebnis war ein "kaputt gewehtes Kleid". Kann die Mutter nun zum Vater sagen

(16) *de kleren van Joke hingen nog aan de lijn, maar de jurk was haar kapot gewaaid ?*

Viele der von mir besuchten Informanten waren sich darüber einig, daß dies nicht möglich sei und daß der Satz

(16a) *maar haar jurk was kapot gewaaid*

lauten müßte, also mit dem Possessivpronomen *haar*. Joke war ja gar nicht an der Situation der Geschichte *betrökk'n* (beteiligt), wie viele selber formulierten. Satz (16) würde bedeuten, daß der Unfall z.B. passierte, als sie das Kleidungsstück anhatte. Wohl aber kann die Mutter nach Ansicht eines Informanten sagen:

(16b) *haar jurk is me kapot gewaaid.*

Dies erinnert mich an deutsche Sätze, die ich in einer Anmerkung bei JANSSEN 1976 (S.154) fand:

(17) *Peters Vater ist uns gestorben*

(18) *mir ist Peters Schlüssel ins Wasser gefallen.*

Und nach Auffassung eines anderen Informanten kann die Mutter wohl auch noch sagen:

(16c) *de jurk is me kapot gewaaid.*

Es kann uns nicht in Staunen versetzen, daß manche Grammatiker andere Begriffe wie etwa *sympathetischer Dativ* und *datif de participation* verwendet haben.

### 3. Die Besitzbeziehung beim sympathetischen Dativ

Wir sollten jedoch den Begriff Besitzbeziehung nicht gleich ganz aufgeben. Bei der großen Mehrheit der Fälle, in denen ein sympathetischer Dativ erscheint, liegt nämlich wohl eine solche Beziehung vor. Die Besitzbeziehung ist jedoch zweitrangig. Nehmen wir an, daß ich jemanden frage: Was ist los mit diesem Mann? Dann könnte die Antwort lauten:

(2) *de oren zijn 'm bevroren.*

In diesem Satz drückt 'm das Beteiligtsein der Person am Geschehen aus. Dieses Beteiligtsein kann hier jedoch kaum etwas anderes beinhalten, als daß die Ohren, von denen die Rede ist, die Ohren sind, die zum Körper der beteiligten Person gehören. Wir kommen hier in die Nähe dessen, was bei Janssen die "bekend veronderstelde nauwe betrekking" (als bekannt vorausgesetzte enge Beziehung) heißt. Für den Sprecher gilt die Supposition, daß der Angesprochene aufgrund seiner allgemeinen Erfahrungen und Kenntnisse verstehen wird, daß mit den Ohren *seine* Ohren gemeint sind. Die Beziehung wird hier also als eine Besitzbeziehung interpretiert. Und so wird in den meisten Fällen, wenn die Mutter sagt

(16c) *de jurk is me kapot gewaaid,*

ohne weiteres deutlich sein, daß sie ihr eigenes Kleid meint. Aber in diesem Fall kann der Bezug auch anders interpretiert werden, z.B. so, daß sie das Kleid nur anhatte, oder daß sie sich darum zu kümmern hatte. Kontext und Situation müssen das dann deutlich machen. Um einem eventuellen Mißverständnis vorzubeugen, kann die Mutter zum Beispiel ganz explizit von *Joke's jurk* reden.

Das Beteiligtsein beinhaltet meiner Meinung nach immer eine unmittelbare Beziehung. Davon ist auch die Rede im Falle des Satzes (17). Peters Vater bildet hier einen Teil des Bekanntenkreises der mit *uns* gemeinten Menschen; der Genitiv macht die Beziehung nicht indirekt, sondern dient dazu, die Person des Vaters zu identifizieren. Von einer unmittelbaren Beziehung ist in dem Satz mit *de slinger* (15)

auf den ersten Blick gar nicht die Rede. Das Pendel ist ja ein Teil der Uhr und erst mittels der Uhr ein Teil der Umwelt der Groninger Dame. Möglicherweise spielt es eine Rolle, daß die Uhr ein lebloser Gegenstand ist, so daß diese als Beziehungsglied leicht überschlagen werden kann. Offenbar ist die persönliche Sphäre von großer Bedeutung.

Zusammenfassend kann man folgendes feststellen: Bei Sätzen mit einem sogenannten sympathetischen Dativ ist also die Rede von einer Supposition von seiten des Sprechers. In Sätzen, in denen dieser "Dativ" auf den Besitzer verweist, wird die Besitzbeziehung nicht zum Ausdruck gebracht, wenigstens nicht unmittelbar, wohl aber ist sie bei der Interpretation bekannt oder sie wird mit verstanden. Hierbei denke ich dann an Sätze ohne Besitzbezeichnung durch ein Possessivpronomen oder durch einen Genitiv. Auch sind Sätze sowohl mit dem sympathetischen Dativ als auch mit jener expliziten Besitzbezeichnung möglich:

(2b) *z'n oren zijn 'm bevroren.*

Exakter ausgedrückt: Das Possessivpronomen dient hier zur Identifikation. Weiter ist es auch möglich, daß die Person zu zwei im Satz genannten Sachen in Beziehung steht, so in

(12a) *de baard hangt 'm op de borst,*

wenn wir diesen Satz wenigstens in der am meisten auf der Hand liegenden Art und Weise interpretieren. In (19) ist nur von einer einzigen Beziehung die Rede, genauso wie vermutlich in Satz (20):

(19) *de baard hangt 'm op de grond*

(20) *de tranen stonden 'm in de ogen.*

#### 4. Bestimmter Artikel statt des Possessivpronomens

Inzwischen wird wohl so viel klar geworden sein, daß Suppositionen wie die oben erwähnten in all jenen Fällen eine Rolle spielen, in denen der Artikel statt des Possessivpronomens erscheint, also auch in (1), (3), (4) usw. Auch hier ist wieder die Identifikation mit Hilfe eines Possessivpronomens möglich:

(1a) *ik heb m'n band lek*

(3a) *hij steekt nog dikwijls z'n duim in z'n mond.*

Im Westen wird diese explizite Bezeichnung (in einem Satz wie (3a)) deutlich bevorzugt. Hierfür verweise ich noch auf DE ROOIJ 1967 und VAN BREE 1977. Bei JANSSEN 1976 wird der regionale Unterschied kaum erwähnt. Es ist übrigens recht bemerkenswert, daß die niederländischen Beispielsätze, mit denen er arbeitet, mir als Westniederländer ziemlich östlich vorkommen, vor allem durch die Verwendung des bestimmten Artikels. Die Erklärung dafür kann sein, daß er aus dem Osten stammt; nach dem Titelblatt seiner Dissertation ist er in Duiven in de Liemers (östlich von Arnheim) geboren.

##### 5. *Das Verhältnis zwischen dem sympathetischen Dativ und dem Dativobjekt*

Wir wenden uns jetzt wieder dem sympathetischen Dativ zu. Ist es möglich, den Unterschied zwischen dem Osten und dem Westen im Hinblick auf die Verwendung dieses Dativs zu beschreiben? Das ist nur dann möglich, wenn der sympathetische Dativ sich tatsächlich als Kategorie abgrenzen läßt, und zwar abgrenzen im Hinblick auf andere Fälle, die wohl unter dem Oberbegriff "indirektes Objekt" zusammengefaßt werden (Dativobjekt, Objekt des Interesses usw.). Was das anbelangt, kann ich zunächst darauf hinweisen, daß wir die semantische Entfernung zu jenen anderen Fällen schon wesentlich verringert haben, als wir den Begriff des Beteiligtseins in den Mittelpunkt rückten. Ich erwähne noch eines der Argumente von JANSSEN 1976 (S.78), mit denen er Identifikation des Possessivobjekts und des indirekten Objekts befürwortet. In dem Satz *iemand iets betaald zetten* dürfen wir *iemand* als indirektes Objekt bezeichnen. Neben einem Satz wie (21a) ist nun ein semantisch paralleler Satz mit *krijgen* durchaus möglich (21b).

Man vergleiche

(21a) *die belediging werd Jan betaald gezet*

und

(21b) *Jan kreeg die belediging betaald gezet.*

In derselben Art und Weise treffen wir nebeneinander (22a) mit possessivem Dativ oder sympathetischem Dativ und (22b) an:

(22a) *alle schuld werd Jan in de schoenen geschoven*

(22b) *Jan kreeg alle schuld in de schoenen geschoven.*

Ich kann hinzufügen, daß im Osten nebeneinander möglich sind

(23a) *de oren bevroezen hem nog*

und

(23b) *hij krijgt de oren nog bevroren*

und auch

(15') *de slinger ging me kapot*

sowie

(15a) *ik kreeg de slinger kapot.*

Bei Janssen ist somit ohne weiteres nur noch die Rede von einem indirekten Objekt. Dabei sollte man wohl bedenken, daß die herkömmlicherweise als Dativ bezeichneten Gruppen mit der Präposition *aan* bei ihm ausgeklammert werden, zum Beispiel in *ik geef een boek aan Jan*. Aufgrund subtiler Bedeutungsunterschiede, auf die BALK-SMIT DUYZENTKUNST 1968 und DE SCHUTTER 1974 (S.197ff.) ebenfalls hingewiesen haben, will er diese vom indirekten Objekt lösen.

#### 6. Nicht-inhärente Dative

Wenn ich nun den sympathetischen Dativ beim indirekten Objekt unterbringe und in dieser Weise ebenso wie Janssen eine Verallgemeinerung zustande bringe, so stellt mich das bei meinen sprachgeographischen Beschreibungen sicherlich vor Probleme. Ich verfüge jetzt nicht mehr über geeignete Begriffe, um diesen Unterschied in Worte zu fassen. Ich glaube dieser Verlegenheit entkommen zu können, indem ich von der Bedeutung des Verbs ausgehe oder - umfassender - vom Prädikat, also einschließlich des Prädikatsnomens. Dieses kann an sich so beschaffen sein, daß ihm - im Rahmen

einer Kasusgrammatik (siehe z.B. FILLMORE 1970 und PUTSEYS 1976) - ein Dativ (hier also als funktionelle Kategorie gemeint) inhärent ist. Eine Alternative für den Dativ könnte dann ein Kasus, der sich als *aan*-Gruppe manifestiert, oder eine Gruppe mit einer anderen Präposition sein: *van* oder *tegen* zum Beispiel<sup>1</sup>. Derartige Verben liegen meistens dort vor, wo wir traditionell vom Dativobjekt sprechen (*geven*, *vertellen*, *benijden* (in einer bestimmten Verwendungsweise), *gunnen* usw.), und bei den Fällen wie *te moeilijk zijn* (*die som is hem te moeilijk*), *vijandig gezind zijn* (*ze zijn ons vijandig gezind*), *bevallen* (*het bevalt me goed*), *ontgaan* (*het is me ontgaan*), *lukken* (*het is me gelukt*) usw. Das heißt nicht, daß der Dativ unbedingt in Erscheinung treten muß; in bestimmten Fällen ist Tilgung möglich. In einem Satz wie (24) tritt der Dativ nicht auf, aber er ist wohl in der Bedeutung von *geven* vorausgesetzt, genauso wie ein Objektiv:

(24) *help het Leger des Heils geven.*

Keine inhärenten Dative haben Verben wie *bevroezen*, *hangen*, *wassen*, *branden*. Die von diesen Verben ausgedrückten Wirkungen, Handlungen oder Verhältnisse kann man sich mühelos ohne eine daran beteiligte Person vorstellen. Mir scheint, daß bei diesen Verben die Gegensätze zwischen dem Osten und dem Westen in Erscheinung treten. Man vergleiche die Sätze (2), (12a), (13) und (14). Traditionell sprechen wir dann von einem sympathetischen Dativ oder von einem Possessivobjekt. Ein besonderer Fall ist

(25) *ik gaf hem het geld in de/z'n hand,*

in dem man *hem* als Possessivobjekt auffassen kann; die damit angedeutete Person ist ja der Besitzer der Hand. Dem Verb *geven* ist jedoch ein Dativ inhärent, wie bereits erwähnt wurde; in der traditionellen Satzanalyse könnten wir *hem* denn auch genauso gut, oder besser, als Dativobjekt be-

---

1 Ein Beispiel für *van* ist: *ik neem Jan het boek af* neben *ik neem het boek van Jan af*; für *tegen*: *hij zei mij* neben *hij zei tegen mij*.

zeichnen. Dies würde dann mit der Tatsache übereinstimmen, daß ein Satz wie (25a) meines Erachtens nicht möglich ist:

(25a) \**ik gaf het geld in z'n hand*<sup>2</sup>.

Auch bei dem, was traditionell Objekt des Interesses heißt, haben wir es meiner Meinung nach mit nicht-inhärenten Dativiven zu tun. Man vergleiche

(26) *ik schonk hem een borrel in*

und

(27) *zij breide hem een paar sokken.*

Die oben erwähnten Handlungen kann man sich ohne weiteres ohne eine daran beteiligte Person vorstellen, eine derartige Person ist dazu nicht erforderlich, obschon die Handlungen

- 2 Verben wie *stoppen* und *zetten* lassen sich nicht mit einem inhärenten Dativ verbinden; in bezug auf die Sätze (44) und (45) sprechen wir denn auch vermutlich traditionell von Possessivobjekt:

(44) *ik stopte hem het geld in de hand*

(45) *ik zet hem de hoed op het hoofd.*

Möglicherweise wird daneben in

(45a) *ik zet hem de hoed op z'n hoofd*

*hem* vorzugsweise ohne weiteres als Dativobjekt bezeichnet, weil der Besitz schon explizit ausgedrückt wird.

Sodann ein Verb wie *opzetten*. Bei diesem Verb möchte ich den Dativ als inhärent auffassen: *opzetten* in der Bedeutung, die ich hier meine, setzt 1. etwas voraus, was aufgesetzt wird, und 2. jemanden, bei dem dies geschieht:

(46a) *ik zet hem een hoed op*

(46b) *ik zet hem de hoed op.*

Im letzten Fall kann außerdem von einer Besitzrelation die Rede sein. Daneben ist meiner Meinung nach in derselben Bedeutung nicht gut möglich:

(46c) *ik zet z'n hoed op.*

Sein Hut kommt dann eher auf meinen Kopf. Ich denke, daß das in der herkömmlichen Satzanalyse seinen Niederschlag findet in der Bezeichnung von *hem* als Dativobjekt. Das Besondere an *opzetten* und vergleichbaren Verben wie etwa *uittrekken*, *afnemen* usw. ist, daß der letzte Kasus getilgt wird, wenn Agens und Dativ die gleiche Person bezeichnen:

(46d) *hij zet z'n/de hoed op*

(47) *hij trekt z'n/de jas uit*

(48) *hij neemt z'n/de hoed af.*

Dies gilt bestimmt mehr für den Westen als für den Osten des Landes. Hier berühren wir wieder die östliche Vorliebe für Reflexivverbindungen. Man vergleiche dazu

(46e) *hij zet zich de hoed op.*

Übrigens konkurrieren die Reflexivverbindungen mit Verbindungen, die nur den bestimmten Artikel besitzen:

(46f) *hij zet de hoed op.*

meistens zum Behuf einer Person stattfinden. Der Ordnung halber möchte ich noch darauf hinweisen, daß wir im Anschluß an Janssen (obwohl er dies nicht ausdrücklich erwähnt) beim Objekt des Interesses die *voor*-Bestimmungen außer Betracht lassen müssen. Auch in diesem Fall hat DE SCHÜTTER 1974 (S.218) auf subtile Bedeutungsunterschiede aufmerksam gemacht<sup>3</sup>.

---

3 Die in diesem Paragraphen erwähnten nicht-inhärenten Dative scheinen mir die Satellitterme zu sein, von denen DIK 1978 spricht. Diese Satellitterme oder Satelliten stehen den Kerntermen oder den Argumenten gegenüber. "The nuclear arguments are necessary components of the nuclear predication; the satellites are optional extensions of the nuclear predication, specifying additional aspects of the states of affairs designated by it" (S.49). Bei den Satellittermen unterscheidet Dik dann wieder zwischen den Termen, die unmittelbar in einem Sachverhalt impliziert sind, und Termen, bei denen dies nicht der Fall ist. Das erste kommt vor bei "Manner" (Art und Weise). Man nehme einen Satz wie *Annette danste mooi*. Die einzig notwendige Ergänzung zu *dansen* ist ein Agens, in diesem Fall *Annette*. Die Kombination *Annette danste* signalisiert dagegen eine Situation (eine Aktion), wobei gleichzeitig die Information mitgeliefert wird, daß es in einer bestimmten Art und Weise geschah. Diese bestimmte Art und Weise kann als zusätzliche Information hinzugefügt werden. Das zweite tritt meiner Meinung nach in Fällen mit einem nicht-inhärenten Dativ ein. Man nehme den Satz *het huis is hun afgebrand*. Der einzige Kernterm dieses Satzes mit *afbranden* ist *het huis*, selbstverständlich nicht ein Agens, sondern ein Term, dem wir nach dem Vorbild von DIK (vgl. S.37) die semantische Funktion *Processed (Proc)* zusprechen können. Wir betrachten die Situation dann nicht als einen Zustand, sondern als einen Prozeß, der in der Vergangenheit stattgefunden hat. In der Situation *het huis is afgebrand* sind daran beteiligte Personen nicht impliziert. Es ist möglich, daß ein Haus niederbrennt, welches mit niemandem (mehr) etwas zu tun hat. Das gleiche gilt für *de oren zijn hem bevroren*, obwohl es in diesem Fall so aussieht, als ob eine beteiligte Person wohl in der Situation impliziert ist. Dies ist jedoch einem außersprachlichen Faktor zu verdanken, weil ja die Ohren als Körperteil gewöhnlich mit einer Person zu tun haben. Auch in Sätzen mit einem Objekt des Interesses haben wir im Anschluß an Dik mit Satellittermen der zweiten Art zu tun. Hier ist sogar kein Zweifel möglich, weil DIK (S.52) als Beispiel für die zweite Art gerade die "Beneficiaries" behandelt. Zu dem Beispielsatz *John cut down the tree* bemerkt er: "There is no necessity that such an Action be performed 'for someone's sake'". Auch wenn wir uns der Meinung von Dik anschließen, tritt also die Verwandtschaft zwischen dem sympathischen Dativ und dem Objekt des Interesses ans Licht. Schließlich möchte ich noch bemerken, daß der Dativ z.B. bei *geven*, ein "nuclear argument", bei Dik Rezipient heißt und nicht mit dem

7. *Verhältnis "sympathetischer Dativ" ("Possessivobjekt") - "Objekt des Interesses"*

Sowohl beim traditionellen sympathetischen Dativ als auch beim traditionellen Objekt des Interesses ist also m.E. die Rede von einem nicht-inhärenten Dativ. Bemerkungen, die BOS in ihrem Aufsatz (1972) macht, weisen dieselbe Tendenz auf. Die beiden traditionellen Kategorien könnten wir also dem Begriff "nicht-inhärenter Dativ" unterordnen. Die Frage lautet, ob wir zwischen beiden noch einen Unterschied machen müssen, der mit dem herkömmlichen mehr oder weniger übereinstimmt. Im Anschluß an KRAAK und KLOOSTER 1968 (S.197ff.) und DE SCHUTTER (S.217ff.) können wir von einem "Objekt des Interesses" sprechen, wenn von einem resultativen Aspekt die Rede ist: Etwas kommt jemandem zur Verfügung, in den Sätzen (26) und (27) ein Schnaps und ein Paar Socken. Übrigens darf man die Bezeichnung "etwas kommt jemandem zur Verfügung" nicht buchstäblich nehmen. Man vergleiche das deutsche Sprichwort

(28) *Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein*, wo man kaum sagen kann, daß eine Grube zur Verfügung der an der Handlung beteiligten Person kommt. Etwas weniger stringent, aber auch etwas ungenauer kann man sagen, daß von etwas die Rede ist, das für irgendjemanden bestimmt ist. Mit dieser Formulierung nähern wir uns der Meinung von VAN DEN TOORN 1973<sup>4</sup>.

---

Beneficiary identifiziert wird. Übrigens braucht der Unterschied zwischen Kern- und Satellittermen einer gleichem Rollenzuweisung nicht im Wege zu stehen. DIK behandelt z.B. auf S.53 zwei Lokative, von denen der eine ein Kernterm ist, und der andere ein Satellit-ter. Man vergleiche *John really lives in England* und *In England, John really lives*.

<sup>4</sup> In den Fällen (26) und (27) ist die Rede von Faktitiven: der Schnaps, das Paar Socken entstehen durch die Handlung des Einschinkens oder durch das Stricken. Anders verhält sich die Sache im Fall

(49) *Moeder waste Piet een paar sokken*, aber auch hier kommen die Socken durch das Waschen Piet zur Verfügung. Wenn wir jetzt das Kleidungsstück durch einen Körperteil ersetzen, dann verschwindet selbstverständlich der resultatative Aspekt:

Inzwischen wird dem Leser nicht entgangen sein, was geschehen ist: Wir haben die herkömmlichen Unterschiede zur Haustür hinausgeworfen und sie anschließend durch die Hintertür wieder bedachtsam hereingeholt. Es handelt sich jedoch nicht um Unterschiede im Dativ selbst, sondern um Unterschiede, die mit der Bedeutung des Verbs oder mit der des Verbs + Akkusativobjekt zusammenhängen.

#### 8. Gegenüberstellung von Ost und West

Wir wenden uns jetzt wieder den Unterschieden zwischen dem Osten und dem Westen der Niederlande zu. Diese offenbaren sich also in nicht-inhärenten Dativen. Die Unterschiede sind jedoch nicht absolut. Es ist bekannt, daß der "sympathetische Dativ" auch im Westen und in der Hochsprache (ABN) verwendet werden kann. Vielerlei Faktoren, stilistische, semantische, idiomatische oder syntaktische, können die Verwendung fördern<sup>5</sup>. Es ist also nicht so, daß nicht-inhärente

(13) *Moeder waste Piet de voeten.*

Es stellt sich heraus, daß ein konkurrierender Satz mit einer *voor*-Bestimmung nicht mehr möglich ist. In diesem Satz mit "possessivem Dativ" erscheint auch plötzlich eine bestimmte Konstituente (*de voeten*), aber dies scheint mir auch bei resultativem Aspekt möglich zu sein, man vergleiche dazu

(26a) *hij schonk me de borrel in.*

Dieser letzte Satz beweist sofort, daß bei einem Objekt des Interesses die Relation auch sehr gut ein Besitzverhältnis implizieren kann: Der Schnaps kann mein Schnaps sein. In diesem Fall berühren die herkömmlichen Kategorien einander (vgl. Satz 26c). Im übrigen lohnte sich eine nähere Untersuchung darüber, wann bestimmte oder unbestimmte Konstituenten erscheinen bzw. nicht erscheinen.

- 5 In bezug auf diese Faktoren sind die Beispiele bei VAN ES und VAN CASPEL 1971 (Nr.16, S.202ff.) besonders lehrreich. Dieselben Faktoren scheinen mir von Bedeutung zu sein für die Verwendung des bestimmten Artikels statt des Possessivpronomens. Bei den syntaktischen Faktoren denke ich besonders an den Fall, in dem das "Besitzobjekt" in einer Präpositionalkonstituente genannt wird:

(50) *hij spelde hem de medaille op de borst*

(51) *de schrik schoot me in de benen.*

Besonders fördernd scheinen mir dabei transitive Verben wie *spelden*, *zetten*, *stoppen* usw. zu sein. Man vergleiche die Sätze (44) und (45). Ein Satz wie (44a) macht auch im Westen des Landes einen unpersönlichen Eindruck:

(44a) *ik stopte het geld in z'n hand.*

Dative nur im Osten vorkommen, wohl aber so, daß, wenn Unterschiede zwischen dem Osten und dem Westen auftreten, dies bei derartigen Dativen der Fall ist<sup>6</sup>.

Wir müssen also feststellen, daß die ostniederländischen Dialekte in viel größerem Umfang als die westniederländischen Dialekte und die Hochsprache dieses syntaktische Mittel anwenden. Verwendet man die Dativkonstruktion, dann ist es nicht mehr nötig, die eventuelle Besitzrelation explizit zum Ausdruck zu bringen. Der westliche Satz

(2c) *z'n oren zijn bevroren*

und der östliche Satz

(2) *de oren zijn 'm bevroren*

haben also genau betrachtet nicht die gleiche Bedeutung: Im westlichen Fall wird primär das Besitzverhältnis ausgedrückt und erst sekundär das eventuelle persönliche Beteiligtsein, während es im östlichen Fall genau umgekehrt ist. So ähnlich hat es auch NUIJTENS 1962 (S.226) formuliert. Aber auch wenn sich der östliche und der westliche Satz semantisch subtil voneinander unterscheiden sollten, dann haben sie wahrscheinlich doch denselben Gebrauchswert. Sie werden in vergleichbaren Situationen verwendet und können bei Übersetzungen substituiert werden. Übrigens ist es im Osten auch sehr gut möglich, Satz (2c) zu verwenden (neben einem Satz mit Possessivpronomen plus Dativ) ! Ein Problem für einen Übersetzer würde sich aus dem Satz mit *de slinger* ergeben, denn eine Übersetzung mit *mijn slinger* ist in der Hochsprache (ABN) wahrscheinlich ausgeschlossen. Bestimmt unübersetzt bliebe der sympathetische Dativ in jenen Sätzen der Mutter, in denen es um Jokes Kleid geht:

(16b,c,d) *haar/de/Joke's jurk is me kapot gewaaid.*

Ein Übersetzungsproblem bringen auch die deutschen Sätze mit sich, die über Janssen auf von Polenz zurückgehen (JANSSEN 1976 S.75; VON POLENZ 1969 S.164):

6 Eine Ausnahme bilden Verben wie *opzetten*, *afnemen* und dergleichen mehr, die nach Anm.2 einen inhärenten Dativ regieren. Wie dort erwähnt wurde, wird bei diesen Verben das Reflexivum im Westen eher weggelassen als im Osten.

(29a) *Der Regen tropft auf meinen Hut.*

(29b) *Der Regen tropft mir auf den Hut.*

Von Polenz würde den ersten Satz verwenden, wenn sein Hut irgendwo im Regen liegen oder hängen würde, Satz (29b) dagegen, wenn er im Regen den Hut auf dem Kopf tragen würde. Müssen wir nun schließen, daß der Osten, einschließlich Deutschland, Nuancen kennt, die im Westen unübersetzt bleiben müssen, oder hat der Westen andere Mittel, um in solchen Fällen das persönliche Beteiligtsein auszudrücken? Und wenn ja, drückt der Osten dann dieses Beteiligtsein eher aus als der Westen, zum Beispiel, indem der Osten leichter ein dafür geeignetes syntaktisches Mittel verwenden kann? Und was steckt schließlich dahinter: Ein Unterschied der Volksart oder der Volkskultur, ein Unterschied des Substrats oder irgendein intern-linguistischer Faktor? Der Rahmen dieses Aufsatzes läßt es nicht zu, auf diese Fragen einzugehen.

Der Gegensatz zwischen dem Osten und dem Westen kann beim Dativ des Interesses wie folgt beschrieben werden:

1. Der Osten verwendet oft den Dativ dort, wo der Westen eine *voor*-Bestimmung bevorzugt: Man vergleiche (7) und (7a):

(7) *hij gaat haar een boek kopen*

(7a) *hij gaat een boek voor haar kopen.*

Die Sätze (27') von DE SCHUTTER und (27'') von KRAAK und KLOOSTER kommen mir ziemlich östlich vor:

(27') *Moeder breide Piet een paar sokken*

(27'') *zij heeft haar broer sokken gebreid.*

Satz (26) aus KLOOSTER, VERKUYL und LUIF 1969 (S.39) klingt schon wieder weniger östlich:

(26) *ik schonk hem een borrel in.*

In diesem Zusammenhang ist es eine interessante Frage, die ich aber noch nicht beantworten kann, ob im Westen nicht auch eher die Bestimmung mit *bij* (bei sogenanntem possessivem Dativ) und die mit *aan* (beim Dativobjekt) verwendet wird. Neben

(26a) *hij schonk me de borrel in*

ist übrigens sowohl

(26b) *hij schonk de borrel voor me in*

als auch

(26c) *hij schonk m'n borrel in*

möglich.

2. Der Osten verwendet oft den Dativ dort, wo der Westen ihn nicht hat bzw. wieder eine *voor*-Bestimmung verwendet. Dies scheint mir der Fall zu sein, wenn Agens und Dativ dieselbe Person sind. Man vergleiche die Sätze (6) und (8):

(6) *we laten ons een huis bouwen*

(8) *hij gaat zich een boek kopen*<sup>7</sup>.

9. Der Typus: *ik heb de band lek*

Es folgen jetzt einige Bemerkungen bezüglich der Konstruktionen mit *hebben* oder *krijgen*, wobei wir uns beschränken auf den Typus *ik heb* (oder: *krijg*) *de band lek*. Über eine diesbezügliche Untersuchung ist schon in VAN BREE 1975 berichtet worden. Diese Konstruktion, die ich bisher als ostniederländisch bezeichnet habe, scheint auch im Westen vorzukommen; man vergleiche (30) und (31):

(30) *ik heb de klas rustig*

(31) *ik heb het haar droog*.

Dann ist aber offensichtlich das Ergebnis einer Aktivität impliziert:

(30') *ik heb eindelijk de klas rustig gekregen*

(31') *na langdurig föhnen heb ik het haar eindelijk droog gekregen*.

---

7 Das Reflexivum als Objekt des Interesses scheint vor allem in Limburg sehr häufig zu sein. VAN ES und VAN CASPEL 1971 (Nr.20, S.77ff.) geben davon einige nette Beispiele, die sie dem Buch von SHEPHERD 1946 entnommen haben:

(52) *zich iets nemen (ziech get numme)*

(53) *ze vroegen zich een boterham*

(54) *ze dronken zich een tas koffie*

(55) *hij stak zich een sigaar aan*.

In den beiden letzten Fällen ist nur noch die Rede von einer vagen Medialisierung. Die starke Vorliebe für das Reflexivum, die in hohem Maße an das Deutsche erinnert, kommt auch beim direkten Objekt vor. Man vergleiche *zich zetten* und *zich leggen* statt *gaan zitten* und *gaan liggen*. Es kommt außerdem bei sogenanntem possessivem Dativ vor:

(56) *hij krabde zich aan zijn neus*

(*heer kretsde ziech aon z'n neus*).

Derartige Sätze sind sowohl im Westen wie auch im Osten möglich. Auch bei einem im Westen registrierten Satz wie

(32) *zolang we het basisprogramma zo gebrekkig hebben*  
kann man noch an einen gewissen Einfluß des Subjekts denken. Dies gelingt nicht mehr bei einem Satzfragment des Schriftstellers Jan Wolkers (aus einer Rundfunksendung), der bekanntlich in Oegstgeest (West-Niederlande) geboren und aufgewachsen ist:

(33) *iedereen die iemand dood heeft.*

Auch hier scheint der Gegensatz zwischen dem Osten und dem Westen nicht absolut zu sein. Im Osten also, aber - wie wir gesehen haben - manchmal auch im Westen, kann die Konstruktion verwendet werden, ohne daß die Rede ist von einer Aktivität des Subjekts:

(1) *ik heb de band lek*

beinhaltet ja, daß mir etwas zugestoßen ist. Im Westen wird man dann vorzugsweise sagen

(1b) *ik heb een lekke band,*

also auch eine *hebben*-Konstruktion, aber anders strukturiert; nicht mit dem bestimmten, sondern mit dem unbestimmten Artikel und nicht mit einem prädikativ, sondern mit einem attributiv verwendeten Adjektiv<sup>8</sup>.

Ganz gleich sind die beiden *hebben*-Konstruktionen übrigens nicht. Ein attributiv verwendetes Adjektiv hat nämlich die Neigung, etwas Dauerndes, etwas einer Eigenschaft Ähnliches zu bezeichnen. Man vergleiche

(30a) *ik heb een rustige klas*

mit

(31a) *ze heeft droog haar.*

---

<sup>8</sup> Das, was wir jetzt als das "die Rede sein oder nicht die Rede sein von einer Aktivität des Subjekts" formuliert haben, kann auch als "controlled and uncontrolled states of affairs" (DIK 1978, S.33) formuliert werden. Bei dem Typus *ik heb de band lek* kann man von einer "uncontrolled situation = uncontrolled non-dynamic state of affairs", mit einem Wort, von einem "state" sprechen. In dem Fall *ik heb de klas rustig* ist die Rede von einer "controlled situation = controlled non-dynamic state of affairs", einer "position" (für die Zitate siehe DIK, S.33).

Deswegen lehnten viele Informanten

(34a) *hij heeft een zieke vrouw*

als Alternative für

(34b) *zijn vrouw is ziek*

oder

(34c) *hij heeft de vrouw ziek*

ab: *een zieke vrouw* ist fast ein Synonym für *een ziekelijke vrouw*. So unterscheidet man im Osten zwischen

(35a) *hij heeft een witte jas*

und

(35b) *hij heeft de jas wit.*

Im ersten Satz ist die Rede von einer Eigenschaft des Mantels, im zweiten von einem vorübergehenden Zustand infolge von Farbe oder Kalk. Und dementsprechend gibt es auch einen Unterschied zwischen

(36a) *ik heb de accu leeg*

und

(36b) *ik heb op zolder nog een lege accu staan.*

In der Situation mit dem defekten Reifen spielt der Unterschied wahrscheinlich keine Rolle<sup>9</sup>.

Neben der *hebben*-Konstruktion ist sowohl im Westen wie im Osten eine Konstruktion mit Possessivpronomen und Prädikativ möglich:

(1c) *mijn band is lek.*

Hier scheint übrigens der Frequenzfaktor eine gewisse Rolle zu spielen; der Ostniederländer wird eher als der Westniederländer geneigt sein, eine *hebben*-Konstruktion zu verwenden. Die *hebben*-Konstruktion ist der mit dem Prädikativ nicht ganz gleichwertig. Im Satz (1c) handelt es sich an erster Stelle nicht um die Person, sondern um den Reifen.

9 Die vorübergehende Situation, von der in der *band lek*-Konstruktion die Rede ist, ist meistens, mit einem Ausdruck von DE SCHÜTTER 1968, dem Wesen nach objektiv. Ist sie subjektiv, so ist die Konstruktion weniger üblich:

(57) *hoewel ze in armoede leven, hebben ze de kinderen tevreden.* Hierbei kann bemerkt werden, daß Zufriedenheit wohl auch als eine mehr oder weniger dauerhafte Eigenschaft aufgefaßt werden kann.

In der Praxis macht das in diesem Fall keinen Unterschied. In anderen Fällen kann das wohl der Fall sein (JANSSEN 1976 S.48). Ich ändere Janssens Beispiele einigermaßen und grenze sie gegeneinander ab:

(37) *Mary heeft kleine wratjes*

(38) *de wratjes van Mary zijn klein.*

Im ersten Fall ist es nicht ausgeschlossen, daß sie noch andere als kleine Warzen hat, im letzteren Fall wohl. Aber wahrscheinlich zeigt sich dieser Unterschied nur in bestimmten Fällen; selbstverständlich muß auf jeden Fall das Substantiv in der Mehrzahl stehen.

Schließlich noch eine letzte Bemerkung in bezug auf die *band lek*-Konstruktion. Anstatt des Adjektivs kann auch ein zweites Partizip mit adjektivischem Wert erscheinen, man vergleiche

(2a) *hij heeft de oren bevroren.*

Jemand aus dem Westen wird leicht dazu neigen, dies abzulehnen, weil die Wendung bei ihm den Gedanken an eine handelnde Person erzeugt. Jemand aus dem Osten, mit seiner Neigung zu der *band lek*-Konstruktion, scheint damit weniger Schwierigkeiten zu haben. Dennoch können wir derartige Wendungen im Westen nicht ganz ausschließen, wenigstens wenn wir uns auf einen ambiguen Satz, den ich in einer Anmerkung bei PAARDEKOOOPER 1977 (S.387) fand, verlassen:

(39) *ik heb nou al drie kiezen getrokken.*

#### 10. Die Verwendungsmöglichkeiten der Konstruktionen

In diesem Paragraphen möchte ich noch auf die Verwendungsmöglichkeiten der Konstruktionen kurz eingehen. Hierbei spielen verschiedene Variablen eine Rolle, zunächst die Art dessen, was ich jetzt vorläufig als Besitzobjekt bezeichne. Es macht vielleicht, was das Vorkommen, die Frequenz und die geographische Streuung anbelangt, einen Unterschied, ob es sich dabei um einen Körperteil oder ein Kleidungsstück handelt, oder um etwas, was weiter von der Person als Mittelpunkt entfernt ist. Man könnte hier vom Verfremdungsgrad

sprechen, wenn wir dies als relativen Begriff verwenden dürfen. Anders als FILLMORE 1968, aber in Übereinstimmung mit PITHA 1971 und JANSSEN 1976 (siehe u.a. S.41) betrachte ich die Verfremdung als einen außersprachlichen Faktor, der die Verwendung der Konstruktionen gewiß beeinflussen kann. Die Außersprachlichkeit dieses Faktors geht aus der von Nuytens stammenden Frage hervor, ob die Pfarrangehörigen sagen können

(40) *we hebben de pastoor ziek.*

In einer kleinen festen Pfarrgemeinde ginge das wohl noch. Das Subjekt muß dann allerdings in der Mehrzahl stehen (*we*). Wir berühren hier die auch von JANSSEN (siehe u.a. 1976 S.123) erwähnte hierarchische Relation, die der Verwendung von *hebben* inhärent ist. Daher die lächerliche Wirkung, als ein Hausmeister während einer Führung durch eine Schule plötzlich sagte:

(41) *en hier heb ik de rector zitten.*

(Diese historische Anekdote verdanke ich Herrn Prof. Dr. C.F.P. Stutterheim (Leiden)).

Eine andere Variable ist die Art des Dativs, wobei ich dann ebenfalls an das Subjekt bei *hebben* oder *krijgen* denke. Der Dativ nennt in den meisten Fällen einen Menschen, jedenfalls ein Lebewesen, oder etwas, was leicht personifiziert werden kann. Der alte persönliche, "lebendige" Charakter des Dativs offenbart sich hier noch deutlich. Satz (42) ist noch akzeptabel, Satz (43) aber ist für viele Informanten nicht mehr möglich:

(42) *de bus heeft de remmen kapot*

(43) *dat huis heeft de muren nog nat.*

In bezug auf die Verwendungsmöglichkeiten kann ein Unterschied auftreten zwischen den Dativkonstruktionen im engeren Sinn und denen mit *hebben* oder *krijgen*. Auf das Verhältnis zwischen diesen Konstruktionen gehe ich hier nicht ein. So stellt sich heraus, daß neben (1) weniger leicht eine Konstruktion mit Dativ und Prädikativ (1d) vorkommt:

(1) *ik heb de band lek*

(1d) *de band is me lek*<sup>10</sup>.

## II. Die Konstruktionen in den westfälischen Dialekten

### 1. Allgemeine Bemerkungen

In diesem Aufsatz ist bisher nur die Rede gewesen von den Gegensätzen zwischen dem Osten und dem Westen innerhalb der niederländischen Dialekte. Es läßt sich jedoch über den geographischen Aspekt dieser Sache noch viel mehr sagen. Erstens läßt sich das Bild an verschiedenen Stellen nuancieren. So hat es z.B. den Anschein, daß die *hebben*-Konstruktion vom Typus *ik heb de band lek* etwas weiter westlich vorkommt als die Konstruktion mit possessivem Dativ. Aber das Bild läßt sich auch erweitern, und zwar an erster Stelle durch die deutschen Dialekte. In diesem Zusammenhang will ich im Schlußparagrafen über eine vorläufige Untersuchung berichten<sup>11</sup>.

Im Laufe der Jahre 1977 und 1978 habe ich stichprobenweise einer Anzahl Personen in der BRD eine Umfrageliste mit einer Anzahl von Konstruktionen, die in diesem Aufsatz besprochen wurden, zugeschickt. In diesem Fragebogen (siehe Anhang) wird unter 10 Nummern (den B-Nummern) jeweils eine Anzahl selbst gebildeter Sätze aufgeführt, die das gleiche bedeuten oder die sich zumindest auf die gleiche Situation beziehen und die sich in bezug auf die Konstruktion an einer oder

10 Unter den vielen Sätzen mit dem sympathetischen Dativ, die KIECKERS 1926 für das Neuhochdeutsche gesammelt hat (übrigens nur aus einem Roman), fand ich bloß drei mit solchem Prädikativ:

(58) *Dem war das Gesicht wie Kalk so weiß*

(59) *Dem Vater ist der Glaube noch allweil gut und ganz*

(60) *Ich müßte der Freiheit ein Feind sein, wenn ich's tät.*

Im letzten Satz muß jedoch meines Erachtens *der Freiheit* als inhärenter Dativ interpretiert werden.

11 Dativkonstruktionen des Deutschen werden, außer in der bereits erwähnten Arbeit KIECKERS 1926, besprochen in VON POLENZ 1969, wo man auch eine Übersicht über ältere Literatur zum sympathetischen Dativ findet. Nachher erschienen ABRAHAM 1973 und ROSENGREN 1974.

mehreren Stellen unterscheiden. Der Informant muß beurteilen, ob diese Sätze akzeptabel sind ("klingt es normal?"), und dann anschließend den Satz, den er bevorzugt, in seinen Dialekt übersetzen. Die Sätze werden selbstverständlich auf Hochdeutsch angeboten. Bei dem Akzeptabilitätsauftrag kann der Informant aus drei Möglichkeiten wählen: normal - nicht normal - zweifelhaft. Den B-Nummern, bei denen also gewählt werden soll, gehen zwei Kurzgeschichten voraus, von denen der letzte Satz in der Mundartübersetzung ergänzt werden soll. Man erwartet bzw. hofft, daß der Informant spontan die Konstruktion verwenden wird. Um die Spontaneität zu fördern, wurden die Kurzgeschichten vorangestellt. Der Informant ist bei der Ergänzung noch nicht beeinflusst von den Wahlmöglichkeiten. Dies setzt jedoch voraus, daß er nicht mit dem Lesen des Fragebogens anfängt. Leider hat sich bei einer Anzahl von Korrespondenten des Amsterdamer Instituts für Mundartforschung herausgestellt, daß dies doch der Fall ist. In einem allgemeinen einleitenden Abschnitt hätte also mitgeteilt werden müssen, daß man sofort mit dem Ausfüllen anfangen solle<sup>12</sup>.

Bei der Aufstellung des Fragebogens habe ich versucht, den verschiedenen Variablen gewissenhaft Rechnung zu tragen. So gibt es unter den B-Nummern vier, die mit der *band lek*-Konstruktion in Zusammenhang stehen: B1, B2, B7 und B8. Diese Nummern unterscheiden sich nur bezüglich der Art des Besitzobjekts. In B2 ist es ein Körperteil (Knie), in B8 ein Kleidungsstück (Hose), in B7 eine persönliche Beziehung (Frau) und in B1 ist es ein Gegenstand, der etwas weiter von der im Mittelpunkt stehenden Person entfernt ist (Windschutzscheibe). Dabei handelt es sich um die Frage, ob oder inwiefern die Art des Besitzobjekts die

---

12 Über weitere Probleme und Verdienste eines derartigen Fragebogens habe ich bereits in VAN BREE 1978 geschrieben; darauf möchte ich auch diejenigen verweisen, die sich im allgemeinen für die Frage interessieren, wie man die für eine Beschäftigung mit der Syntax der Mundarten erforderlichen zuverlässigen Daten sammeln kann.

Verwendung der Konstruktion beeinflusst. In allen weiteren wichtigen Punkten liegt Übereinstimmung vor. Als Subjekt ist immer die (grammatisch) 3. Person gewählt, es besteht Äquivalenz mit einem Prädikativ, und das Besitzobjekt befindet sich in einem vorübergehenden Zustand. Der wichtigste Unterschied, der noch vorhanden ist, bezieht sich auf den genauen vorübergehenden Zustand, um den es sich handelt: kaputt bzw. schmutzig, krank und nochmals kaputt. Eine derartige Variation ist nicht wesentlich, aber sie ist von Bedeutung, um Langeweile und Automatismus beim Ausfüllen zu vermeiden. Es versteht sich, daß die Folge des Angebots die auf diese Weise angebrachte interne Struktur nicht widerspiegeln darf.

Unter den 58 Personen, denen ich einen Fragebogen zuschickte, befanden sich 33, die am Westfälischen Wörterbuch mitwirken<sup>13</sup>. Von 25 von ihnen habe ich bisher ein ausgefülltes Formular empfangen. Die übrigen Personen sind Pfarrer außerhalb des Gebietes des erwähnten Wörterbuchs; ich bat sie, sich in ihrer Gegend nach einem geeigneten Mundartsprecher umzusehen. Dieser Gruppe verdanke ich bisher 8 ausgefüllte Listen. Es scheint mir das beste, die (selbstverständlich vorläufigen) Schlußfolgerungen auf den Formularen aus dem westfälischen Sprachgebiet (und denen der benachbarten Gebiete) aufzubauen. Sie stammen aus den folgenden Ortschaften: Papenburg, Lastrup (Kreis Cloppenburg), Haren (Kreis Emsland), Berge-Emsbüren (Kreis Lingen), Drohne (Kreis Lübbecke), Vinte (Kreis Osnabrück), Haste, Lienen (Kreis Steinfurt), Leer (Kreis Steinfurt), Vreden (Kreis Borken), Halle (Kreis Gütersloh), Haltern (Kreis Recklinghausen), Neuenbeken (Kreis Paderborn), Schmachtendorf (Oberhausen), Herbede (Kreis Ennepe-Ruhr), Menden (Märkischer Kreis), Allagen bei Warstein (Hochsauerlandkreis), Weiler Immecke bei Plettenberg (Märkischer Kreis), Finnentrop (Kreis Olpe), Hückeswagen (Oberbergischer Kreis),

---

13 Ich danke Herrn Dr. Hermann Niebaum (Münster) für seine Vermittlung.

Ahlen (Kreis Warendorf), Dalwigksthäl-Lichtenfels (Kreis Waldeck-Frankenberg), Breidenbach (Kreis Marburg-Biedenkopf), Godelheim (Kreis Höxter), Breuna (Kreis Kassel) (insgesamt 25 Gewährsleute). Es wird deutlich sein, daß die Daten zahlenmäßig noch zu gering und zu unausgeglichen über das Gebiet verteilt sind, um Karten anzufertigen<sup>14</sup>. Ich betrachte die westfälischen Informanten denn auch als eine Gruppe und begnüge mich mit einem Vergleich der Nummern, die sich aufeinander beziehen.

## 2. Die *band lek*-Konstruktion

Zunächst wenden wir uns dem Typus *ik heb de band lek* zu. Bei der Kurzgeschichte A2 ist diese Konstruktion nur dreimal verwendet worden und dann jedesmal mit einem unbestimmten Artikel, z.B.:

(A2) *eck kōm te lāt, dänn eck hat een rep kapott*  
(Schmachtendorf).

Bei den anderen Konstruktionen, die verwendet werden, kommt siebenmal *hebben* plus attributiv verwendetes Adjektiv vor, z.B.

(A2) *ick kam to late, weil ick einen platten Reifen hadde*  
(Lienen).

Die *band lek*-Konstruktion tritt in diesen Beispielen nicht sehr deutlich ans Licht. Ein etwas günstigeres Bild ergeben die damit zusammenhängenden B-Nummern (B1, B2, B7, B8; siehe oben). Dabei richte ich meine Aufmerksamkeit in erster Linie

14 Man könnte meinen, daß man sich dort, wo syntaktische Unterschiede erst über größere Entfernungen ans Licht treten, auf ein weitmaschiges Netz von Ortschaften beschränken kann. Es handelt sich bei syntaktischen Mundartunterschieden jedoch sehr oft, wie im vorliegenden Fall, nicht an erster Stelle um absolute Gegensätze, sondern vielmehr um auffällige Unterschiede in bezug auf Vorliebe und Frequenz. Aus diesem Grund ist denn auch ein dichtes Netz erwünscht. Ein einziger Informant an einem bestimmten Ort würde sonst durch eine persönliche Abweichung, was Vorliebe und Frequenz betrifft, für eine bestimmte Gegend einen falschen Eindruck hervorrufen.

auf die Akzeptabilitätsfragen. Bei einer kleinen Kontrollumfrage, schon wieder bei einer Anzahl von Korrespondenten des Amsterdamer Instituts, hat sich herausgestellt, daß die Konsistenz pro Gruppe bei den Akzeptabilitätsfragen größer ist als bei den Vorzugsfragen. Bei B2 (*Knie*) stellt sich bei 14 Informanten heraus, daß sich die *band lek*-Konstruktion normal anhört, entweder mit dem bestimmten Artikel (B2e) oder mit dem Poss.Pron. (B2c) oder mit beiden. Bei B8 (*Hose*), B7 (*Frau*) und B1 (*Windschutzscheibe*) ergeben sich die Werte 14 bzw. 10 und 20. Was die Vorzugsübersetzung betrifft, so sind die Zahlen für B2 7, für B8 2, für B7 1 und für B1 11. Es erweist sich, daß *Windschutzscheibe* die Konstruktion am meisten anzieht, *Frau* am wenigsten, dazwischen liegen *Körperteil* und *Kleidungsstück*, wobei das geringe Vorzugsergebnis bei *Kleidungsstück* auffällt. Leider ist ein Vergleich mit den östlichen Niederlanden noch nicht recht möglich, weil das zur Verfügung stehende Material noch verarbeitet wird, aber es läßt sich schon soviel sagen, daß auch in den Niederlanden bei *Frau* die Konstruktion weniger oft erscheint als in den anderen Fällen, wenigstens wenn wir auf typische Zentren wie Drente, Twente und Achterhoek verzichten. Wie bereits in 10 bemerkt wurde, ist der Verwendung von *hebben* eine hierarchische Relation inhärent. Auf jeden Fall scheint dies gültig zu sein für *hebben* in der *band lek*-Konstruktion. Eine derartige Konstruktion verträgt sich weniger gut mit dem Objekt 'Frau, mit der man verheiratet ist' als mit Objekten, die Körperteile, Kleidungsstücke usw. bezeichnen. Auch die Konstruktion *hebben* mit attributiv verwendetem Adjektiv scheint sich weniger leicht mit *Frau* kombinieren zu lassen: 10mal bekannt, gegenüber 18 und 15mal bei *Knie* und *Hose* (bei *Windschutzscheibe* merkwürdigerweise auch nur 10mal). Hierbei kann jedoch eine Rolle gespielt haben, daß, wie bereits in I.9 bemerkt wurde,

(34a) *hij heeft een zieke vrouw* (mehr oder weniger dauerhaft)

etwas anderes bedeuten kann als

(34c) *hij heeft de vrouw ziek* (vorübergehend).

Weiter ist es wichtig festzustellen, daß die Möglichkeit eines Prädikativs mit possessivem Dativ, z.B.

(B1d/f) *die/seine Windschutzscheibe war ihm kaputt* von niemandem als bekannt angekreuzt wurde (man vergleiche dazu die Bemerkungen in I.10). Wohl kommt insgesamt sechsmal in der Vorzugsübersetzung, abweichend von den gebotenen Möglichkeiten, ein mutatives Prädikativ mit possessivem Dativ vor, und zwar viermal bei B1 und zweimal bei B7. Beispiele sind

(B1) *Im is bloß seine Windschutzschiefe kaputt gohn*  
(Haltern)

und

(B7) *siene Frau is ümm krank wor'n* (Lastrup).

Hieraus geht immerhin eine Neigung zu Konstruktionen mit "possessivem Dativ" hervor, die deutlich von den fünf sich darauf beziehenden Nummern bestätigt wird (A1, B3, B4, B5 und B6). Wir werden jetzt zunächst diese Nummern analysieren.

### 3. Der "possessive Dativ"

In B3 hat das Verb (*erfrieren*) mutative Bedeutung. Es deutet den Übergang des einen Zustands in einen anderen an; das "Besitzobjekt" hat Subjektposition. In B4 und B6 handelt es sich um Zustände, in B6 ist das ein Zustand der Ruhe (*hängen*), in B4 ist die Rede von einem Zustand, in dem etwas vor sich geht, eine (nicht auf ein Ziel gerichtete) Bewegung (*beben*). Auch in diesen Fällen besetzt das Besitzobjekt die Subjektposition; außerdem ist in B4 ein kausales Attribut hinzugefügt worden, damit der Satz besser läuft, und in B6 eine in diesem Fall unvermeidliche nähere Bestimmung des Ortes (*auf der Erde*). In B5 schließlich wird ein transitives Verb mit resultativem Verbattribut (*trocken*) verwendet, was ein Besitzobjekt in der Satzgliedstelle des direkten Objekts zur Folge hat. Ein Fall, in dem das Besitzobjekt (oder auch ein Besitzobjekt) in einer Präpositionalkonstituente genannt wird, wird hier wegen Raum Mangels nicht aufgenommen. Die besprochenen Nummern stim-

men insofern überein, als jeweils ein Körperteil als Besitzobjekt gewählt worden ist. Die Absicht ist, festzustellen, ob die Art des Prädikats (transitiv; intransitiv-mutativ; intransitiv-Zustand der Ruhe; intransitiv-Bewegung) die Verwendung des "possessiven Dativs" beeinflusst.

Wenn wir jetzt die Ergebnisse vergleichen, dann können wir zunächst feststellen, daß eine große Anzahl der Informanten, nämlich 17 von 25, schon bei der Geschichte (A1) den "possessiven Dativ" verwendet, z.B.

(A1) *baold trappelte ick haör dei grote Taöne platt*  
(Papenburg).

Zwei Informanten ändern die Struktur und verwenden eine Präpositionalkonstituente mit einem darin enthaltenen Besitzobjekt, z.B.

(A1) *ierk harre iämre buinoh op dearn gräuten Teuwen*  
*triarn* (Allagen).

Von den B-Nummern ziehen B3 und B5 den "possessiven Dativ" am meisten an. Bei B3 (mit mutativem Verb) erbringt sowohl das Bekanntheits- wie das Vorzugsergebnis den Wert 24, bei B5 (mit transitivem Verb) sind es die Werte 25 bzw. 23. Sowohl in B3 wie in B5 wird daneben oft, in 14 bzw. 13 Fällen, die parallele Konstruktion ohne "possessiven Dativ" (B3a und B5b) als bekannt angegeben, bei B3 auch noch fünfmal die Möglichkeit B3c (*sonst kriegt er noch erfrorene Ohren*). Möglichkeit f (*sonst kriegt er noch die Ohren erfroren* (die jedoch erst später hinzugefügt wurde und deswegen nicht allen Informanten vorgelegt worden ist)) wurde entgegen den Erwartungen nur einmal gewählt. Auch B6 (+ Verb der Ruhe) liefert noch oft den "possessiven Dativ": 21mal bekannt, 18mal bevorzugt. Von den parallelen Konstruktionen ohne "possessiven Dativ" (B6b: 13mal) abgesehen, ergibt sich, daß die Konstruktionen mit *hebben* + Infinitiv auch einigermaßen bekannt sind: Möglichkeit c (+ bestimmter Artikel) siebenmal, Möglichkeit f (+ Possessivpronomen) ebenfalls siebenmal. Die wenigsten "possessiven Dative" ergibt B4 (Bewegung): 20mal bekannt, nur 10mal bevorzugt. In den übrigen Vorzugsübersetzungen wird die parallele

Konstruktion ohne "possessiven Dativ" gewählt. Weiter wird noch zweimal die Möglichkeit e (*sie hatte ihre Hände bebend vor Schreck*) und 5mal die Möglichkeit d (*sie hatte bebende Hände vor Schreck*) als bekannt gewählt. Es hat den Anschein, daß die Art des Prädikats tatsächlich eine Rolle spielen kann. Die Frage, ob wir hier jedoch an den intransitiven/nicht-mutativen Charakter denken müssen, bleibt offen. Die Ursache könnte auch in der individuellen Bedeutung von *beven* liegen, ein Zustand, der der betreffenden Person nicht unbedingt ins Bewußtsein zu kommen braucht. Der Sprecher wird denn auch weniger leicht das Gefühl haben, die Person sei an der Situation beteiligt. Bei dem Erfrieren der Ohren (B3) und beim Trockenreiben der Füße liegt die Sache anders, und das gleiche gilt für den Bart, der auf dem Boden hing (B6), was suggeriert, daß er den Besitzer behindern könnte. Es ist übrigens auffällig, daß auch bei KIECKERS (1926), der viele Sätze mit sympathischem Dativ für das Neuhochdeutsche erwähnt (die übrigens alle aus einem Roman stammen), die Anzahl der Fälle mit nicht-mutativem intransitivem Prädikat (*so weiß sein; liegen; zittern, glänzen, glühen, brennen, gaukeln, zucken*) im Vergleich zu den Fällen mit mutativem Dativ ziemlich gering ist (48 gegenüber 14). (Die Zahl der Fälle mit Transitiva, alle ohne resultatives Verbattribut, beträgt 20; in Bezug auf Fälle mit so einem Attribut läßt sich aus dem Material von Kieckers nichts schließen.) Dürfen wir deshalb voraussetzen, daß der Übergang von einem Zustand in den anderen eher den Gedanken an eine bewußt beteiligte Person hervorruft?

Vergleichen wir jetzt pauschal die Nummern A2, B1, B2, B7 und B8 einerseits und die Nummern A1, B3, B4, B5 und B6 andererseits, dann muß die Schlußfolgerung wohl lauten, daß die Konstruktion mit "possessivem Dativ" sich deutlicher manifestiert als die *band lek*-Konstruktion. Ein möglicher Faktor dabei kann sein, daß die ersterwähnte Konstruktion anders als die zweite auch im Hochdeutschen sehr üblich ist. Das Hochdeutsche unterscheidet sich in dieser Hinsicht

deutlich von der niederländischen Hochsprache.

#### 4. *Der Gebrauch des bestimmten Artikels*

Das nächste, womit wir uns beschäftigen werden, ist die Verwendung des bestimmten Artikels neben dem Possessivpronomen in den verschiedenen Konstruktionen. Darauf konzentriert sich vor allem B9: a. mit dem bestimmten Artikel, b. mit dem Possessivpronomen. In diesen Konstruktionen ist der bestimmte Artikel gut bekannt (18mal, neben dem Possessivpronomen 22mal). In der Übersetzung wird das Possessivpronomen 17mal, der bestimmte Artikel dagegen nur neunmal bevorzugt (ein Informant bevorzugte beide). Das Vorzugsergebnis entspricht nicht meinen Erwartungen: Ich hatte nämlich erwartet, daß die Mehrheit den bestimmten Artikel wählen würde. Vielleicht wollten die Informanten, obwohl der Kontext dies nahelegte, betonen, daß es *seine* Schuhe waren. Ist jedoch die Rede von einer Konstruktion mit "possessivem Dativ" (bei den Nummern A1, B3, B4, B5 und B6), dann wird sowohl bei den Bekanntheitsfragen wie in den Übersetzungen der bestimmte Artikel stark bevorzugt. Bei der *band lek*-Konstruktion ist das viel weniger deutlich; bei *Windschutzscheibe* tritt wohl eine gewisse Vorliebe für den bestimmten Artikel hervor, bei *Frau* dagegen für das Possessivpronomen.

#### 5. *Hebben + Ortsbestimmung + Infinitiv*

Betrachten wir schließlich Nummer 10, wo sich die Frage stellt, ob und inwiefern in einer Konstruktion mit *hebben* + Ortsbestimmung + Infinitiv auch das Verb *schlafen* verwendet werden kann. Wie schon in 1 bemerkt wurde, scheint eine derartige Konstruktion im Osten der Niederlande eher möglich zu sein als im Westen. Für die Hochsprache (ABN) kann man im Anschluß an ZAJICEK 1968 sagen, daß ein Infinitiv um so weniger akzeptabel ist, je größer dessen informativer Inhalt wird. Wohl möglich sind noch (43a) und (43b):

(43a) *die firma heeft veel wagens op Italië rijden*

(43b) *ik heb nog wat rozen bloeien, kom ze maar halen.*

Aber mit z.B. (43c) überschreiten wir wahrscheinlich schon die Grenzen des korrekten Niederländisch:

(43c) *ik heb nog een paar kippen broeden* (ZAJICEK S.383).

In der deutschen Hochsprache scheinen die Verwendungsmöglichkeiten dieser Konstruktion geringer zu sein: Nach ZAJICEK (S.388) können nur Infinitive der Ruhe auftreten. Da ist an *hängen, liegen, stecken, stehen* zu denken; auch *laufen* ist jedoch möglich.

Von unseren Informanten bezeichneten sechs die Infinitivkonstruktion als bekannt, sowohl mit dem bestimmten Artikel wie mit dem Possessivpronomen: zwei von ihnen wählten die Konstruktion für die Übersetzung, einmal mit dem bestimmten Artikel und einmal mit dem Possessivpronomen. Für alle Informanten gilt, daß sie die Konstruktion mit dem Possessivpronomen und ohne *hebben* (Möglichkeit a) kennen und 18 von ihnen bevorzugen sie in der Übersetzung; weiter wählten fünf Informanten, abweichend von den angebotenen Möglichkeiten, bei der Übersetzung die Konstruktion mit dem bestimmten Artikel und ohne *hebben*. Eine starke Vorliebe für *hebben* + Ortsbestimmung + Infinitiv tritt jedenfalls nicht ans Licht, doch fehlt diese Konstruktion in diesem Fall sicherlich nicht völlig<sup>15</sup>.

Ich möchte zum Abschluß dieses Abschnitts nochmals betonen, daß die Schlußfolgerungen sehr vorläufig sind. Die Untersuchung müßte in einem viel größeren Gebiet mit einem viel engeren Informantennetz fortgesetzt werden. Auf jeden Fall ist die Sache in bezug auf die *band lek*-Konstruktion noch sehr unsicher. Die Schwierigkeit ist jedoch, eine derartige Untersuchung, nötigenfalls mit einer revidierten Umfrage, finanziell und organisatorisch durchzuführen. Die Hilfe von deutschen Dialektkennern und deutschen dialektologischen Instituten scheint mir hierbei unentbehrlich.

<sup>15</sup> Leider ist eine Nummer, die sich auf das sogenannte Objekt des Interesses bezieht, nicht in den Fragebogen aufgenommen worden.

### III. *Schlußbemerkungen*

Der historische Aspekt des untersuchten Gegenstandes ist in diesem Aufsatz kaum angesprochen worden. Wie war z.B. die Situation im Mittelniederländischen und im Niederländischen des 17. Jahrhunderts? Und was ist letzten Endes die Ursache der erwähnten Unterschiede zwischen dem Osten und dem Westen der Niederlande? In I.8 haben wir diese Frage schon gestellt. Was sprachgeographisch nebeneinander vorkommt, scheint chronologisch oft nacheinander aufzutreten. Wenn wir also vom Osten nach dem Westen reisen, oder umgekehrt, könnten wir somit, was unsere Konstruktionen anbelangt, auch von der einen Phase in die andere reisen. Im Rahmen dieses Aufsatzes kann ich jedoch nicht darauf eingehen<sup>16</sup>.

### LITERATUR

- W. ABRAHAM, *The ethic dative in German*, in: *Generative Grammar in Europe*, hrg. v. F. KIEFER und N. RUWET, Dordrecht 1973, S.1ff.
- F. BALK-SMIT DUYZENTKUNST, *Het meewerkend voorwerp, een grammaticale vergissing*, *Levende Talen* 243 (Jan. 1968) 5ff.
- G.F. BOS, *Het indirect object*, *Levende Talen* 284 (Jan. 1972) 7ff.
- C. VAN BREE, *Ik heb de band lek. Een oostnederlandse constructie*, *Forum der Letteren* 16 (1975) 1ff.
- C. VAN BREE, *Oostnederlandse lidwoordconstructies*, *Meta. Mededelingenblad voor neerlandici in Leiden* 12,1 (Sept. 1977) 16ff.
- C. VAN BREE, *Onderzoek naar dialectsyntaxis*, *Forum der Letteren* 19 (1978) 142ff.
- S.C. DIK, *Functional Grammar*, Amsterdam 1978.
- G.A. VAN ES - P.P.J. VAN CASPEL, *Syntaxis van het moderne Nederlands*, Groningen 1971.

---

16 Der Ausgangspunkt für ein historisches Studium kann HAVERS 1911 sein.

- Ch.J. FILLMORE, *The case for case*, in: E. BACH - R.T. HARMS (Hrg.), *Universals in linguistic theory*, London 1968, S.1ff.
- W. HAVERS, *Untersuchungen zur Kasussyntax der indogermanischen Sprachen*, Straßburg 1911.
- Th.A.J.M. JANSSEN, *Hebben-konstrukties en indirekt-objektskonstrukties*, Nijmegen 1976.
- Th.A.J.M. JANSSEN, *Het wel en niet omschreven indirekt objekt en de possessieve datief*, Tijdschrift voor Nederlandse taal- en letterkunde 93 (1977) 203ff.
- E. KIECKERS, *Zum Dativus sympatheticus im Neuhochdeutschen*, in: *Festschrift Friedrich Kluge*, hrg. v. O. BEHAGHEL u.a., Tübingen 1926, S.69ff.
- A. KRAAK - W.G. KLOOSTER, *Syntaxis*, Culemborg 1968.
- W.G. KLOOSTER - H.J. VERKUYL - J.H.J. LUIF, *Inleiding tot de syntaxis*, Culemborg 1969.
- E. NUIJTENS, *De tweetalige mens*, Assen 1962.
- P.C. PAARDEKOOPEL, *Met jouw tanden in m'n nek als bw bep*, De Nieuwe Taalgids 70 (1977) 387ff.
- P. PIŤHA, *Remarks on possessivity*, The Prague Bulletin of mathematical linguistics 16 (1971) 33ff.
- P. VON POLENZ, *Der Pertinenzdativ und seine Satzbaupläne*, in: *Festschrift für Hugo Moser*, hrg. v. U. ENGEL u.a., Düsseldorf 1969, S.146ff.
- Y. PUTSEYS, *Kennismaking met de casusgrammatica*, Leuven 1976.
- J. DE ROOIJ, *Met de handen in de zak*, Taal en Tongval 19 (1967) 23ff.
- I. ROSENGREN, *Ein freier Dativ*, in: *Germanistische Streifzüge. Festschrift für Gustav Korlén*, hrg. v. G. MELLBOURN u.a., Stockholm 1974, S.209ff.
- G. DE SCHUTTER, *Semantische subcategorieën van het Nederlandse adjectief*, Handelingen d. Kon. Zuidnederl. Maatschappij v. Taal- en Letterkunde en Geschiedenis 22 (1968) 175ff.
- G. DE SCHUTTER, *De nederlandse zin. Poging tot beschrijving van zijn structuur*, Brugge 1974.
- P.H.M. SHEPHERD, *Van Toal naar Taal*, Maastricht 1946.
- M.C. VAN DEN TOORN, *Nederlandse Grammatica*, Groningen 1973.
- J. ZAJICEK, *Essai sur un néerlandisme: Koningen van Engeland die Nederlands bloed in de aderen hadden stromen*, De Nieuwe Taalgids 61 (1968) 380ff.

## ANHANG: DER FRAGEBOGEN

Die beiden Kurzgeschichten:

A1. Vor einigen Jahren tanzte ich an einem Festabend mit meinem jüngsten Schwesterchen. Ich hatte vor kurzem tanzen gelernt und ich war noch nicht Meister in dieser Kunst. Die Füße der Damen waren noch nicht sicher vor mir. Glücklicherweise ging es eine Zeit lang gut. Aber auf einmal schrie meine arme Schwester laut auf: *beinahe trat ich ... großen Zeh platt.*

A2. Karl wollte eines Abends ins Kino. Weil er weit vom Kino entfernt wohnte, nahm er das Fahrrad. Er war noch eine ganze Strecke von seinem Ziel entfernt, als das Unglück geschah. Ein Reifen versagte ihm den Dienst. Kaputt! Es blieb ihm nichts anderes übrig als zu laufen. So versäumte Karl die Wochenschau und den Zeichentrickfilm. Am nächsten Tag fragte Peter ihn: Hast du den netten Zeichentrickfilm gesehen? Nein, sagte Karl, *ich kam zu spät, denn ich hatte ...* (Bitte gebrauchen Sie in der Ergänzung das Wort *Reifen!*)

Die B-Nummern:

B1. (Vater ist bei diesem Unglück gut davon gekommen,)

- a. er hatte nur die Windschutzscheibe kaputt
- b. er hatte nur eine kaputte Windschutzscheibe
- c. nur seine Windschutzscheibe war kaputt
- d. nur die Windschutzscheibe war ihm kaputt
- e. er hatte nur seine Windschutzscheibe kaputt
- f. nur seine Windschutzscheibe war ihm kaputt

B2. (Gertrud ist gefallen)

- a. und nun hat sie ein kaputtes Knie
- b. und nun ist ihr Knie kaputt
- c. und nun hat sie ihr Knie kaputt
- d. und nun ist ihr das Knie kaputt
- e. und nun hat sie das Knie kaputt
- f. und nun ist ihr ihr Knie kaputt

B3. (Dieser Arbeiter sollte bei dieser Kälte lieber Ohrenklappen aufsetzen,)

- a. sonst erfrieren seine Ohren noch
- b. sonst erfrieren ihm die Ohren noch
- c. sonst kriegt er noch erfrorene Ohren
- d. sonst erfrieren ihm seine Ohren noch
- e. sonst kriegt er noch erfrierende Ohren
- f. sonst kriegt er noch die Ohren erfroren

B4. (Die gute Frau war wach geworden vom Lärm,)

- a. ihre Hände bebten vor Schreck
- b. ihre Hände bebten ihr vor Schreck
- c. die Hände bebten ihr vor Schreck
- d. sie hatte bebende Hände vor Schreck
- e. sie hatte ihre Hände bebend vor Schreck
- f. sie hatte die Hände bebend vor Schreck

B5. (Erst mußte Paul seine nassen Strümpfe ausziehen,)

- a. danach rieb Mutter ihm die Füße trocken
- b. danach rieb Mutter seine Füße trocken
- c. danach rieb Mutter ihm seine Füße trocken

- B6. (Plötzlich sah ich hinter dem Baum einen Kobold,)  
a. der Bart hing ihm auf der Erde  
b. sein Bart hing auf der Erde  
c. er hatte den Bart auf der Erde hängen  
d. er hatte einen auf der Erde hängenden Bart  
e. sein Bart hing ihm auf der Erde  
f. er hatte seinen Bart auf der Erde hängen
- B7. (Dieter kommt heute abend nicht zum Geburtstag,)  
a. denn seine Frau ist krank  
b. denn er hat die Frau krank  
c. denn er hat seine Frau krank  
d. denn die Frau ist ihm krank  
e. denn seine Frau ist ihm krank  
f. denn er hat eine kranke Frau
- B8. (Karl hat sicher im Schlamm gespielt,)  
a. denn seine Hose ist schmutzig  
b. denn er hat die Hose schmutzig  
c. denn die Hose ist ihm schmutzig  
d. denn er hat eine schmutzige Hose  
e. denn er hat seine Hose schmutzig  
f. denn seine Hose ist ihm schmutzig
- B9. (Wenn die Straßen schmutzig sind,)  
a. muß er seine Schuhe auf der Matte stehen lassen  
b. muß er die Schuhe auf der Matte stehen lassen
- B10. (Du kannst ihren Dachboden nicht mehr gebrauchen,)  
a. denn ihre Kinder schlafen nun oben  
b. denn sie haben ihre Kinder nun oben schlafen  
c. denn sie haben die Kinder nun oben schlafen.

Gunter Müller, Münster

BERICHT ÜBER DIE RECHNERUNTERSTÜTZTE BEARBEITUNG DER  
WESTFÄLISCHEN TOPONYMIE IN MÜNSTER : DIE FLURNAMEN (I)

O. Anfänge des Projekts

Die umfanglichen Datenmengen, die bei der Aufarbeitung großlandschaftlicher Mikrotoponymien anfallen und der hohe Anteil mechanisierbarer Abläufe innerhalb des Bearbeitungsprozesses haben seit 1969 zu Überlegungen geführt, wie die Möglichkeiten der Linguistischen Datenverarbeitung für onomastische Zwecke genutzt werden könnten. Im Namen des Vereins für Niederdeutsche Sprachforschung hatte deshalb J. Hartig 1970 zu einem vorbereitenden Kolloquium unter dem Rahmenthema "Prüfung der Einsatzmöglichkeiten datenverarbeitender Maschinen im Bereich der Flurnamenforschung" eingeladen. Das Kolloquium, an dem Namenforscher sowie an der Datenverarbeitung interessierte Sprachwissenschaftler aus Amsterdam, Groningen, Göttingen, Hamburg, Kiel, Münster und Schleswig teilnahmen, fand dann am 22.5. desselben Jahres im Anschluß an die Pfingsttagung des Vereins in Aurich statt. Die Leitvorstellungen, die in der Auricher Diskussion hervortraten, orientierten sich an den damals schon weiter fortgeschrittenen Thesen zur teilautomatischen Bearbeitung von Dialektwörterbüchern und an dem daraus entwickelten Projekt "Zentrale Speicherung nichthochsprachlichen Materials des Deutschen", das die Einbringung des gesamten bisher in verschiedenen deutschen Wörterbucharchiven lagernden mundartlichen, appellativen Wortmaterials in einen gemeinsamen, maschinell gespeicherten und abrufbaren Datenpool vorsah<sup>1</sup>. Entsprechend

---

<sup>1</sup> H. KAMP, *Methoden zur Herstellung und Auswertung von Dialekt-Wörterbüchern mit Hilfe der elektronischen Datenverarbeitung*, NdW 9 (1969) 73-96; G. KESELING, *Mundartwörterbücher und Datenverarbeitung*, ZDL 36 (1969) 310-326; G. KESELING - B.U. KETTNER - W. KRAMER - W. PUTSCHKE - M. RÖSSING-HAGER - U. SCHEUERMANN, *Richtlinien zur Ablochung*

bemühte man sich in Aurich und am 3.7.1970 in Münster in einem erweiterten Kreis um die Festlegung einheitlicher Konventionen für die Erfassung von Flurnamendaten auf maschinenlesbare Datenträger, um nach der Überführung der alten Zettelarchive in elektronisch gespeicherte Dateien eine Vergleichbarkeit der Flurnamensammlungen aus dem niederdeutschen und niederländischen Sprachraum und die Möglichkeiten ihrer zentralen Speicherung und Auswertung gewährleisten zu können. Die vereinbarten Konventionen, die auf einer noch im Oktober 1970 in Göttingen durchgeführten Arbeitstagung weiter präzisiert und nach einer längerfristigen Erprobung auf der Anlage des Rechenzentrums der Universität Münster im Oktober 1971 endgültig festgelegt wurden, haben sich während der gesamten, Anfang 1978 abgeschlossenen Überführung des älteren Zettelmaterials des Westfälischen Flurnamenarchivs<sup>2</sup> auf maschinenlesbare Datenträger (d.h. in Münster Datenerfassung auf Lochkarten) als praktikabel erwiesen. Änderungen an den Ablochkonventionen, die in Münster aufgrund später gewonnener Erfahrungen durchgeführt wurden, sind durchweg peripherer Art und heben die Kompatibilität mit Daten, die nach den ursprünglichen Richtlinien angeordnet sind, nicht auf.

Unterschiede in der personellen und technischen Ausstattung der verschiedenen deutschen, niederländischen und belgischen Arbeitsstellen, auch unterschiedliche wissenschaftliche Zielvorstellungen und damit verbunden unterschiedliche Vorstellungen über den Stellenwert der Linguistischen Datenverarbeitung innerhalb des Bearbeitungsablaufs<sup>3</sup> haben

---

und zentralen Speicherung mundartlichen Wortmaterials des Deutschen, GL 2 (1970) 179-242; vgl. auch U. SCHEUERMANN, *Linguistische Datenverarbeitung und Dialektwörterbuch* (Beihefte der ZDL, NF 11), Wiesbaden 1974.

- 2 Das Westfälische Flurnamenarchiv ist eine Einrichtung der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens und befindet sich in den Arbeitsräumen der Kommission, Magdalenenstraße 5, 4400 Münster.
- 3 Über die ganz anders ausgerichtete EDV-Unterstützung bei der Bearbeitung der südniederländischen Toponyme in Belgien am Instituut voor Naamkunde in Leuven vgl. H. DRAYE, *Naamkundig Repertorium. Een pro-*

verhindert, das entworfene Konzept zu realisieren. Es ist somit dem Vorbildprojekt "Zentrale Speicherung des nicht-hochsprachlichen Materials des Deutschen" vergleichbar, das ebenfalls an den technologischen und konzeptionellen Divergenzen verschiedener Wörterbuchstellen gescheitert ist.

### 1. Die Ablochkonventionen

Das ältere Zettelarchiv war so organisiert, daß das gesamte Belegmaterial in drei Serien vorlag. Eine davon ordnete die toponymischen Daten nach der Herkunft, d.h., soweit das möglich war, nach den Gemeinden, in denen sich die mit den jeweiligen Namen belegten Flurorte befanden. Die zweite und dritte Serie, als Kopien der ersten angefertigt, waren nach den 'Bestimmungswörtern' und den 'Grundwörtern' der Namen sortiert. Es ist einsichtig, daß mit diesem Sortiersystem wichtige Informationskategorien, die üblicherweise mit toponymischen Daten verbunden sind, nicht unmittelbar zugänglich waren. Die - unter bestimmten Fragestellungen sehr erwünschte - Möglichkeit, Daten eines bestimmten Überlieferungszeitraums, einer bestimmten Überlieferungsform (z.B. nur Mundartaufzeichnungen), einer bestimmten Namensträgerkategorie (Waldnamen, Wegenamen, Gewässernamen usw.) aus dem Gesamtmaterial aussondern zu können, war somit nicht gegeben, obwohl Datierung, Quellenart, Beschaffenheit des Flurortes usw. nahezu regelmäßige Begleitinformationen der Namenbelege sind. Auch der Zugriff zum Namen selbst war mit der zweifachen Aufschlüsselung nach 'Bestimmungs-' und 'Grundwort' unzureichend, weil damit Fragen nach der syntaktischen Strukturierung<sup>4</sup>, nach Präpositionen und Ortsadverbien oder nach den Mittelsegmenten in drei- und mehrgliedrigen Toponymen nur schwer beantwortet werden konn-

---

*ject voor de machinale bewerking van de onuitgegeven toponymische documentatie uit Nederlandstalig België*, Naamkunde 2 (1970) 231-235; J. MOLEMANS, *De machinale bewerking van het onuitgegeven Zuidnederlands toponymisch materiaal*, Naamkunde 4 (1972) 260-277.

4 Vgl. etwa K.-F. HILLESHEIM - W. HÜLS - G.MÜLLER - H. TAUBKEN, *Zur Struktur westfälischer Flurnamen*, NdW 13 (1973) 88-99.

ten. Die neue Datenorganisation mußte daher, sollte sie einen Fortschritt bringen, gegenüber der bisherigen dahingehend verändert werden, daß ein insgesamt verbesserter Informationszugriff erreicht wurde. Dies erforderte eine Klassifizierung der mit einem Flurnamen üblicherweise verbundenen Informationen zu verschiedenen Kategorien und eine konsequente Verschlüsselung der Informationen. Die ausführlichen Kodierungsvereinbarungen brauchen hier nicht explizit vorgeführt zu werden, Hinweise sollen genügen.

### 1.1. Die Informationskategorien

- Kat.1: Adresse 1. Es ist eine Nummer, die in Verbindung mit Kategorie 2 für jeden Beleg des Archivs eine eigene, unverwechselbare Adresse ergibt, mit der dieser Beleg identifiziert werden kann.
- Kat.2: Lokalisierung des Flurnamens durch Angabe der Gemeinde nach dem Stand der Kommunalgliederung vom 1.6.1961<sup>5</sup>. Die Gemeinde wird kodiert mittels einer dreistelligen Kreis- und zweistelligen Ortssigle nach dem Abkürzungsprinzip des Westfälischen Wörterbuches<sup>6</sup>.
- Kat.3: Adresse 2. Sämtliche Belege eines Namens erhalten eine gemeinsame, aus einer Zahl oder einer Ziffern-Buchstabenkombination bestehende Adresse.
- Kat.4: Sammlersigle. Sind die Daten nicht direkt durch das Archiv erhoben, sondern von einem freiwilligen Mitarbeiter dem Archiv zugesandt worden, so wird eine den Sammler identifizierende Sigle in die Belegeinheit aufgenommen. Sie verhindert, daß das von auswärts dem Archiv zur Verfügung gestellte Material 'namenlos' im Gesamtmaterial aufgeht, und erlaubt auch eine gewisse Einschätzung der Belegqualität, da die Genauigkeit einzelner Sammler bei der Wiedergabe archivalischer Belege sowie ihre Verschriftungspraxis bei mundartlichen Namenformen sehr unterschiedlich ist.
- Kat.5: Datierung. Neben die Datierung des Namenbeleges können hier auch - was vor allem bei mittelalterlicher Überlieferung wichtig ist - Angaben über originale oder kopiale Überlieferung, die Art der kopiaalen Tradition, über urkundlich bezugte oder erschlossene Datierung u.ä. eingetragen werden.
- Kat.6: Angaben zum Bewuchs, zur Nutzung bzw. Bebauung des benannten Geländes (z.B. A = Acker; B = Haus, Hof; G = Grasland; F = Wald; S = Weg, Straße; T = Garten).

5 *Amtliches Verzeichnis der Gemeinden und Wohnplätze (Ortschaften) in Nordrhein-Westfalen*, Düsseldorf 1962.

6 *Westfälisches Wörterbuch. Beiband*, bearb. v. F. WORTMANN, Münster 1969, S.21-46.

- Kat.7: Angaben zum Relief und zur sonstigen Beschaffenheit des benannten Geländes (z.B. B = Bruch, Marsch; E = ebenes Gelände; H = Höhenlage, Berg; R = fließendes Gewässer).
- Kat.8: Überlieferungstyp (z.B. M = von einem Gewährsmann oder Explorator aufgezeichnete, mündlich gebrauchte Namenform; S = schriftliche Überlieferung in Akten, Katasterbüchern u.ä.).
- Kat.9: Quellenangaben. Bei bereits veröffentlichten Namen werden hier Angaben über den Druckort gemacht. Bei nicht publizierten Materialien können hier, soweit bekannt, Angaben über den archivalischen Fundort (Archivsiglen) eingetragen werden.
- Kat.10: Belegteil. Der Namenbeleg wird in der Form eingetragen, in der er in der Quelle vorliegt bzw. von Sammlern aufgezeichnet worden ist. Ein vereinbartes System diakritischer Zeichen stellt sicher, daß auch phonetische Notationen der Vorlage - Angaben zu Quantität/Qualität von Vokalen, Stimmhaftigkeit/Stimmlosigkeit, Betonung usw. - und Besonderheiten älterer Schriftsysteme mit einem Lochkartenlocher kodiert und von den üblicherweise zur Verfügung stehenden 60-Zeichen-Druckerketten der Schnelldrucker dargestellt werden können<sup>7</sup>.
- Kat.11: Der Lemmateil. Zu ihm → 3.5. und 3.6.

Die Informationen der Kategorien 2 - 10, die maschinell nicht generiert werden können, wurden so formalisiert und angeordnet, daß sie auf der 80-spaltigen Normallochkarte Platz finden. Die Adresse 1 (Kat.1) wird bei Übertragung der Lochkartendaten auf Magnetband automatisch festgelegt, die Lemmatisierung (Kat.11) so weit wie möglich maschinell erstellt (+ 3.5.). In keinem Fall werden jedoch Informationen der Kategorie 11 bereits bei der Datenersterfassung auf der Lochkarte mitgeteilt.

## 1.2. Die Belegsegmentierung

Obwohl die Durchführung automatischer Lemmatisierung (AL)<sup>8</sup>

7 Vgl. entsprechende Kodierungsvereinbarungen bei KESELING - KETTNER (wie Anm.1) S.180f.

8 Die Bemühungen, zu automatisierten Lemmatisierungsverfahren zu gelangen, standen zunächst im unmittelbaren Zusammenhang mit der Entwicklung automatischer Syntaxanalyse und Sprachübersetzung. Sie erhielten innerhalb der deutschen Linguistik einen wesentlichen Motivationsschub durch das Ungenügen an reinen Wortformenindices, die die Frühphase der Linguistischen Datenverarbeitung beherrschten, vgl. SCHEUERMANN (wie Anm.1) S.7f.; W. LENDERS, *Lexikographische Arbeiten zu Texten der älteren deutschen Literatur mit Hilfe von Datenverarbeitungsanlagen*, ZdPh 90 (1971) 321-336, hier S.324ff. Grundlegend

von orthographisch nicht normiertem Wortmaterial zum Teil auf erhebliche Schwierigkeiten stößt und bei bestimmten Problemlagen wohl auch nicht sinnvoll ist<sup>9</sup>, war man sich bei Festlegung der Ablochkonventionen darüber einig, für die weitere Bearbeitung der mikrotoponymischen Daten zumindest ein teilautomatisiertes Lemmatisierungsverfahren anzustreben. Dabei war auch klar, daß ein maschinelles Parsing<sup>10</sup> bzw. eine Morphemanalyse<sup>11</sup>, wie sie für die AL orthographisch standardisierter Wortmaterialien möglich ist, für mund-

---

zur automatischen Lemmatisierung ist: R. DIETRICH, *Automatische Textwörterbücher. Studien zur maschinellen Lemmatisierung verbaler Wortformen des Deutschen*, Tübingen 1973; vgl. weiter H. EGGERS u.a., *Elektronische Syntaxanalyse der deutschen Gegenwartssprache*, Tübingen 1969, S.64ff.; H.D. MAAS, *Homographie und maschinelle Sprachübersetzung* (Linguistische Arbeiten des Germanistischen Instituts und des Instituts für Angewandte Mathematik der Universität des Saarlandes), Nr.8, Saarbrücken 1969; W. KLEIN - R. RATH, *Automatische Lemmatisierung* (Linguistische Arbeiten des Germanistischen Instituts und des Instituts für Angewandte Mathematik der Universität des Saarlandes, Nr.10), Saarbrücken 1971; R. RATH, *Vorschläge zur Automatischen Lemmatisierung (AL) deutscher Adjektive*, Linguistische Berichte 12 (1971) 53-59; H.D. MAAS, *Homographie und Maschinelle Sprachübersetzung*, Beiträge zur Linguistik und Informationsverarbeitung 21 (1971) 7-35; H.H. ZIMMERMANN, *Zur Auflösung von Mehrdeutigkeiten bei einer maschinellen Analyse des Deutschen*, ebd. S.36-49; W. v. HAHN - W. HOEPPNER, *HAM2 - Ein Algorithmus zur Lemmatisierung deutscher Verben*, in: *Neue Forschungen in Linguistik und Philologie. Aus dem Kreise seiner Schüler L.E. Schmitt zum 65. Geburtstag gewidmet* (ZDL, Beiheft 13), Wiesbaden 1975, S.151-171; W. v. HAHN - H. FISCHER, *Über die Leistung von Morphologisierungsalgorithmen bei Substantiven*, ebd., S.130-150.

- 9 So ging auch das Projekt "Zentrale Speicherung nichthochsprachlichen Materials" von der Voraussetzung aus, daß die normierten Wortansätze von den Bearbeitern nach bestimmten Richtlinien für jedes Belegwort einzeln festgelegt und nicht über einen Lemmatisierungsalgorithmus automatisch generiert werden sollten, KESELING - KETTNER u.a. (wie Anm.1)S.197f.; vgl. SCHEUERMANN (wie Anm.1) S.8; vgl. auch J. SPLETT, *Verfahrensweisen zur grammatikalischen Auswertung althochdeutscher Glossen mit Hilfe elektronischer Datenverarbeitung*, in: W. LENDERS - H. MOSER (Hrg.), *Maschinelle Verarbeitung altdeutscher Texte II: Beiträge zum Symposium Mannheim 15./16.Juni 1973*, Berlin 1978, S.147-181, hier S.150ff.
- 10 W. KLEIN, *Parsing. Studien zur maschinellen Satzanalyse mit Abhängigkeitsgrammatiken und Transformationsgrammatiken*, Frankfurt 1971.
- 11 Vgl. v. HAHN - FISCHER (wie Anm.8).

artliches, historisches oder sonst unnormiertes Sprachgut nicht in Frage kam<sup>11a</sup>. Andererseits führt eine kontextfreie, auf syntaktische Merkmale - wozu hier auch Wortbildungsmerkmale gerechnet werden sollen - nicht rekurrierende AL zumindest bei toponymischem Wortmaterial mit Sicherheit zu unbefriedigenden Ergebnissen. Deshalb mußten mit den Daten zugleich auch Hilfen zur Erkennung syntaktischer Strukturen eingegeben werden. Solche Hilfen wurden für das Ablochen der Flurnamenbelege in Form von Steuersignalen vereinbart, die die Stellung eines "Namenwortes" (+ 2., S.145) innerhalb der proprialen Nominal- oder Präpositionalphrasen bzw. innerhalb proprialer Komposita markieren sollten:

Beleg	Darstellung im Belegteil (Kat.10)
(1) <i>die rode bieke</i>	DIE <RODE >BIEKE
(2) <i>op der lannwer</i>	-OP DER >LANN/WER
(3) <i>bierbaumsgorn</i>	>BIER/BAUMS/GORN
(4) <i>boven der kalten hovestat</i>	-BOVEN DER <KALTEN >HOVE/STAT
(5) <i>Koerts höffken</i>	<KOERTS >HO"FFKEN <sup>12</sup>
(6) <i>Koldehoffs graute wolf- lage</i>	<KOLDE/HOFFS <GRAUTE >WOLF/ LAGE

Dabei wurde das Steuerzeichen '>' zur Markierung des Namenkerns, '<' für Attribute (sowohl Adjektiv- wie Substantivattribute, vgl. (1), (4), (5) und (6)), '-' für Präpositionen und Orts-/Richtungsadverbien (vgl. (2) und (4)) und '/' zur Markierung von Fugen bei Zusammensetzungen vereinbart. Eine Segmentierung von Wortbildungssuffixen wie in >BUSCHEI, >HO"FFKEN, >HO"RSTING oder >DO"RNTE wurde nicht verein-

11a Zwar scheinen auch hier Fortschritte möglich, wie ein von A. LOHR entwickeltes Programm zur automatischen Lemmatisierung (Veröffentlichung Onoma 1979, im Druck) altdeutscher Personennamen zeigt. Das Programm analysiert ohne Hilfen bei der Dateneingabe (Hilfssegmentierung, s. im folgenden den Haupttext) die Syntax von Personennamen (etwa Namenwort + Fugenzeichen + Namenwort + Flexiv; Namenwort + Suffix(e) + Flexiv usw.). Ob es sich auch für die variablere und daher weniger leicht formalisierbare Syntax der Flurnamen mit ihrem der Appellativlexik gegenüber offeneren und vieldeutigen Wortschatz adaptieren ließe, muß abgewartet werden.

12 Umlaute werden nach den geltenden Ablochkonventionen durch nachgesetzte doppelte Hochkommata (A", O", U") umschrieben.

bart; dasselbe gilt für Präfixableitungen und Partikelkomposita (Präpositional- und Adverbialkomposita) wie >GEHEGEDE, >ANWENDE, >ANEWEIDE, >AFGUNST, >UNLAND, >UMMEGANG usw., sofern sie nicht deutlich erst sekundär aus einer Zusammenrückung entstanden sind: >ACHTER/WEIDE ← *achter der Weide*, >TOM/BRINK ← *to dem Brink*. Zur Begründung → 2., S.148. Artikel (vgl. (1), (2) und (4)) wurden nicht markiert.

## 2. Voraussetzungen proprialer Segmentierung und Lemmatisierung

Der Terminus Lemma wird nicht einheitlich verwendet. Einerseits gilt er synonym für 'Stichwort', also für ein Label, mit dem eine Anzahl zusammengehöriger Wortformen angesprochen werden kann<sup>13</sup>, andererseits wird Lemma als eine Menge von Wortformen mit übereinstimmenden semantischen und paradigmatischen Merkmalen definiert<sup>14</sup>. Für das Label, das diese Menge benennt, ist die Bezeichnung Lemmaname üblich geworden. Diese terminologische Regelung wird im folgenden übernommen, wobei für einen onomastischen Lemmabegriff das Kriterium der Klassifizierung allerdings nicht in der Identität semantischer Merkmale liegen kann. Eine Lemmadefinition, die für die Elemente eines Lemmas die semantische Gleichheit voraussetzt, ist ohnehin nur für streng synchronische und auf ein einziges sprachliches System bezogene Wörterbücher/Wortschatzbeschreibungen brauchbar, während historische und mundartliche Wörterbücher Morpheme und Morphemkombinationen zu einem Lemma zusammenfassen müssen, bei denen zumindest die semantischen Merkmale fast immer voneinander differieren. Ihnen liegt ein diasystematischer Lemmabegriff zugrunde, der alle die Wortformen zu einem Lemma zusammenzufassen erlaubt, die sich aufgrund phonologischer, morphologischer und seman-

13 Vgl. G. WAHRIG, *Anleitung zur grammatisch-semantischen Beschreibung lexikalischer Einheiten*, Tübingen 1973, S.41f.; DIETRICH (wie Anm.8) S.1f.

14 RATH (wie Anm.8) S.54f.; MAAS 1971 (wie Anm.8) S.9ff.; DIETRICH (wie Anm.8) S.1f.

tischer Regeln auf eine gemeinsame - üblicherweise historische - Bezugsgröße projizieren lassen. Ein propriales Lemma könnte man dann definieren als eine Menge proprialer Einheiten, deren gemeinsames Merkmal darin besteht, daß sie alle von Elementen desselben appellativen Lemmas<sup>15</sup> abgeleitet sind. Diese proprialen lexikalischen Einheiten sind dabei nicht als Morpheme oder Morphemkombinationen mißzuverstehen, da der Morphembegriff auf Propria schwer anwendbar ist. Das Fehlen einer lexikalischen Eigenbedeutung proprialer Zeichen ist der Grund dafür, warum sich ein propriales Lemma nicht autonom, sondern nur im Rekurs auf ein appellatives Lemma definieren läßt.

Die areale und historische Staffelung des toponymischen Wortschatzes setzt dabei voraus, daß bei seiner Lemmatisierung die zugrunde gelegten appellativen Lemmata diasystematisch gefaßt werden, denn die Elemente eines proprialen Lemmas werden in der Regel in verschiedenen Zeiten/Räumen abgeleitet sein. Onomastisches Lemmatisieren ist somit ein Verfahren, daß dem Etymologisieren sehr nahe kommt, mit diesem aber nicht verwechselt werden darf<sup>16</sup>.

Nomina propria gelten als bedeutungslos. Aber auch dort, wo ihnen eine wie immer definierte semantische Valenz zugeordnet wird<sup>17</sup>, geht man von einer nicht zerlegbaren Be-

15 "Appellativ" hier umfassend im Sinn von "nicht-proprional" gebraucht.

16 Vgl. T. WITKOWSKI, *Zu einigen Problemen der Bedeutungserschließung bei Namen*, *Onoma* 18 (1974) 319-336.

17 Zur Diskussion um die "Bedeutung" von Eigennamen: P. v. POLENZ, *Name und Wort. Bemerkungen zur Methodik der Namendeutung*, *Mitteilungen für Namenkunde*, Heft 8 (1960/61) 9; H. VATER, *Eigennamen und Gattungsbezeichnungen*, *Muttersprache* 75 (1965) 208; F. DEBUS, *Aspekte zum Verhältnis Name - Wort*, Groningen 1966, S.14; B. SCJARONE, *Proper Names and Meaning*, *Studia Linguistica* 21 (1967) 73-86; W. FLEISCHER, *Die deutschen Personennamen. Geschichte, Bildung und Bedeutung*, Berlin 1968, S.7; F. ZABEEH, *What is a name?* The Hague 1968, S.10f.; W.P. SCHMID, *Skizze einer allgemeinen Theorie der Wortarten* (Abhandlungen der Akademie der Wissenschaften und der Literatur Mainz, geistes- u. sozialwiss. Kl., Jg.1970, Nr.5), Wiesbaden 1970, S.15f.; R. WIMMER, *Der Eigenname im Deutschen. Ein Beitrag zu seiner linguistischen Beschreibung* (Linguistische Arbeiten, 11), Tübingen 1973, S.10ff.; dazu W. VAN LANGENDONCK, *Über das Wesen des Eigennamens*, *Onoma* 18 (1974) 337-361. Das Problem ist zuletzt zusammenfassend diskutiert (mit Angabe weiterer Literatur) bei H. KALVERKÄMPER, *Textlinguistik der Eigennamen*, Stuttgart 1978, S.58ff., bes.62ff.

deutung aus, d.h., Morphemstatus kann höchstens dem Eigennamen selbst<sup>18</sup>, nicht aber Teilen von ihm zugebilligt werden: Propria wie *Von der Mühl* oder *Weißenburg* gelten als morphologisch nicht segmentierbare Simplicia, Amalgame vorproprieller Morphemketten<sup>19</sup>.

Andrerseits läßt sich nicht leugnen, daß solche "Amalgame" wie *Von der Mühl* und *Weißenburg* sich in kleinere Einheiten zerlegen lassen und dies nicht nur mit sprachhistorisch-etymologischen Analyseverfahren, sondern mit der Kompetenz jedes deutschen Sprechers. Für diese Einheiten hat sich bis jetzt im terminologischen Inventar der strukturellen Sprachbeschreibung keine verbindliche Benennung durchgesetzt. Ihre Bezeichnung schwankt zwischen Namenstamm<sup>20</sup>, Namenwort<sup>21</sup>, Namentelement<sup>22</sup>, Namenbestandteil<sup>23</sup>, Eigennamen-Teil<sup>24</sup>, Namenglied<sup>25</sup> und Namensegment<sup>26</sup>. Hier wird im folgenden Segment

18 Vgl. WIMMER (wie Anm.17) S.19ff.

19 WIMMER (wie Anm.17) S.19ff., 47ff.; O. LEYS, *Der Eigename in seinem formalen Verhältnis zum Appellativ*, BNF NF 1 (1966) 118; die Verwendung des Terminus Morphem für Eigennamenseile bei E. EICHLER, *Zur morphematischen Struktur der Substratonomastik*, in: *Probleme der strukturellen Grammatik und Semantik*, Leipzig 1968, S.243-252, ist daher trotz aller vorgetragenen Einschränkungen unglücklich, vgl. die Kritik bei WIMMER, S.48ff.

20 Vgl. etwa E. FÖRSTEMANN, *Altdeutsches Namenbuch I: Personennamen*, Bonn 1901, Vorwort S.V; H. KAUFMANN, *Ergänzungsband zu E. Förstemann, Altdeutsche Personennamen*, München Hildesheim 1968, passim; J.M. PIEL - D. KREMER, *Hispano-gotisches Namenbuch*, Heidelberg 1976, passim.

21 Vgl. etwa H. KAMP, *Ein Algorithmus zur automatischen Lemmatisierung von Personennamen*, in: *Die Klostergemeinschaft im früheren Mittelalter*, hrg. v. K. SCHMID, Bd.1, München 1978, S.90ff.; D. GEUENICH, *Die Personennamen der Klostergemeinschaft von Fulda im früheren Mittelalter*, München 1976, S.24 u.ö.; D. GEUENICH, *Die Lemmatisierung und philologische Bearbeitung des Personennamenmaterials*, in: *Die Klostergemeinschaft von Fulda im früheren Mittelalter* (wie oben), S.38ff.

22 Vgl. etwa G. MÜLLER, *Studien zu den theriophoren Personennamen der Germanen* (Niederdeutsche Studien, 17), Köln 1970, passim; GEUENICH, *Personennamen* (wie Anm.21) S.30.

23 Vgl. etwa EICHLER (wie Anm.19) S.244.

24 WIMMER (wie Anm.19) S.47.

25 Vgl. etwa KAMP (wie Anm.21) S.88ff.

26 Vgl. etwa EICHLER (wie Anm.19) S.245, 249f.; KAMP (wie Anm.38) S.3.

als neutralste und mit Konnotationen am wenigsten belastete Bezeichnung eingeführt.

Sieht man von morphologischen Regularitäten ab, die die Grenze zwischen zwei Morphemen auf der Ausdrucksseite markieren können und deren Kenntnis auch auf die Segmentierung proprialer Phonemsequenzen angewandt werden kann<sup>27</sup>, so beruht die Segmentierbarkeit komplexer Propria auf einem Phänomen, das als semantische Motivation<sup>28</sup>, Transparenz<sup>29</sup> oder Durchsichtigkeit<sup>30</sup> beschrieben worden ist. Einem Proprium können Appellative im Bewußtsein der Sprachteilnehmer kopräsent sein, wobei diese Kopräsenz vom Sprachbenutzer als derivationale Abhängigkeit empfunden wird<sup>31</sup>. Die Wörter *zwölf*, *Scheffel*, *Saat* sind dem Eigennamen *Zwölf-scheffelsaat* kopräsent und dieser wird auch "von diesen Wörtern herkommend" aufgefaßt. Die Kopräsenz kann so stark sein, daß sich propriae Segmente grammatisch völlig konform zu den Appellativen verhalten, auf die sie zurückweisen. Die in den Mikrotoponymien häufigen, aber auch sonst geläufigen "Mehrwortnamen" flektieren innerhalb des Namens regelrecht (*Rotes Meer*, zum *Roten Meer*, das *Rote Meer*) und stellen somit sowohl für die Auffassung vom Proprium als einem Morphem wie auch für alle Versuche, zu einer akzeptablen Wortdefinition zu gelangen, eine Crux dar<sup>32</sup>. Jedenfalls verhalten sich innerpropriale Flexive funktional wie Flexions-

- 
- 27 Ein solches intuitives Anwenden von Regeln der Lautkombinatorik lag etwa vor, wenn Hilfskräfte, die das Ablochen von Flurnamendaten durchführten, Belege wie *Doigtrüen*, *Hanckfoete* und *Wuirlauke* durchaus richtig als DOIG/TRU"EN, HANCK/FOETE und WUIR/LAUKE segmentierten, obwohl die Belege keineswegs zu "durchschauen" waren.
- 28 Für Eigennamen z.B. EICHLER (wie Anm.19) S.248; HILLESHEIM u.a. (wie Anm.4).
- 29 Für Eigennamen z.B. KALVERKÄMPER (wie Anm.17) S.110f.
- 30 H.-M. GAUGER, *Wort und Sprache*, Tübingen 1970, S.113ff.; H.-M. GAUGER, *Durchsichtige Wörter. Zur Theorie der Wortbildung*, Heidelberg 1971.
- 31 GAUGER, *Wort und Sprache* (wie Anm.30) S.115; GAUGER, *Durchsichtige Wörter* (wie Anm.30) S.8ff.
- 32 O. REICHMANN, *Deutsche Wortforschung*, Stuttgart 1969, S.3; O. REICHMANN, *Germanistische Lexikologie*, Stuttgart 1976, S.6.

morpheme<sup>33</sup>. Die grammatische Affinität der "Mehrwortnamen" zu normalen nominalen Syntagmen ist oft so groß, daß man die Segmentketten vereinfachend mit demselben Begriffsapparat (Nominalphrasen, Präpositionalphrasen usw., + 1.2.) beschreiben kann. Daß ein durchsichtiges Verhältnis Proprium + Appellativum ein Faktor bei der Strukturierung des Lexikons ist, zeigen die vielen Fälle, in denen nach Verlust der Homophonie Proprium - vorpropriales Appellativum oder bei Entlehnung fremdsprachlicher Eigennamen durch Umformung eine neue "Durchsichtigkeit" erreicht wurde, ein Vorgang, der teils als "Volksetymologie"<sup>34</sup>, teils als "Resemantisierung" beschrieben wurde. Was entsteht, ist die Neuerstellung einer derivationalen Abhängigkeit, nicht die einer "Bedeutung" des Propriums. Umformungen wie *Aubruch* + *Ehebruch*, *Vatrosiby* + *Wassersuppe*, *Clebeloc* + *Knoblauch*<sup>35</sup> lassen erkennen, daß die Eigenschaften des Objekts, auf das sich die Namen referentiell bezogen, für die Umformung nur beschränkt eine Rolle spielten.

Die als derivationalen Abhängigkeit verstandene Durchsichtigkeit kann unterschiedlich ausgeprägt sein. Sie reicht von vollständiger über mehr oder weniger gestörte Homophonie (solange die Störung die Durchsichtigkeit noch nicht aufhebt)<sup>36</sup> bis hin zu unterschiedlichen Wortbildungen (z.B. Prop. *Buschei* + App. *Busch*), die man etwa in der Gaugerischen Terminologie als ausgreifende oder variierende Bil-

---

33 Das gilt auch für andere Repräsentationen grammatischer Morpheme in proprialen Segmentketten (Artikel, Fugenzeichen, Steigerungsmorpheme usw.). Es gibt innerhalb von Segmentketten auch Partikel, die zumindest in der selben Stellung appellativ nicht vorkommen und dennoch voll die Funktion grammatischer Morpheme ausfüllen, vgl. EICHLER (wie Anm.19) S.248.

34 Vgl. W. SANDERS, *Zur deutschen Volksetymologie 3: Volksetymologie und Namenforschung*, NdW 15 (1975) 1-5.

35 Vermittelt über mnd. *kloflōk* 'Knoblauch'. Die Beispiele nach LEYS (wie Anm.19) S.115; EICHLER (wie Anm.19) S.247; R. FISCHER, *Brandenburgisches Namenbuch 4: Die Ortsnamen des Havellandes*, Weimar 1976, S.144f., 227.

36 Zu den Ursachen gestörter Homophonie vgl. etwa LEYS (wie Anm.19), S.118.

dungen beschreiben könnte<sup>37</sup>.

Wird onomastisches Lemmatisieren - in Präzisierung der obigen Definition (S.144) - als Klassifizieren proprialer Einheiten mit identischer derivationaler Abhängigkeit verstanden (was impliziert, daß die erwähnten "Resemantisierungen" eine Überführung des Propriums in einen anderen Lemmaverband bewirken), dann dürfen die als Hilfen für eine automatische Lemmatisierung eingeführten Segmentmarkierungen die Propria nach Möglichkeit nicht in quasi-morphemische Einheiten untergliedern, sondern müssen Ableitungseinheiten absondern. Daraus folgt, daß Präfixableitungen und Partikelkomposita (*Anwende*, *Gehegede*, *Afgunst*) nicht morphologisch (AN/WENDE, GE/HEGEDE, AF/GUNST) zu segmentieren waren, da sie offensichtlich auf appellative Ableitungen (*ānewand*, *gehi<sup>e</sup>gede*, *afgunst*) zurückweisen (+ 1.2.). Etwas anders verhält es sich bei den Wortbildungssuffixen. Hier gibt es echte propriale Suffixe, die Ableitungen ergeben können, welche niemals eine unmittelbare appellative Grundlage hatten, so z.B. bei den Hofnamen des Typus *Büsching*. Sie sind aber von solchen, die direkt aus einer appellativen Suffixableitung übernommen wurden, vielfach nicht auszusondern, so daß es sinnvoller ist, auch auf eine Suffixmarkierung zu verzichten (+ 3.4.). Das Problem stellt sich ebenfalls bei den Zusammensetzungen. Auch hier gibt es toponymische Verbindungen ohne idiomatisierte Appellativvorbilder (*Heister/weg*, *Ssiegen/hiege*, *Laisch/bieke*) und Komposita, die direkt aus Appellativzusammensetzungen entwickelt sind (*Bierbaum*, *Helweg*, *Hopfenblome* (zu *hoppentblō<sup>1</sup>me* 'Zaunwinde')) und bei denen man erwägen könnte, nicht zu segmentieren (und sie damit als Elemente eines Lemmas zu interpretieren). Auch hier scheitert ein differenziertes Verfahren an der Unmöglichkeit, die beiden Gruppen ausreichend voneinander trennen zu können. Nimmt man den Aufwand hinzu, den ein solches differenziertes Behandeln der Kompositionsfugen durch die vielen, beim Belegsegmen-

---

37 GAUGER (wie Anm.30) S.70.

tieren anfallenden philologischen Entscheidungen zur Folge hätte, dann bleibt nur übrig, sämtliche Kompositionsfugen zu markieren, was überdies noch Vorteile hat (dazu → 5.1.; vgl. 3.2.5.).

Bisher war nur von der Ableitung Appellativ → Proprium die Rede. Hinzu tritt die in Mikrotoponymien verbreitete Ableitung Proprium → Proprium. Gemeint sind Flurnamen, von denen ein Teil aus einem vorgegebenen Anthroponym (*Koerts höffken*), einem Hydronym (*Geithebruch*, zum Flußnamen *Geithe*) oder einem Siedlungsnamen (*Soestweg*) abgeleitet ist. Von diesen Anthro-, Hydro- und Toponymen sind die Flurnamen derivationell direkt abhängig und von ihnen her sind deshalb auch die Lemmata zu definieren: KONRAD={*Conrad*, *Koert*, *Kordt*, *Kdort* ...}, GEITHE={*Geite*, *Gaite*, *Geete* ...}, SOEST={*Soest*, *Soost*, *Saust* ...}. Das muß dann nicht nur für die Fälle gelten, in denen die propriale Lemmabasis etymologisch verdunkelt erscheint, sondern auch dann, wenn sie durchsichtig ist. Ein Flurname *Holthuser Feltkamp* (in der Nähe von Holthausen, Kr. Steinfurt) ist demnach nicht zu HOLZ, HAUS, FELD, KAMP, sondern zu HOLTHAUSEN, FELD, KAMP zu lemmatisieren. Daraus folgt weiter (zumindest für Siedlungs- und Gewässernamen), daß die Derivate verschiedener, aber sprachlich identischer Propria (etwa Holthausen, Kr. Steinfurt, und Holthausen, Ennepe-Ruhr-Kreis) nicht einem gemeinsamen, sondern zwei verschiedenen Lemmata (HOLTHAUSEN1, HOLTHAUSEN2) zuzuordnen sind. Dazu weiter → 3.2.1. und 3.2.5.1.

### 3. Die automatische Lemmatisierung (AL)<sup>38</sup>

#### 3.1. Voraussetzungen der AL

Der Entscheidung, eine AL von Flurnamen durchzuführen, haben zwei Vorfragen voranzugehen:

<sup>38</sup> Die folgenden Darlegungen zur AL verdanken außerordentlich viel dem am Sonderforschungsbereich 7 der Universität Münster durchgeführten Projekt 'Personen und Gemeinschaften', in dem unter Zusammenarbeit von Philologen, Historikern und Mitarbeitern des Rechenzentrums der

1. Ist ein solches Verfahren gegenüber der traditionellen "manuellen" Lemmatisierung arbeitsökonomisch vertretbar?
2. Lassen sich die Kriterien, nach denen ein geschulter Bearbeiter Lemmazuweisungen für Flurnamen (segmente) vornimmt, soweit formalisieren, daß die Ergebnisse der AL sich qualitativ mit der manuellen Lemmatisierung vergleichen lassen?

Ad 1. Die Motivation dafür, die Lemmatisierung von einem Rechner maschinell durchführen zu lassen, geht vor allem von der Voraussetzung aus, daß die verwendeten toponymischen Segmente in der Regel in mehr als nur einem Flurnamen vorkommen, d.h., daß die Entscheidung, ein bestimmtes Segment S einem Lemma L zuzuweisen, normalerweise mehrmals gefällt werden muß. Ein Verfahren, das es erlaubt, eine einmal getroffene linguistische Entscheidung - hier eine Lemmazuweisung - maschinell beliebig oft zu wiederholen, wird gegenüber der manuellen Reproduktion umso rationeller sein, je größer die Zahl der Wiederholungen ist. Zwar handelt es sich bei der mikrotoponymischen Lexik - verglichen mit anderen proprialen Subsystemen - um einen der Appellativlexik gegenüber jederzeit recht offenen Wortschatz<sup>39</sup>, doch ist nicht zu verkennen, daß der mikrotoponymische "Kernwortschatz" relativ klein ist und einer hohen Gebrauchsfrequenz unterliegt. *Kamp, feld, heide* usw. kommen in einer begrenzten Menge von Schreibungen/Lautungen fast unzählbar häufig in der westfälischen Toponymie vor. Die dominierende Stellung des begrenzten Kernwortschatzes läßt sich an den folgenden Daten ungefähr

---

Universität Münster die linguistischen Grundlagen und programmtechnischen Voraussetzungen für die AL von Namen (frühmittelalterlichen Personennamen) geschaffen worden sind. Besonders danken möchte ich dabei Hermann Kamp vom Rechenzentrum der Universität Münster, der das Programm zur Personennamenlemmatisierung entwickelt hat und der den Aufbau des Programms zur Flurnamenlemmatisierung, das infolge der unterschiedlichen Problemlage anders konzipiert werden mußte, immer mit Rat und Geduld unterstützt hat. An Literatur zum münsterschen Projekt sind zu nennen: H. KAMP, *Die automatische Lemmatisierung frühmittelalterlicher Personennamen*, Phil. Diss. Münster 1976; KAMP (wie Anm.21); GEUENICH, *Lemmatisierung* (wie Anm.21); GEUENICH, *Personennamen* (wie Anm.21).

39 Ein recht geschlossenes propriales System, in das kaum Neuerungen aus dem Appellativwortschatz mehr eindringen konnten, bildeten z.B. die altdeutschen Personennamen.

ablesen.

Das der Sammlung von Schoppmann<sup>40</sup> entnommene Material des Flurnamenarchives für den Kreis Soest umfaßt 15.240 Einzelbelege mit 28.025 Segmenten (ohne Präpositionen und Adverbien, → 3.5.1.), unter denen sich 6.365 unterschiedlich geschriebene Segmente (= Varianten)<sup>41</sup> befinden. Jede Variante wiederholt sich in der angegebenen Datei also durchschnittlich 4,4mal. Die folgende Liste und die Kurven S.152 zeigen allerdings, daß die tatsächliche Häufigkeit einzelner Varianten und ihr prozentualer Anteil an der Gesamtzahl aller Segmente von diesem Mittelwert sehr stark differieren können.

lfd. Nr.	Häufigkeit	Variante
1	1060	KAMP
2	450	WEGE
3	340	WEG
4	337	KAMPE
5	298	WIA"GE
:		:
10	150	LANDE
:		:
200	20	BRU"CKE

Die Liste gibt in Ausschnitten den nach Häufigkeit ihres Vorkommens geordneten Bestand der 200 im Soester Material geläufigsten Varianten wieder<sup>42</sup>, die durchgezogene Kurve S.152 stellt den prozentualen Anteil dieser 200 Varianten am Gesamtbestand der Segmente dar<sup>43</sup>. Aus ihr ergibt sich, daß

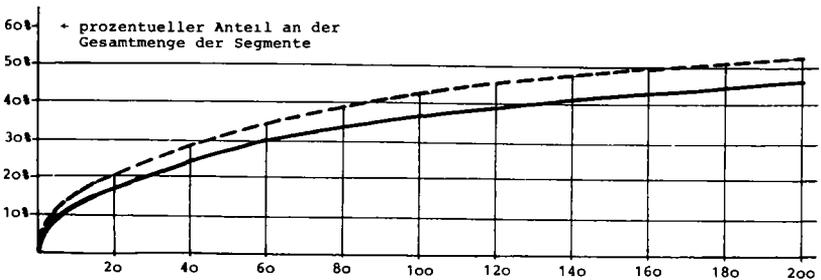
40 H. SCHOPPMANN, *Die Flurnamen des Kreises Soest*, 2 Bde, Soest 1936-1940.

41 Im folgenden sollen alle gleich geschriebenen Elemente (gleich geschrieben nach Abzug der diakritischen Zeichen, → 3.2.3.) als Repräsentanten einer Variante gelten. Nach dieser terminologischen Regelung enthalten die Belege >BOHNEN/FELD und >FELD/KAMP vier Segmente und drei Varianten. Zu einer präziseren Definition von Variante → 3.2.4.

42 Eine vergleichbare Anordnung von Varianten nach der Häufigkeit ihres Auftretens findet sich bei KAMP (wie Anm.38) S.107-111, vgl. S.73ff.

43 Auf der x-Achse sind die nach der Häufigkeit ihres Auftretens geordneten Varianten durchgezählt, auf der y-Achse ist ihre prozentuale Summe am Gesamtbestand der Segmente eingetragen. Eine vergleichbare Summenkurve für altdeutsche Personennamen findet sich bei KAMP (wie Anm.38) S.113.

- vereinfachend formuliert - ein Wörterbuch, das 200 Varianten mit Angabe des jeweils dazugehörigen Lemmas enthält, in der Lage sein könnte, fast 46 % des gesamten Segmentbestandes zu lemmatisieren, und daß bereits ein Wörterbuch mit 100 Varianten einen Lemmatisierungserfolg von über 36 % hätte. Bedenkt man, daß diese Varianten auch in Flurnamen anderer Gebiete auftreten, ein Wörterbuch dieser geringen Größenordnung also schon in der Lage wäre, eine Vielzahl von Belegen zu interpretieren, dann läßt sich daraus folgern, daß zumindest ein teilautomatisiertes Lemmatisierungsverfahren angebracht ist.



Die 200 häufigsten Varianten, nach ihrer Häufigkeit absteigend angeordnet

Ad 2. Eine AL wäre einfach durchzuführen, wenn eine eindeutige Beziehung zwischen Variante und Lemma vorhanden wäre, mit anderen Worten, wenn es nicht das Problem der Homographen gäbe<sup>44</sup>. Ein kleines, aus dem Archiv ausgewähltes Belegkorpus, in dem Namen mit den Lemmata BODEN (zu *bo<sup>a</sup>dem* 'Boden, Grund, Ackergrund'), BAUM (zu *bō<sup>2</sup>m*) und BOHNE (zu *bō<sup>2</sup>ne*) zusammengestellt sind, verdeutlicht das Ausmaß von Homographien in der schriftlichen Flurnamenüberlieferung:

1. -IM >BODEN; 2. -IM >BUOM; 3. >BOHNEN/KAMP - >BA<sup>44a</sup>ONEN/KAMP; 4. >KIRSCH-

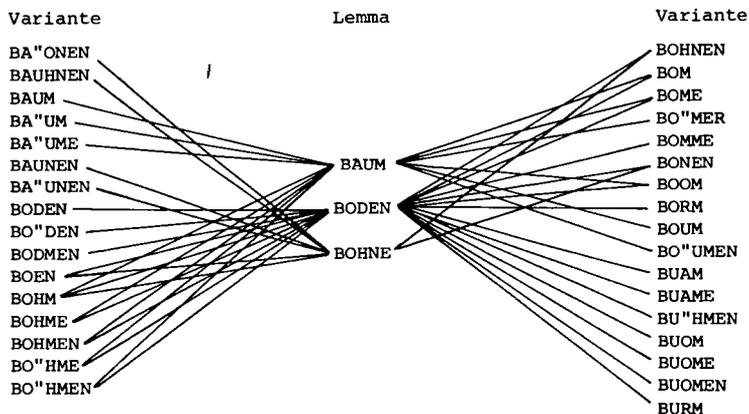
44 Hier gelten im folgenden zwei zeichengleiche Varianten, die verschiedenen Lemmata zugewiesen werden können, als homograph, z.B. OLE (entweder zu *ald* 'alt' oder *ō<sup>2</sup>l* 'Flußwiese'): DE <OLE >KAMP, -BIM >WERD/OLE.

44a Verschiedene Belege desselben Namens sind unter einer Nummer zusammengefaßt.

/BA"UME; 5. >BOHNEN/GRUND - >BAUNEN/GRUND; 6. >KIRCH/BUOM; 7. -AM  
 >BIRN/BAUM - -UNTER DEM >BEHR/BOHME; 8. -OPM >BIA"RN/BOUM; 9. >NOTTE/BOHM;  
 10. >BONEN/WINKEL - >BA"ONEN/WINKEL; 11. -IM >BOME - -IM >BUOME; 12. -IM  
 >BOHMEN - -IM >BOHME - -IM >BUOME; 13. -AN DIA"N >RIEGN/BO"UMEN - >REYEN/  
 BO"HMEN; 14. >KIEPEN/BO"HMEN - >KIEPEN/BU"HMEN; 15. -IM >BODEN - -IME  
 >BOMME; 16. >RENNE/BAUM - >RENNE/BOHM; 17. >SURKE/BOM; 18. >BA"UNEN/KAMP;  
 19. >BURM - >BO"HME; 20. -IM >BODMEN; 21. -AM <BLINDEN >BAUM - <BLINNEN  
 >BO"HME - -AM >BLINDEN/BO"MER/WEGE; 22. >BAUM/HOF; 23. -IM >BUAM; 24.  
 >BAUHNEN/KAMP; 25. -AUF DEM >BOHM - -AUF DEM >BO"HME - -OPM >BUAM; 26.  
 >BOME/DAHL - >BAUM/TAL; 27. -IM >BOM - -IM >BODEN; 28. -AM >BAUM/WEGE -  
 -AM >BA"OM/WIA"GE; 29. >BOHNEN/KAMP - >BOEN/KAMP - >BAUNEN/KAMP; 30. -OPM  
 >BOMME - -AUF DEM >BOME; 31. >BOM/ACKER - >BORM/ACKER; 32. >BA"UM/BIEKE  
 - >BOM/BACH; 33. >BOOM/GORDEN; 34. >BOHM/BRAOKE ->BOHNEN/BRACHE; 35.  
 >BOM/GORDEN; 36. >BOOM/KAMP - >BUOMEN/KAMP; 37. >BODEN/WIESE; 38. >BOHM/  
 BERG - >BAUM/BERG; 39. >BOHNEN/WIESE - >BOHM/WIESE; 40. >BOUM/HUAF; 41.  
 >BODEN/BRUCH - >BOEN/BRAUK; 42. -OBERN >BO"HMEN - -IN DEN >BO"DEN;  
 43. >BOHM - >BONEN .

Obwohl das Wörterbuch, das sich aus den Varianten des obigen Korpus bilden läßt, zahlreiche Homographen aufweist, kann die Zuweisung zu einem der drei Lemmata dennoch in allen 43 Fällen eindeutig erfolgen (BODEN: 1f., 6, 11f., 14f., 19f., 23, 25, 27, 30f., 36f., 39, 41-43; BAUM: 4, 7-9, 13, 16f., 21f., 26, 28, 32f., 35, 38, 40; BOHNE: 3, 5, 10, 18, 24, 29, 34):

(SWB1)



Für die eindeutige Lemmatisierung des obigen Korpus ist neben der Eindeutigkeit einiger Varianten (BODMEN, BUOM, BO"UMEN) auch konstitutiv die Berücksichtigung

1. der semantischen Durchsichtigkeit der im Kompositum auftretenden Kookurrenten (NOTTE/BOHM 'Nußbaum', BIRN/BAUM, SURKE/BOM 'Holzapfelbaum'),
2. sich wechselseitig erhellender Schreibungen (BOM - BORM, BO"HMEN - BU"HMEN, BOHNEN - BOEN),
3. der Wortstellungen (¬IM >BONEN käme z.B. als Variante für das Lemma BOHNE nicht in Frage, im Gegensatz etwa zu >BONEN/WINKEL),
4. der Lautungen/Graphien kookkurrierender Segmente (BOHM ist als Variante für das Lemma BOHNE nur unmittelbar vor Labialen wahrscheinlich zu machen, vgl. >BOHM/BRAO-KE, nicht dagegen in Fällen wie >BOHM/ACKER).

Daraus ergibt sich, daß ein Wörterbuch, das keine anderen Informationen enthält als eine Liste von Varianten und eine auf diese bezogene Liste von Lemmanamen, keine ausreichende Grundlage für ein Lemmatisierungsverfahren bildet. Ein AL-Verfahren wird nur erfolgreich sein, wenn es wenigstens zum Teil gelingt, die in den Punkten 1-4 aufgeführten Entscheidungskriterien so zu formalisieren, daß sie für einen Lemmatisierungsalgorithmus nutzbar gemacht werden können. Welche Möglichkeiten sich dafür anbieten, soll u.a. in den Abschnitten 3.2. bis 3.5. und 3.7. geklärt werden.

### 3.2. Das Subwörterbuch (SWB)

Voraussetzung für die AL ist ein dem Rechner während des Lemmatisierungsvorganges zur Verfügung stehendes Wörterbuch, in dem Varianten ihrem Lemma verbunden sind. Für dieses alphabetisch geordnete Varianten-Lemma-Inventar, dessen einfachste Form als SWB1 auf S.153 dargestellt ist, ist die Bezeichnung Subwörterbuch geprägt worden. Der Terminus, der auch hier im folgenden Anwendung findet, gründet auf der Vorstellung, daß die Menge aller im Archiv zur Verfügung stehenden Namenbelege das eigentliche "Wörterbuch" bilde, während das SWB ein Teilwörterbuch darstelle, das in der Lage sein soll, die Sprachdaten des Gesamtwörterbuches zu interpre-

tieren<sup>45</sup>.

### 3.2.1. Die Festlegung der Lemmanamen

Um im SWB und in Kategorie 11 (Lemmateil, + 3.6.) Varianten und Lemmanamen unterscheiden zu können, sind einige Vereinbarungen zu deren Form nötig. Diese ist prinzipiell arbiträr, doch haben motivierte Lemmanamen den Vorzug, Hinweise auf das Lemma selbst geben zu können. Am informativsten wären somit Lemmanamen, die den Ansätzen des Westfälischen Wörterbuches entsprächen, allerdings werden für diese diakritische Zusatzzeichen (*bō<sup>2</sup>ne*, *brā<sup>ke</sup>*, *lē<sup>1</sup>f* usw.) verwendet<sup>46</sup>, die als Zeichenfolgen (z.B. BO+2NE, BRA<sup>o</sup>+KE, LE+1F) zu umschreiben wären. Da diakritische Sonderzeichen(folgen) das erforderliche alfabetische Sortieren der Lemmanamen zwar nicht verhindern, aber umständlicher machen, ist es ratsam, auf Sonderzeichen möglichst zu verzichten. So bot sich alternativ der Ansatz hochdeutscher Wortformen an, also BOHNE statt BO+2NE, BRACHE statt BRA<sup>o</sup>+KE, LIEB statt LE+1F usw. Diese Entscheidung entbehrt nicht innerer Berechtigung, da die schriftliche Überlieferung, vor allem das katastrale Quellengut, die niederdeutschen Flurnamen überwiegend in hochdeutscher Umformung oder gar Übersetzung fixiert und man deshalb durchaus von einer zweisprachigen Tradierung der Namen sprechen kann (+ 3.3.; 3.4.). Allerdings sollten konstruierte Ansätze nach Möglichkeit vermieden werden<sup>47</sup>. Der Lemmaname wurde nur dann nach den Prinzipien hochsprachlicher Orthographie/Lautung festgelegt, wenn eine solche, soweit überblickbar, auch tatsächlich in der schriftlichen Überlieferung Verwendung fand, sonst wurde eine andere schriftliche Tradierungsform gewählt, etwa LIEKEDE für *līkede* 'Ebene'. Eine Lemmanamenkonkordanz zwischen den An-

45 Zum Terminus Subwörterbuch s. KAMP (wie Anm.21) S.93; KAMP (wie Anm.38) S.46.

46 Zu den Prinzipien des Ansatzes vgl. *Beiband* (wie Anm.6) S.62f.

47 Vgl. die Überlegungen zu einem hochdeutschen Lemmaansatz bei KESELING - KETTNER u.a. (wie Anm.1) S.197; vgl. auch LENDERS (wie Anm.8) S.329.

sätzen des Flurnamenarchivs und denen des Westfälischen Wörterbuches muß die nötige Kompatibilität sichern (→ 4.8.). Jeder Lemmaname wird mit einer Ziffer eingeleitet und einem Punkt abgeschlossen (1LIEKEDE. , 1BOHNE. , 1BRACHE. usw.). Die einleitende Ziffer, die ebenso wie der abschließende Punkt zur formalen Lemmanamenbegrenzung und -identifizierung dient (→ 3.2.5.; 3.6.), hat darüber hinaus auch die Funktion, das Lemma einer bestimmten Lemmakategorie zuzuweisen (→ 2, S.149): Lemmabasis ist bei 1 ein Appellativ (z.B. 1GARTEN.), 2 ein Siedlungsname (z.B. 2SOEST.), 3 ein Ländername (z.B. 3PREUSZEN.), 4 ein Anthroponym (z.B. 4MARIA.) und 5 ein Hydronym (z.B. 5LIPPE.).

### 3.2.2. Die Notation der Flexive im SWB

Der Umfang des SWB sollte - nicht zuletzt zur Reduktion von Speicherplatz und Rechenzeit - so klein wie möglich gehalten werden. Ein SWB in der Form SWB1 (S.153) ist deshalb unökonomisch, weil in ihm Flexive und Fugenzeichen den Varianten zugeordnet sind, für die Belege

- (7) <SCHWARTZE >BRACHT
- (8) <SCHWARTZER >BOM
- (9) <SCHWARTZES >HOLZ
- (10) >SCHWARTZ/BIEKE
- (11) -AM <SCHWARTZEN >SIEPEN

also allein sechs Varianten des Lemmas 1SCHWARZ. zur erfolgreichen Lemmatisierung benötigt werden. In Verbindung mit einer dem eigentlichen AL-Programm vorgeschalteten Prozedur zur Flexivanalyse läßt sich die Variantenzahl im SWB allerdings drastisch drücken. Eine der Lemmatisierung vorausgehende Flexivanalyse empfiehlt sich auch deshalb, weil die Zahl der Flexive und ihrer Schreibungen in der Mikrotopymie außerordentlich gering ist. In Frage kommen als Flexivendungen und Fugenzeichen eigentlich nur E, EN, N, ER, R, ES und S. Als Fugentrenner kommen dieselben Zeichen vor (>WOL/BECKER/FELD , >DORNS/HEIDE , >BOHN/KAMP neben >BOHNE/KAMP und >BOHNEN/KAMP), so daß die Notwendigkeit einer gesonderten Analyse von Fugen und Endungen entfällt. Der Wechsel zwischen EN/N, ER/R, ES/S (DEHLEN - DEHLN, LO"HER - LO"HR, HOLTES -

HOLTS) setzt dabei voraus, die *e*-haltigen Formen als Varianten der *e*-losen Flexive N, R und S aufzufassen. EM/M ist als Flexiv so selten, daß es wie einige andere spärlich vertretene Endungstypen vernachlässigt und dem jeweiligen Wortstamm zugeordnet bleiben kann (z.B. DAIPM 'tiefen' statt DAIP-M).

Die Flexivanalyse interpretiert Segmente, die auf E, (E)N, (E)R oder (E)S enden, als mit einem Flexiv/Fugenzeichen versehen auf und trennt dieses ab. Damit wird z.B. erreicht, daß die Belege (7) bis (11) mit einer einzigen Variante (SCHWARTZ) dem Lemma (1SCHWARZ.) zugeordnet werden können.

Probleme bei der Flexiv-/Fugenanalyse ergeben sich dadurch, daß zwischen Endungen und zum Wortstamm gehörigem -E, -(E)N, -(E)R, -(E)S nicht unterschieden werden kann. Eine formale Differenzierung etwa von

- (12) >ALDEN/HEESTER/FELD (*hē<sup>2</sup>ster* 'junge Eiche oder Buche'),  
 (13) >HU"LS/WENDE (*hūls(e)* 'ilex'),  
 (14) >KLOIN/KAMP (*kleine* 'klein') und  
 (15) >ALDEN/BECKER/FELD (*bieke* 'Bach'),  
 (16) >HOLTS/WENDE (*holt* 'Holz'),  
 (17) >BREIN/KAMP (*brē<sup>2</sup>d* 'breit')

ist nicht ohne weiteres möglich. Das Problem wird noch kompliziert durch Mehrdeutigkeiten wie

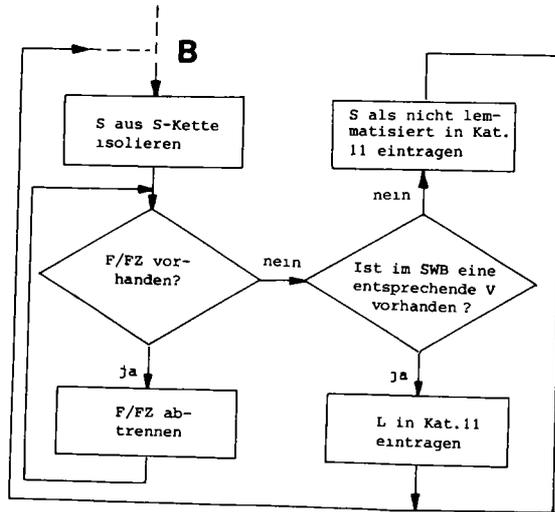
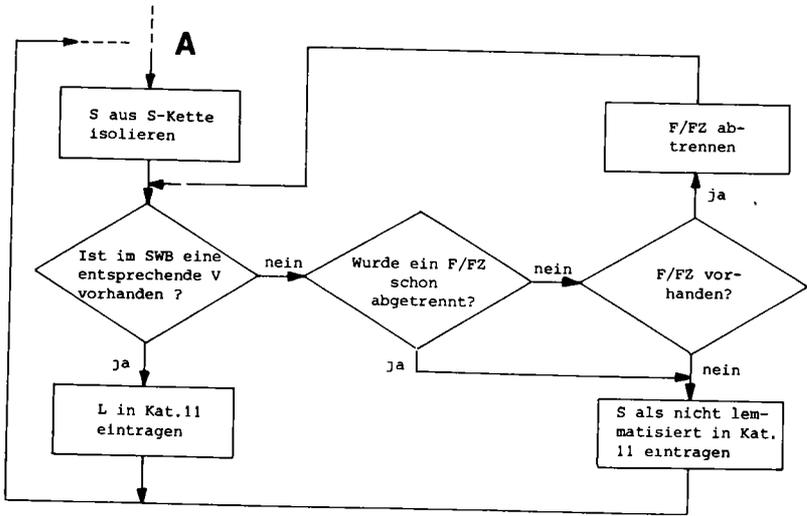
- (18) >HAMMER/WEG (*hāmer* 'Hammer' oder *Hamm* 'Stadt in Westf.'),  
 (19) >FLACHS/RAUTE (*flas* 'Flachs') und  
 (20) <FLACHES >MEER (*flak* 'flach').

Es gibt zwei Lösungswege, die durch die beiden Flußdiagramme A und B veranschaulicht werden können<sup>48</sup>(S.158):

Beim Verfahren A wird die Flexivanalyse an einem Segment erst durchgeführt, wenn die Suche nach einer passenden Variante im SWB erfolglos geblieben ist. Bei einem gegebenen SWB

(SWB2)	ALD	—————	1ALT.
	BECKE	—————	1BACH.
	BREI	—————	1BREIT.
	FELD	—————	1FELD.
	HEESTER	—————	1HEISTER.

48 In den beiden Diagrammen A und B sind folgende Abkürzungen verwendet: F=Flexiv, FZ=Fugenzeichen, L=Lemmaname, S=Segment, V=Variante.



HOLT ————— 1HOLZ.  
 HU"LS ————— 1HU"LS.  
 KAMP ————— 1KAMP.  
 KLOIN ————— 1KLEIN.

würde die SWB-Suche nach den für die Segmente HEESTER, KLOIN und HU"LS (vgl. (12) bis (14)) zutreffenden Lemmata sofort erfolgreich sein und eine Flexivanalyse könnte entfallen. Bei BREIN, BECKER, ALDEN und HOLTS ((12), (15) bis (17)) wäre der erste Versuch, die Varianten im SWB aufzufinden, erfolglos, erst nach Durchführung einer Endungsabtrennung gelänge über BREI, BECKE, ALD und HOLT eine Lemmatisierung.

Ein solches Verfahren ist linguistisch einwandfrei<sup>49</sup>, aber nicht unbedingt rationell bei einem Material, in dem flexivhaltige Segmente überwiegen. Bei Flurnamen ist dies der Fall. Fast alle adjektivischen Segmente sind mit einem Flexiv verbunden -  $\neg$ IM <SCHWATTEN >RUOTT, DE <SCHWATTE >WIA"G, >SCHWARTEN/FELD, <SCHWARZES >FELD usw. ist wesentlich häufiger als z.B. >SCHWATT/MECKE oder >SCHWARZ/BACH -, d.h., eine zunächst erfolglose SWB-Suche wäre die Regel. Ein ähnliches Problem ist bei den vielen femininen, auf -e auslautenden Substantiven gegeben. Da *bieke*, *bräke* oder *heide* in "Grundwortstellung" das -e vorwiegend bewahren (>BREN/BIEKE, >TWERS/BRAOKE, >HOLT/HEIDE), in der Fuge dagegen öfter aufgeben (>BIEK/FELD, >HEID/KAMP, >BRAOK/WIESE), müßte entweder das SWB vergrößert - 1BACH={BIEK, BIEKE}, 1BRACHE={BRAOK, BRAOKE} usw. - oder (bei ausschließlichem Ansatz der kürzeren Varianten BIEK, BRAOK, HEID) die Zahl der zunächst erfolglosen SWB-Suchgänge drastisch erhöht werden.

Es erscheint deshalb zweckmäßiger, Lösung B anzustreben und die Flexivanalyse vor die SWB-Suche zu legen. Jedes auslautende E, (E)N, (E)R und (E)S wird dann als Endung gewertet, gleichgültig, ob es sich innerhalb des deutschen morphologischen Systems um ein Flexions-/Fugenzeichen handelt oder nicht.

---

49 Dieses Verfahren beschrieben bei KAMP (wie Anm.38) S.53ff.; KAMP (wie Anm.21) S.94ff.

Ein solches Verfahren impliziert allerdings die Aufnahme von Angaben über erforderliche bzw. zulässige Endungen in das SWB. Sie können etwa wie folgt formuliert werden:

(SWB3)

AFTEK-ØEN	_____	1APOTHEKE.
AFTEK-R	_____	1APOTHEKER.
FLACH-S	_____	1FLACHS.
FLACH	_____	1FLACH.

AFTEK-ØEN beschränkt die möglichen Segmentausformungen für 1APOTHEKE. auf AFTEK (Ø als Kennzeichnung fehlender Endung)<sup>50</sup>, AFTEKE und AFTEK(E)N, während AFTEK-R für 1APOTHEKER. zwingend AFTEK(E)R und FLACH-S für 1FLACHS. die Segmentform FLACH(E)S voraussetzt. Ist keine restriktive Angabe vorhanden, gelten alle Endungen als zugelassen: Die Variante FLACH deckt somit die Segmentformen FLACH, FLACHE, FLACHER, FLACHES, FLACHEN, FLACHR, FLACHN, FLACHS<sup>51</sup> ab.

Version A geht von einer einmaligen Anwendung der Regeln zur Endungsabtrennung aus. Fälle wie <AFTEKERS >HOLT/WISCH oder -IM >FLACHSE zwingen jedoch, im Falle B die Regeln zur Endungsabtrennung rekursiv zu formulieren. Im übrigen wird durch das Vorhandensein echter Flexivkombinationen (Plural- + Kasusflexiv wie in -OP DEN >HU"SERN) sowie durch die vor allem in älterer schriftlicher Überlieferung geläufige Fugenzeichenkumulation (>RODENE/FELD, >BONENN/KAMP, >HAHNENS/KAMP) auch im Falle A eine - wenn auch durch Bedingungen einzuschränkende - Wiederholbarkeit von Abtrennungsregeln von Vorteil sein.

Die der rekursiven Anwendung der Abtrennungsregeln zugrunde liegende Annahme von Endungsketten hat zur Konsequenz, daß auch im SWB Angaben über notwendige oder zulässige Endungsfolgen gemacht werden können. In einer verbesserten Version kann daher das SWB umformuliert werden zu

50 Die Notation -ØEN ist aufzufassen als "Ø oder E oder N oder EN folgt".

51 FLACHR, FLACHN sind aufgrund der oben formulierten Konvention (R=R oder ER, N=N oder EN) möglich, obwohl sie de facto kaum vorkommen werden.

(SWB4)

AFTEK-ØEN-Ø	—	1APOTHEKE.
AFTEK-R-ØSN-Ø	—	1APOTHEKER.
FLACH-S-ØES-Ø	—	1FLACHS.
FLACH-ØESN-Ø	→	1FLACH.
R-ØERSN-Ø		

Die Praxis zeigt, daß die in SWB4 vorgeführte explizite Formulierung der Endungsfolgen nur in wenigen Fällen zur ausreichenden Trennung ähnlicher Lemmata notwendig ist. Fehllemmatisierungen aufgrund unzureichender Endungsspezifizierung im SWB halten sich in Grenzen (→ 3.2.6.2. und 3.5.3.).

Eine uneingeschränkte Rekursivität der Abtrennungsregeln, wie in B vorgesehen, hätte zur Folge, daß z.B. das erste Segment in >RENNE/WEG als reine Endungskette (Ø-R-N-N-E) aufgefaßt würde. Deshalb wurde für endungshaltige Segmente eine Mindestzeichenlänge vereinbart, wobei sich die Annahme einer Segmentlänge von mindestens vier Zeichen als praktikabel erwies. Dies führt zum Abbruch der Endungsabtrennung nach dem fünften Zeichen der zu analysierenden Kette und damit beim obigen Beispiel zu einer Abtrennung RENN-E. Die Vereinbarung einer Mindestzeichenlänge hat zwar den Nachteil, daß gelegentlich echte Flexive in die Varianten aufgenommen werden müssen - etwa 1WEG.= {WEG, WEGE ...}, 1HAUS.= {SEN, SER ...}<sup>52</sup> - doch hält er sich bei der geringen Zahl solcher Kurzvarianten in Grenzen.

Der Vorteil einer mit der SWB-Suche verbundenen Endungsabtrennung (nach dem Verfahren B und mit der eben beschriebenen Zusatzbedingung) läßt sich wieder an dem schon 3.1. herangezogenen Soester Flurnamenmaterial demonstrieren. Betrug für die 28.025 Segmente die Zahl der für ein vollständiges SWB benötigten Varianten ohne Endungsabtrennung 6.365, so sinkt dieser Wert mit Endungsabtrennung auf 4.948. Die Lemmatisierungsleistung eines Kern-SWB mit den 200 häufigsten Varianten steigt gleichzeitig von 46 % auf fast 53 % an. Die genauen Werte lassen sich an der gestrichelten Kurve auf S.152 ablesen.

<sup>52</sup> Vgl. >HOLT/SEN, >HOLT/SER/BRUCH (\*Holthusen, Holthuser Bruch).

### 3.2.3. Diakritische Zeichen im SWB

Der Belegteil enthält diakritische Zeichen, die z.T. direkt aus der Vorlage übernommen sind (>SAUST-/WIEG für *Saust-wieg*), teils Besonderheiten der Vorlage umschreiben: Kürzungsaufösungen (<GR(OSZE) >WIESE für *gr. Wiese*), Hinweise auf nicht sicher lesbare Zeichen (SIEG?EN), bestimmte Schreibweisen (>WU\*ORT für *würt*) usw. Mit Ausnahme der Diakritika für Umlaut (") und Vokallänge (+), die für die Lemmazuweisung von großer Bedeutung sein können, werden sämtliche Sonderzeichen vor der SWB-Suche in den Segmenten getilgt. Dies bedeutet, daß im SWB an Sonderzeichen nur "'" und '+' bei den Varianten vorzukommen brauchen, nicht aber z.B. andere phonetische Diakritika (für Vokalöffnung, Stimmhaftigkeit, Betonung usw.), die sich nicht als lemmatisierungsentscheidend erwiesen haben.

Segmente	reduzierte Segmente	Varianten im SWB
STRO"+,TKEN/:K(AM)PE	STRO"+TKEN/KAMPE	KAMP STRO"+TK

### 3.2.4. Die Notation paradigmatischer Merkmale im SWB

Unter paradigmatischen Merkmalen sind hier sowohl Eigenschaften von Varianten bezüglich ihrer Positionierung innerhalb proprialer Syntagmen (als Präposition, Attribut usw.) als auch Wortbildungseigenschaften von Varianten (Fähigkeit zur Bildung eines Grundwortes, ausschließliches Vorkommen als Erst- oder Mittelglied von Zusammensetzungen usw.) verstanden.

Das bereits Anm.44 gegebene Beispiel (21) DE <OLE >KAMP (1ALT.) - (23) -BIM >WERD/OLE (1OHL. 'Flußwiese') zeigt, daß Wortstellungs- und Wortbildungsangaben im SWB zur Homographendifferenzierung beitragen können. Am wichtigsten erscheint dabei eine Unterscheidung von attributiver Verwendung einer Variante und der Verwendung als Basis von Namenkernen. Das Merkmal "attributiv" (vereinbarte Kodierung im SWB '-') beschränkt dabei eine Variante in ihrem Vorkommen auf Attribute und Vorderglieder von Namenkernen<sup>53</sup>, das Merk-

53 Diese beiden Eigenschaften sind in der Regel gleichzeitig gegeben,

mal "Namenkernbasis" (vereinbarte Kodierung '+') beschränkt auf Grundwortstellung und auf Simplicia in Namenkernen<sup>54</sup>.

Ist keine Verwendungseinschränkung intendiert, entfällt eine Merkmalsangabe. Ein gegebenes SWB

(SWB5) KAMP-ØES \_\_\_\_\_ 1KAMP.  
 OLE - \_\_\_\_\_ 1ALT.  
 OLE + \_\_\_\_\_ 1OHL.  
 WERD-ØES \_\_\_\_\_ 1WERT. (*wērd* 'Flußufer')

erlaubt so eine eindeutige Lemmatisierung der Belege (21), (22) >OLE/KAMP, (23), (24) >KAMP/WERDE und (25) -IM >OLE zu (21') und (22') 1ALT. und 1KAMP., (23') 1WERT. und 1OHL., (24') 1KAMP. und 1WERT. sowie (25') 1OHL.<sup>55</sup>

Die Belege (26) >MERGE/LOH  
 (27) >BOHM/MERGE  
 (28) >HAM/BIEKE  
 (28a) >HAGEN/BIEKE  
 (29) >BIEK/HAM

verdeutlichen die Notwendigkeit weiterer Differenzierung. MERG-ØE ist als Variante von 1BERG. geläufig, tritt aber nur als Folgeglied in Zusammensetzungen auf, da der Wechsel M < B einen vorausliegenden assimilierenden Faktor (hier MM < MB) erfordert. Umgekehrt setzt HAM (in (28)) als Variante von 1HAGEN. unbedingt Folge-laute in einem Kompositum voraus, die den Wechsel N > M verursacht haben. Eine entsprechende Merkmalskodierung ('1'=Variante kommt nur als Vorderglied vor; '2'=Variante kommt nur als Hinterglied vor; '3'=Variante kommt nur als Simplex vor) erlaubt eine weitere Homographendifferenzierung. Ein gegebenes SWB

da jedes Attribut durch eine Zusammenrückung ein vorderes Glied im Kompositum eines Namenkernes werden kann, vgl. DE <OLE >KAMP und >OLE/KAMP, -BIM <LANGEN >OLE und >LANGEN/OLE.

- 54 Auch diese Eigenschaften sind in der Regel gekoppelt, da Simplicia durch Anrücken von Attributen Teil eines Kompositums werden können, vgl. die Beispiele Anm.53.
- 55 Eine Differenzierung von OLE - → 1ALT. und OLE + → 1OHL. ist deshalb möglich, weil 1ALT. nur attributiv vorkommt, 1OHL. zwar generell nicht eingeschränkt erscheint, wohl aber seine Variante OLE auf Grund- und Simplexstellung. Bei attributivem Gebrauch fehlt das E bzw. tritt S ein: OL(S)/KAMP.

(SWB6)	BIEK-ØEN	_____	1BACH.	
	BOHM	_____	1BAUM.	
	HAGE-ØN	_____	1HAGEN.	
	HAM	1	1HAMME.	(hamme 'Winkel')
	HAM	_____	1HAMME.	
	LOH	_____	1LOH.	!
	MERG-ØE	2	1BERG.	
	MERG-E	1	1MERGEL.	

lemmatisiert (26) bis (29) zu (26') 1MERGEL. und 1LOH., (27') 1BAUM. und 1BERG., (28') 1HAGEN. oder 1HAMME. (zur Mehrfachlemmatisierung → 3.3.) und 1BACH., (28a') 1HAGEN. und 1BACH. sowie (29') 1BACH. und 1HAMME.

Schreibungen wie (28) >MERGE/LOH (+ *mergel-loh*) beruhen auf Vereinfachung von Doppelkonsonanz in der Kompositionsfuge. Ähnliche Fälle sind (30) >HU/STEDE (+ *hus-stede*) oder (31) >BAU/MERG (+ *baum-merg*). Da in den Ablochkonventionen vereinbart war, Zeichen an der Fugengrenze, an denen beide der komponierten Segmente Anteil haben, jeweils dem zweiten Segment zuzuordnen, treten solche defekte Varianten jeweils in Vordergliedposition auf. Um zu verhindern, daß Schreibungen wie (32) >HU/LAND oder (33) >BAU/SCHULTE/WEG fälschlich zu 1HAUS. oder 1BAUM. lemmatisiert werden, können Bedingungen über die nach der Kompositionsfuge folgenden Zeichen in das SWB aufgenommen werden. Die Möglichkeit, Angaben über die "Hintergliedanfangszeichen" in das SWB zu schreiben, kann auch dazu benützt werden, um für Vorderglieder, die durch die Lautumgebung verursachte Abweichungen aufweisen, einschränkende Vorkommensbedingungen zu formulieren:

(SWB7)	BAU	1M	_____	1BAUM. <sup>56</sup>
	BOHM-Ø	1MWB	_____	1BOHNE. <sup>57</sup>
	HU	1S	_____	1HAUS.
	MERG-E	1L	_____	1MERGEL.

Die vorgeführten Merkmale können, soweit sie sich nicht widersprechen ('+' und '1'; '+' und Angaben zu Hinterglied-

56 Die Notation ist zu lesen: BAU ist eine Variante von 1BAUM., wenn ein mit M anlautendes Segment im Kompositum folgt.

57 Die Notation ist zu lesen: BOHM-Ø ist eine Variante von 1BOHNE., wenn ein mit M, W, B oder P anlautendes Segment im Kompositum folgt.

anfangszeichen) oder redundant sind ('-' und '1'), kombiniert werden:

(SWB8) BECK-R-∅ -2 — 1BACH.  
 BECK-R-∅ 1 — 1BÄCKER.  
           S-∅ - -

lemmatisiert (15) >ALDEN/BECKER/FELD , (15a) <ALDEN/BECKER >FELD , (34) <BECKERS >HOLT/WISCH , (35) >BECKER/STRAOTE zu (15') 1BACH. oder 1BÄCKER. (zur Mehrfachlemmatisierung + 3.3), (15a') 1BACH., (34') bis (35') 1BÄCKER.

In Präzisierung der in Anmerkung 41 gegebenen Definition soll Variante im folgenden verstanden werden als eine einem Lemma zugeordnete Zeichenkette im SWB einschließlich der mit dieser Zeichenkette verbundenen Angaben über notwendige oder zulässige Endungen, über paradigmatische Eigenschaften und über die erforderliche "lautliche" Umgebung.

### 3.2.5. Komposita im SWB

#### 3.2.5.1. Im Belegteil segmentierte Komposita

Das hier vorgestellte AL-Verfahren geht davon aus, daß Komposita möglichst nach ihren Einzelsegmenten lemmatisiert werden. Da einzelne Segmente häufig, was ihre Lemmazugehörigkeit betrifft, mehrdeutig sind, ist dabei die Möglichkeit der Mehrfachlemmatisierung zugelassen. Sie ist z.B. bei (36) >BEHR/KAMP , das ein SWB etwa zu (36') 1BA"R1. (*bāre* 'Bär'; möglich unter Annahme einer hochdeutschen Umsetzung) oder 1BA"R2. (*bār* 'Eber') oder 1BEERE. (*biere* 'Beere') oder 1BIRNE. (*biere* 'Birne') und 1KAMP. lemmatisieren könnte, durchaus erwünscht, da auch ein Bearbeiter bei einem isolierten Beleg dieser Art (und ohne weitergehende Sachinformation) kaum eine exaktere Entscheidung treffen könnte. Sie ist aber störend, wo Kookkurrenten eine eindeutige Bestimmung zulassen, so bei (37) >BEHR/BOHM , das deutlich *biere-bō<sup>2</sup>m* 'Birnbaum' entspricht.

Da Segmente hinsichtlich ihrer Lemmazugehörigkeit durch ein im Kompositum kookkurrierendes Segment näher bestimmt werden können, mußte die Möglichkeit vorgesehen werden,

nicht nur einzelne Varianten, sondern auch Variantenkomposita in das SWB aufzunehmen:

(SWB9)	BEHR-ØEN	————	1BA"R1.	
	BEHR-ØEN	————	1BA"R2.	
	BEHR-ØEN	————	1BEERE.	
	BEHR-ØEN	————	1BIRNE.	
	BEHR/BOHM	————	1BIRNE.	& 1BAUM. 58
	KAMP	————	1KAMP.	
	KERS-ØENS	————	1KIRSCH.	
	KERS-ØENS	————	1KRESSE.	
	KERS/BOM	————	1KIRSCH.	& 1BAUM.

Unter der Voraussetzung, daß ein im Belegteil auftretendes Kompositum zunächst im SWB aufgesucht wird und erst nach erfolgloser SWB-Suche die Zerlegung in die Einzelsegmente stattfindet, kann SWB9 die Belege (36), (37), (38) >KERS/BOM und (39) >KERS/KAMP zu (36') 1BA"R1. oder 1BA"R2. oder 1BEERE. oder 1BIRNE. und 1KAMP., (37') 1BIRNE. und 1BAUM., (38') 1KIRSCH. und 1BAUM. sowie (39') zu 1KIRSCH. oder 1KRESSE. und 1KAMP. lemmatisieren.

Es gibt in der Toponymie immer wieder auftretende Komposita (die in der Regel aus Appellativkomposita abgeleitet sind), deren Einzelsegmente für sich genommen unklar oder mehrdeutig wären: >HEL/WEG, >HIEL/WECH, >WOL/MEINE, >WOL/MAI, >LANN/WER usw. Es ist sinnvoll, sie als Komposita in das SWB aufzunehmen, während bei den in ihren Einzelsegmenten eindeutigen Formen derselben Kompositionstypen (>WALD/MEINDE, >LANT/WEHR) dies überflüssig ist.

### 3.2.5.2. Im Belegteil nicht segmentierte Komposita

Es gibt Fälle, bei denen die Segmentierung auf der Belegenebene Schwierigkeiten bereitet. Während ein Beleg *Viehwech* leicht segmentiert - >VIEH/WECH - und über seine Einzelbestandteile zu 1VIEH. und 1WEG. lemmatisiert werden kann, wird mundartliches *Faiwe*, sofern es isoliert steht, bei der Materialerfassung kaum als Kompositum erkannt und behandelt werden (>FAI/WE). Sollten umständliche Nachkorrekturen im Belegteil vermieden werden, so mußte die Möglichkeit vorge-

58 Zur Darstellung der Kompositionsfuge auf der Lemmaebene ('&') → 3.6.

sehen werden, einfache Segmente der Belegebene als Komposita auf der Lemmaebene darzustellen. Denn nur bei einer Darstellung von >FAIWE als Zusammensetzung von 1VIEH. und 1WEG. ist die nötige Kompatibilität mit >VIEH/WECH herzustellen. Hinzu kommt, daß ungleiche Segmentierungsergebnisse nicht nur durch mangelnde Übersicht bei der Datenerfassung verursacht sind. Dort, wo die Segmente eines Kompositums durch Assimilation und Kontraktion eng verschmolzen sind, empfiehlt sich von einer Segmentierung abzusehen. *Bremke* 'Breitenbach' ist im Gegensatz etwa zu *Bredenbeke* weder als >BRE/MKE noch als >BREM/KE befriedigend segmentierbar. Und eine Segmentierung >LAF/FER ('Landwehr') ist - im Gegensatz zu >LANT/WEHR, >LAND/WIER oder >LANN/WER - noch problematischer. Um (4o) >LAFFER und (41) >LANT/WEER auf der Lemmaebene kompatibel zu machen, kann im SWB einer Variante ein Lemmakompositum verbunden werden:

(SWB1o)    LAFF-R-Ø ——— 1LAND.    :1WEHR.<sup>59</sup>  
           LANT-ØS-Ø ——— 1LAND.  
           WEER-ØE ——— 1WEHR.

lemmatisiert (4o), (41) zu (4o'), (41') 1LAND. und 1WEHR.

### 3.2.6. Zur Optimierung des SWB

#### 3.2.6.1. Die Entstehung der ersten Fassung des SWB

Ein Teil des bisherigen Zettelarchives war noch von J. Hartig "handlemmatisiert" und nach den Stichwortansätzen des Westfälischen Wörterbuchs sortiert worden. Da in dieses lem-matisierte Korpus Namendateien aus verschiedenen westfäli-schen Gebieten eingegangen sind, ergab seine Durchsicht einen guten Überblick über die häufigeren Lemmata und die ihnen zu-geordneten Varianten. Ihre Zusammenstellung lieferte die Ba-sis für eine erste Version des SWB nach den 3.2.1. bis 3.2.5. dargelegten Prinzipien. Von ihm durfte man annehmen, daß es nicht nur eine maschinelle Wiederholung der bereits von Hand geleisteten Lemmatisierungsarbeit, sondern auch die Inter-

59 Zur Darstellung der Kompositionsfuge auf der Lemmaebene (':') → 3.6.

pretation neuen, noch nicht lemmatisierten Namenmaterials bis zu einem gewissen Umfang leisten konnte. Zusätzlich wurden von verschiedenen bereits abgelochten, aber noch nicht lemmatisierten Dateien alfabetisch geordnete Segmentindices hergestellt, die einen erweiterten Überblick über vorkommende Varianten und Lemmata, über Flexivgebrauch, Fugenmarkierungen und Wortstellungsregularitäten ermöglichten. Die dabei gewonnenen Erkenntnisse sind mit in die erste Fassung des SWB eingegangen.

### 3.2.6.2. SWB-Korrektur und SWB-Ergänzung

Die weitere stufenweise Optimierung des SWB ging von den Daten aus, die bei der AL neuer Namenmaterialien anfielen. Zunächst ließen mißglückte Lemmatisierungen Fehler im SWB erkennen. Diese Fehler sind im wesentlichen zwei Gruppen zuzuordnen:

1. Unzureichende oder zu weit gefaßte Angaben über zulässige Endungen und zulässige Wortstellung,
2. zu restriktiv formulierte Angaben über Endungen und Wortstellung.

So beruhen etwa die Fehllemmatisierungen <VATTERS >LANDE → 1FASZ. und -AM <DICKEN >HUCHT → 1TEICH. auf den zu weit gefaßten SWB-Einträgen

VATT ————— 1FASZ.  
DICK ————— 1TEICH.

Eine präzisere Notation

VATT-ØES-Ø — 1FASZ.  
DICK-ØE ——— 1TEICH.  
N-Ø +  
S-Ø -

hätte diese und ähnliche Fehlsteuerungen vermeiden können. Umgekehrt war der SWB-Eintrag

GRO"-N - ——— 1GRU"N.

von der Auffassung ausgegangen, daß das Farbadjektiv nur attributiv oder als vorderes Segment in Namenkernen aufträte, was, wie eine zunächst unlemmatisiert gebliebene Substantivierung -IM >GRO"NEN erwies, unrichtig ist. Eine Umformulierung des SWB-Eintrages in

$$\text{GRO}^{\text{N}} \begin{array}{l} \swarrow \text{N} - \longrightarrow \\ \searrow \text{N-ØEN} + \end{array} \text{1GRU}^{\text{N}}.$$

erweiterte den Anwendungsbereich der Variante.

Mängel dieser Art müssen bei Herstellung einer verbesserten SWB-Version durch Ergänzung bzw. Korrektur beseitigt werden.

Auch wenn man annehmen darf, daß sich die Zahl solcher Fehlerquellen im SWB mit der Zeit verringern wird, werden sich die Mängel doch nie vollständig beseitigen lassen. Die Notwendigkeit einer nicht-automatischen Lemmatisierungskorrektur (→ 3.5.3.) wird daher immer bestehen bleiben.

Unvollständig wird das SWB auch immer hinsichtlich seiner lexikalischen Einträge bleiben. Jeder AL-Lauf erbringt eine mehr oder weniger große Zahl von lemmatisierbaren Varianten und von Lemmata, die im SWB noch nicht vorhanden waren. Ihre kontinuierliche Hinzufügung wird zwar das SWB in seinem Bestand immer mehr dem tatsächlich vorhandenen toponymischen Gesamtwortschatz annähern, aber es wird diesen dadurch nie erreichen können.

### 3.2.6.3. Temporäre SWB

Im übrigen ist es auch nicht erstrebenswert, jede bei einem AL-Lauf auftretende Variante, die einem Lemma zugeordnet werden kann (→ 3.5.1.) und die noch nicht im SWB ist, sofort in dieses aufzunehmen. Hält man sich vor Augen, daß 50 % (2449) aller im Flurnamenmaterial des Kreises Soest auftretenden Varianten (4948) dort nur je einmal verwendet sind (→ 3.2.2.), dann kann man abschätzen, daß auch innerhalb des toponymischen Gesamtwortschatzes der Prozentsatz der bloß ein- oder zweimal vertretenen Varianten/Lemmata nicht gering sein wird. Der Versuch, möglichst alle lemmatisierbaren Varianten in das SWB aufzunehmen, würde dieses unerhört anschwellen lassen und damit zu Verarbeitungsproblemen führen.

Es ist daher sinnvoll, neben einem dauernd für die AL zur Verfügung stehenden Kern-SWB, das durch Fehlerkorrektur und Varianten-/Lemma-Ergänzung laufend optimiert wird, auch tem-

poräre Subwörterbücher zu bilden, die nur zur AL bestimmter Dateien und damit nur zur zeitweisen Ergänzung des Kern-SWB herangezogen werden sollen. So können die beim ersten Lemmatisierungslauf (→ 3.5.1.) einer Datei X neu anfallenden Varianten/Lemmata, von denen angenommen werden darf, daß sie sehr selten oder gar singulär sind, in einem temporären SWB zusammengestellt werden, das nur der Ergänzungslemmatisierung (→ 3.5.2.) von X dient. Gewässer- und Siedlungsnamenlemmata (→ 2., S.149; 3.2.1.) werden grundsätzlich in temporäre SWB aufgenommen. Denn es wäre wenig effektiv, etwa die Varianten des Flußnamenlemmas SWESER. in einem SWB permanent bereitzustellen, daß über längere Zeit nur dazu verwendet wird, Dateien aus dem westlichen Westfalen zu lemmatisieren.

(Fortsetzung folgt in Band 19)

Irmgard Simon, Münster

ZUR VERÖFFENTLICHUNG NIEDERDEUTSCHER SPRICHWORTSAMMLUNGEN

Auch in Westfalen findet 'Mundartliteratur' (unterschiedlicher Art und Qualität) gegenwärtig Eingang in breitere Leserkreise. Einerlei, ob eine nostalgisch motivierte Modeströmung, veränderte Bewertungen sozialer Normen oder noch andere Gründe hierfür maßgebend sind - profitiert an dieser Aufschwung hat auch das 1976 in erster, 1977 in zweiter und dritter Auflage erschienene Buch *Plattdeutsche Sprichwörter und Redensarten zwischen Ruhr und Lippe*, bearb. u. hrg. von Johannes RAUB<sup>1</sup>. Solche nach dem Volksmund aufgezeichneten Texte - überliefertes 'Saggut', das die Volkskunde zur "Volkspoesie" zählt<sup>2</sup> und das texttypologisch als Ein-Satz-Text definiert werden kann<sup>3</sup> - haben wohl wegen ihrer teils unmittelbaren, teils metaphorisch verschlüsselten Ausdrucksweise schon immer, wie Sprichwortsammlungen zu allen Zeiten belegen, interessierte Leserschichten gefunden. Im Falle einer heutigen niederdeutschen Sammlung: Dem kompetenten Sprecher begegnet Vertrautes, den hochdeutschen Leser mag es reizen, im engeren Ausschnitt eine 'volks'-psychologisch wie sozio-kulturell 'exotische' Realität kennenzulernen, die ihm andererseits durch Parallelen zum eigenen Sprichwortrepertoire nicht völlig unvertraut erscheint. In Raubs Sammlung wird der Zugang zum Bedeutungsinhalt jedes Sprichworts, jeder Redensart durch Erläuterungen erleichtert. Es fehlen hier allerdings Wortbedeutungsangaben bzw. ein Glossar.

- 
- 1 Die Titelangabe "zwischen Ruhr und Lippe" wird im Vorwort präzisiert: der größte Teil der Sammlung kommt aus dem nördlichen Teil der alten Grafschaft Mark einschl. der Grafschaft Dortmund des Essen/Werdener Gebietes.
  - 2 H. BAUSINGER, *Formen der Volkspoesie*, Berlin 1968, S.90-106 (Abschn. 3: Redensart und Sprichwort).
  - 3 Vgl. E. WERLICH, *Typologie der Texte* (UTB 450), Heidelberg 1975, S.90.

Da Raubs Buch sich nicht nur an den "Freund niederdeutschen Volkstums" wendet, sondern auch "der Wissenschaft in dieser Form bisher nicht zugängliches Material bereitstellen" will, bleibt von dieser Seite her zu fragen, ob bzw. inwieweit dieser Anspruch erfüllt wird. Im folgenden soll zugleich Gelegenheit genommen werden, einige allgemeine Bemerkungen über die Darstellungsform von Sprichwortsammlungen und Hinweise auf andere mundartliche Veröffentlichungen dieser Art anzuschließen.

Entstanden ist die Raubsche Sammlung - sie enthält 4046 Belege - hauptsächlich aus Einsendungen zu einem Preisausschreiben der Bochumer Kortebusch-Gesellschaft. Das Auswahlverfahren bestand darin, die nur aus schriftlicher Überlieferung bekannten Sprichwörter auszuschließen. Es handelt sich also um Spruchgut, das z.Zt. der Sammelaktion (1960-1970 ?) noch 'lebendig' war.

Einer relativ kleinen Zahl von Sprichwörtern mit Ortsangabe steht die Masse der Sprüche ohne Belegort gegenüber. Die Herkunftsorte wurden immer dann nicht genannt, wenn ein Sprichwort für mehr als einen Ort gemeldet worden war. (Der Begriff 'Sprichwort' steht hier pauschal für die nach Kategorien unsortiert wiedergegebenen Sprichwörter, Sprichwörtlichen Redensarten, Sagwörter und Bauernregeln.) Die Schreibung wurde dem Leser zuliebe vereinfacht, dem Hochdeutschen angeglichen, auch vereinheitlicht.

Es bedarf keiner Erläuterung, daß die Mundartforschung das nicht genau lokalisierbare und unter Verzicht auf authentische Graphie dargebotene Material kaum heranziehen kann, es sei denn unter textlinguistischen Aspekten.

Für vergleichende parömiologische Zwecke, für die solche Vorbehalte weniger ins Gewicht fallen, ist dieses relativ gesicherte Quellenwerk bei dem unbefriedigenden Angebot an niederdeutschen Sprichwortsammlungen zweifellos ein Gewinn. Allerdings kann dies nur mit einer nicht unwesentlichen Einschränkung gesagt werden: der technische Zugang zum Material, das Suchen und Finden, stellt den Benutzer vor einige Schwierigkeiten. Wegen der (besonders) subjektiv orientierten thematischen Stoffanordnung<sup>4</sup> ist der Zugriff zum einzelnen Beleg

4 Raubs thematische Anordnung hat auch positive Seiten, wenn z.B. die Aufeinanderfolge von Sprichwörtern dem zeitlichen Verlauf eines Brauchgeschehens entspricht, wie etwa im 1. Kap. (Kind). Das gilt mehr oder weniger für die Kapitel 4 (Liebe und Heirat), 7 (Sterben und Tod) u.a. In insgesamt 32 Abschnitten, mit ungleichwertigen Titelbegriffen, sind Überschneidungen jedoch unvermeidlich. Je spezieller, kleinteiliger die Sachgruppen angelegt wurden, um so größer muß für den Bearbeiter die Qual der Wahl gewesen sein.

nur über ein mit verschiedenen Mängeln behaftetes hochdeutsches Register möglich, ein umständliches Verfahren, das man für einzelne Fälle in Kauf nimmt<sup>5</sup>. Für eine volle Auswertung des Materials jedoch müßte die Sammlung zunächst völlig neu geordnet werden.

Mit den schwierigen und letzten Endes nie ganz lösbaren Problemen der Ordnungsprinzipien bei Sprichwortsammlungen muß sich jeder Sammler und Herausgeber auseinandersetzen. Es ist nur merkwürdig, daß die Lexikon-Form der großen Sammlungen des 19. Jh.s - Wander<sup>6</sup>, Düringsfeld<sup>7</sup>, - hierzulande so wenig Nachfolge gefunden hat. Auch Röhrichs *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*<sup>8</sup> scheint, wie man zuletzt an Raubs Sammlung sieht, für den niederdeutschen Bereich keine Modellwirkung zu haben.

Die in unserem Zusammenhang besonders wichtige Eckartsche Sammlung niederdeutscher Sprichwörter<sup>9</sup> hat vielleicht deshalb hinsichtlich des angewandten Ordnungssystems keine Nachfolge

- 5 Bei einem thematischen Ordnungssystem hat das Register selbstredend eine besonders wichtige Funktion. Hier wurden manchmal nur solche Belege aufgenommen, die nicht im Sachzusammenhang zu finden sind. So ist z.B. unter "Beutel" nur ein Beleg registriert, während die *Bül*-Belege des Kapitels "Von der Macht des Geldes ..." im Register nicht vorkommen. Diffuse Begriffe wie "Lebensregeln", "Spott", "Scherzwörter" und das Verfahren, die hochdeutschen Stichwörter entweder dem Text oder der Bedeutungsebene zu entnehmen, erschweren den Gebrauch des Registers. Die etwas willkürliche Festsetzung eines 'Kernwortes' wird an folgendem Beispiel deutlich. Es stehen in einem Sinnzusammenhang: *Hä hät sik en Ape gekofft*, und *Hä sitt op'm Piärd as de Ape op'm Kommißbrout*.
- 6 K.F.W. WANDER, *Deutsches Sprichwörter-Lexikon, ein Hausschatz für das deutsche Volk*, 5 Bde., Leipzig 1867-1880. Zum Stichwort-Prinzip WANDERS vgl. G. PEUKES, *Untersuchungen zum Sprichwort im Deutschen. Semantik, Syntax, Typen* (Philologische Studien u. Quellen, 86), Berlin 1977, Einleitung, S.7-18.
- 7 Ida VON DÜRINGSFELD - Otto VON REINSBERG-DÜRINGSFELD, *Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen vergleichend zusammengestellt*, 2 Bde., Leipzig 1872-75. Nachdruck Hildesheim New York 1973 (Volkskundliche Quellen, VII, Sprichwort).
- 8 L. RÖHRICH, *Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten*, 2 Bde., Freiburg 1. Br. 1973.
- 9 R. ECKART, *Niederdeutsche Sprichwörter und volkstümliche Redensarten*, Braunschweig 1893. Nachdruck Hildesheim New York 1975 (Volkskundliche Quellen, VII, Sprichwort). - Vgl. auch F.A. STOETT, *Nederlandsche Spreekwoorden, Spreekwijzen, Uitdrukkingen en Gezegden*, 2 Teile, Amsterdam 1901, 5. Aufl. 1943.

gefunden, weil die alphabetische Stichwortordnung nicht auf den ersten Blick erkennbar und auch nicht immer konsequent gehandhabt worden ist. Für die Abfolge wird ein Kennwort, im allgemeinen das erste, sofern mehrere vorhanden sind, zugrundegelegt, und zwar unabhängig von der jeweiligen Mundartgraphie nach der hochdeutschen Schreibung; die Kolummentitel dagegen geben die Ortsdialektform wieder. Gewiß kein ganz überzeugendes System, jedoch kann der Benutzer ohne besondere Mühe sein gesuchtes Sprichwort finden.

Um noch ein extremes Beispiel anzuführen: Der Herausgeber des *Volkspiegel* mit Sprichwörtern und Redensarten aus dem Märkischen Sauerland, C. Brocksieper<sup>10</sup>, hat mit seiner Un-Ordnung wohl den Vogel abgeschossen. Bei seiner Sammlung von 920 Nummern verzichtete er auf jegliches Ordnungsprinzip, und vermutlich hat er auch schon vor hundert Jahren auf diese Weise keine "geeignete Leserwelt" gefunden. Vgl. auch Heckschers Sprichwortsammlung in der *Heidmärker Volkskunde*<sup>11</sup>, deren wechselnde Einteilungskriterien ein unsystematisches und verwirrendes Gliederungsgefüge ergeben.

Angesichts der Unsicherheit gegenüber Fragen der Stoffanordnung, wie sie gerade bei Sammlern und Herausgebern regionaler Dialektsammlungen zu beobachten ist, erscheint es notwendig darauf hinzuweisen, daß das Sprichwort als oral wie literarisch tradiertes (nicht unkompliziertes) Sprachgebilde ein internationales Phänomen ist<sup>12</sup> und daß daher jeder Beleg wegen eventueller Bedeutungsgleichheit als Variante oder Parallele für Forschungszwecke beachtenswert sein kann. Es gibt eine Fülle adäquater Sprichwörter in verwandten und nicht-verwandten Sprachen<sup>13</sup> - im letzteren Fall ergeben sich die Entsprechungen und Übereinstimmungen aus den allgemeinen menschlichen Lebens- und Denkmodellen. Da es, anders als in der internationalen Märchenforschung, einen verbindlichen Motivindex

10 C. BROCKSIEPER, *En Volksspiegel ...*, Lüdenscheid 1878 (Selbstverlag).

11 K. HECKSCHER, *Heidmärker Volkskunde*, Oldenburg i.O. 1938, S.174-181.

12 Vgl. die Beiträge und Diskussionen in *Proverbium*, Bulletin d'information sur les recherches parémiologiques, 1ff. (1965ff.). Es sei an dieser Stelle hingewiesen auf den Sammelband *Ergebnisse der Sprichwörterforschung*, hrg. v. W. MIEDER, Bern 1978, 255 S., mit 11 Beiträgen hauptsächlich der 50er und 60er Jahre und einer Bibliographie zur Sprichwörterforschung der letzten Jahre.

13 S. etwa SEMAHAT ŞENALTAN, *Türkische Entsprechungen zu germanisch-romanischen Sprichwörtern bei Düringsfeld*, *Proverbium* 13 (1969) 337-348.

und Verweiscode jedoch noch nicht gibt<sup>14</sup>, besteht eine essentielle Forderung der heutigen Parömiologie darin, alle Arten von Sprichwortsammlungen in funktionsgerechter Organisation anzubieten, einerlei, für welche Leser- bzw. Benutzerschicht sie bestimmt sind. Das kann sowohl eine alphabetische als auch eine thematische, eine chronologische, strukturelle, geographische, funktionelle, metaphergebundene oder eine andere forschungsorientierte Stoffanordnung sein - wenn nur die Mikrostruktur das Vergleichsmaterial durch Verweise, Verzeichnisse, Sachregister (auch Glossare) aufschlüsselt und greifbar macht. Die Idealforderung für die vergleichende Parömiographie, für entwicklungsgeschichtliche Untersuchungen zur Bestimmung einzelner Redaktionen eines Sprichworts, bei typologischen Fragen u.ä. besteht in einer Ordnungsform, in der Varianten, Synonyme und strukturgleiche Sprichwörter innerhalb eines Werkes gefunden werden können, ohne daß das ganze Material oder große Teile durchgesehen werden müssen. Jede Ortssammlung, auch solche kleineren Umfangs, sollte daher so angelegt werden, daß sie für die Forschung verwertbar ist.

Die 1974 erschienene, aus ungedruckten und gedruckten Quellen des 16. bis 20.Jh.s. zusammengestellte schöne Sammlung *Ostfälische Sprichwörter*, von Werner Flechsig mit exakten Herkunftsbezeichnungen, unter Anführung auch von Varianten und verwandten Sprichwörtern herausgegeben<sup>15</sup>, entspricht leider auch nicht ganz diesen Anforderungen. Die thematische Sortierung wurde ausdrücklich einem alphabetischen System vorgezogen<sup>16</sup>, um der Volkskunde einen Dienst zu erweisen. Weitere 'Vorarbeit' in dieser Richtung leistet der Hrg. durch die wört-

---

14 Im geeigneten Fall zitiert man Konkordanzen nach REINSBERG-DÜRINGS-FELD (s. Anm.7). Vgl. die Vorschläge von G. PERMJAKOV, der die Sprichwörter durch logisch semiotische Gesichtspunkte klassifiziert sehen möchte (Proverbium 10 (1968) 234), und MATTI KUUSI, *Towards an International Typesystem of Proverbs*, ebda. 19 (1972) 699-735.

15 W. FLECHSIG, *Ostfälische Sprichwörter. Volksweisheit und Volkshumor aus fünf Jahrhunderten ...*, Braunschweig 1974.

16 Das Problematische dieser sachbezogenen Anordnung schildert der Hrg. eindringlich in seinem Vorwort, S.XV. Der Abschnitt "Vermischtes" mit 60 Nummern verdeutlicht die Crux, der sich Flechsig gegenüber sah.

liche Übersetzung jedes Sprichworts und eingehende Interpretationen. Außerdem geben kommentierende und gliedernde Einschübe, die aber die Benutzbarkeit eher hindern als fördern, zusätzliche, besonders auf den Volkscharakter zielende Aufklärung<sup>17</sup>. Das hochdeutsche Stichwort-Register als einziges Hilfsmittel kann die ihm ausdrücklich zgedachte Funktion der schnellen Auffindbarkeit eines bestimmten Sprichworts (S.XII) jedoch nur bedingt erfüllen.

Ein anderer Weg wird gegenwärtig in der Kommission für Mundart- und Namenforschung Westfalens beschritten, wo das regional angelegte Sprichwortarchiv der Volkskundlichen Kommission für Westfalen, das durch zusätzliche Sammlungen der letzten Jahre erweitert wurde, computerunterstützt neu geordnet und für die Veröffentlichung vorbereitet wird. Mit Hilfe eines aus dem ersten Kernwort gewonnenen hochdeutschen Stichworts wird eine alphabetisch angelegte Auflistung erreicht, die synonyme Formen und Varianten eines Typus zusammenbringt. Das Material wird ferner nach Gattungen und stereotypen syntaktischen Merkmalen geordnet und für eine möglichst mühelose Auswertung durch das Westfälische Wörterbuch eingerichtet.

An eine Untersuchung, die Form und Funktion von Sprichwörtern zum Gegenstand hat, wie die wichtige Arbeit von Winfried Hofmann, *Das rheinische Sagwort*<sup>18</sup>, sollte der Benutzer hinsichtlich des Materialteils dieselben Anforderungen wie an eine Sammlung stellen dürfen. Diese Arbeit enthält eine annähernd vollständige Sammlung der rheinischen Sagwörter, die allerdings, im Text eingestreut, einzeln kaum auffindbar sind. Ein Register fehlt, und die Gliederung bietet, da sie unter dem Begriff "Lebensraum" thematische wie strukturelle Gesichtspunkte subsumiert, kaum eine Orientierungshilfe<sup>19</sup>. So wird es

17 Zu dieser überholten Art, Sprichwörter auszuwerten, vgl. ISIDOR LEVIN, *Überlegungen zur demoskopischen Parömiologie*, Proverbium 11 (1968) 289-293.

18 W. HOFMANN, *Das rheinische Sagwort. Ein Beitrag zur Sprichwörterkunde* (Quellen und Studien zur Volkskunde, 2), Siegburg 1959.

19 Vgl. dagegen den nach Gattungen, strukturellen und alphabetischen Gesichtspunkten angelegten Registerband zu: *Volkstümliches Sprachgut in der neuniederdeutschen Dialektdichtung* von W. LINDOW, Kiel 1960 (Masch. Diss.).

dieser Untersuchung gehen wie den zahlreichen kleinen und größeren Orts- und Regionalsammlungen, die wegen des Fehlens eines werkgerechten Apparates für eine effektive wissenschaftliche Auswertung ausfallen.

Kürzlich ist eine regionale Sprichwortsammlung erschienen, die von zukünftigen Herausgebern entsprechender Vorhaben hoffentlich als Vorbild herangezogen wird: Sprichwörter aus dem Emsland, gesammelt von B. Garmann, bearbeitet und herausgegeben von H. Taubken, der das Material alphabetisch nach dem ersten Kernwort angeordnet und ein hochdeutsches Stichwortregister wie auch ein Glossar hinzugefügt hat<sup>20</sup>.

---

20 B. GARMANN, *Plattdeutsche Sprichwörter, Redensarten und Bauernregeln aus dem Emsland*, bearb. u. hrg. von H. TAUBKEN, Lingen (Ems) 1978.